2059 Bibl. Mont
- 2

<36614471980010

<36614471980010

Bayer. Staatsbibliothek

Geheime und kritiſche Nachrichten von Italien

nebſt einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmſten Staaten dieſes Landes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von

Joſeph Gorani,

franzöſiſchem Bürger.

Zweiter Theil.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Frankfurt und Leipzig

1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber die Ausfuhr der Lebensmittel.

Der Handel beider Sizilien beſteht in der Exportation der Erdprodukte. Dieſe würde weit einträglicher ſeyn, wenn die gar zu habſüchtige und einfältige Regierung ſie nicht durch die Hinderniſſe, deren ich im vorigen Abſchnitte erwähnt habe, einſchränkte. Das Erdreich in dieſem Königreiche iſt ſo fruchtbar, daß Sizilien allein einen großen Theil von Europa mit Korn, Oel, und andern Produkten verſorgen könnte, welche, um ſich bis ins Unendliche zu vervielfältigen, nur eine weiſe, und dem Intereſſe des Souverains angemeßnern Regierung erwarten.

Alle Provinzen Siziliens liefern Waizen, Oel, Wein, Hülſenfrüchte, etwas türkiſches Korn, Gerſte, Hanf, Tauwerk, Honig, Wachs, trockne und friſche Früchte, Manna, Safran, Regliſe, Gummi, Weinſtein, Kapern, Makaroni, Salz, Aſche für die Seifenfabriken, Schwefel, Salpeter, Fiſche, Schlachtvieh, Leder, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Branntwein, Weineſſig, Metalle, Mi-

neralien, Marmor, Seide, Leinen, Baumwolle, Pferde, allein dieſe in geringer Anzahl, Eſel und Mauleſel. Dieſen Handelsartikeln fehlt nichts als eingemachte Waaren. Allein man muß bedenken, daß in einem Lande, ſo wie ich es dargeſtellt habe, die Manufakturen gar nichts ausmachen, oder einen zu ſchwachen Bezug haben, um der Wage das Uebergewicht zu geben.

Das Königreich Neapel führt gewöhnlich im Durchſchnitte alle Jahre zwei Millionen Tumol an Waizen aus. Die ganze Nation verbraucht achtzehn Millionen, vier Tumol auf den Mann, an Brod, Mehl und Makaroni gerechnet. Nur das Drittheil der Ländereien iſt mit Getreide angebauet.

Die Hauptſtadt allein verbackt vier hundert und dreißig tauſend Tumolen zu Brod, zwei hundert und funfzig tauſend rechnet man auf die Makaroni, sechszig tauſend zu Zwieback, sechs hundert und dreißig tauſend an Mehl. Bei dieſer Angabe der jährlichen Konſumtion ſind die Truppen nicht mit in Anſchlag gebracht. Es werden dreißig tauſend Ochſen, vier tauſend Kälber von Sorrento, ſechs tauſend gewöhnliche Kälber, und ſechszig tauſend Schweine geſchlachtet.

Das Getreide, welches exportirt wird, nimmt man aus dem Königreiche Neapel. Es

kommt aus Capitanata, den Provinzen Bari, Otranto, Abruzo, Apulien, Moliſſa und Baſilicate. Die Provinzen Labour und Salerno ſchicken ihre Produkte in die Hauptſtadt, in welcher jährlich dreißig tauſend Palmien feines, und beinahe eben ſo viel an Mittelöl verbraucht werden.

Jede, von Gallipoli und Tarento eingehende Palmie Oel, bezahlt eine Abgabe an den König. Dieſe Einfuhrabgabe iſt auf einen Dukaten in Silbergeld feſtgeſetzt. Bari, Kalabrien, Abruzo, Otranto bringen das meiſte Oel hervor. Die Konſumtion des ganzen Königreiches beläuft ſich jährlich auf drei hundert und funfzig tauſend Palmien; daraus erhellet, daß die Hauptſtadt dieſes Landes unendlich volkreicher iſt, als es verhältnißmäßig die Provinzen ſind, deren Bevölkerungszuſtand der Größe des Umfangs nicht entſpricht. Man ſchätzt allein die Exportation des Königreichs Neapel an Oel jährlich auf funfzig tauſend Palmien.

Nach dem Getreide iſt der vortheilhafteſte Handelszweig, wie auch der beträchtlichſte, die Seide. Es wäre möglich, den Ertrag derſelben viermal höher zu bringen, wenn nicht der König, oder vielmehr die miniſteriellen Blutigel, ihn durch ihre ewigen Verordnungen unterdrückten. Die Raubſucht der Zollbeamten, die Mißbräuche, welche in der Finanzverwaltung eingeführt ſind,

die Bedrückungen, die ſich die Herren, welche Lehensvorrechte beſitzen, erlauben, ſind alles Hinderniſſe zum Emporkommen des Handels ſowohl, als auch des Anbaues der verſchiednen Landprodukte.

Was ich von Neapel geſagt habe, iſt für beide Sizilien ebenfalls anwendbar, deren Regierung dieſelbe iſt; obgleich der Markis Caraccioli während ſeiner Vicekönigſchaft alles verſucht hat, wenigſtens zu mildern was er nicht ausrotten konnte. Seine weniger aufmerkſamen Nachfolger haben aufs neue Mißbräuche in die Staatsverwaltung einſchleichen laſſen, welche Caraccioli zum Heile des Volks nie hätte niederlegen ſollen. Die Produkte von Sizilien ſind beinahe die nämlichen, wie die von Neapel; alſo, wenn man ſich Kenntniß von dem Bevölkerungszuſtande verſchaft hat, ſo wird es ſehr leicht ſeyn, einen genauen Ueberſchlag von der jährlichen Konſumtion zu machen. Die Sizilianer unterſcheiden ſich von den Neapolitanern bloß dadurch, daß ſie mehr Verſtand, Schlauigkeit und Lebhaftigkeit als jene haben. Uebrigens ſind ſich die Sitten und Gebräuche beinahe gleich. Der Hochmuth und die Härte der Regierung machen beide Nationen in gleichem Maaße unglücklich.

Wenn der König von Neapel, dem man, ungeachtet ſeiner natürlichen und angenomme-

nen Fehler, Urtheilsvermögen nicht abſprechen kann, wenn der König, ſage ich, es über ſich zu nehmen wagte, alle ſeine Provinzen einzeln zu beſuchen, ſo würde er ſich überzeugen, daß es keine ſchlechtere Verfaſſung giebt, als die ſeines Reiches. Auch würde er fühlen, daß es nicht ſchwer wäre, dem Uebel abzuhelfen. Es würde nicht darauf ankommen, neue Verordnungen ergehen zu laſſen, ſondern vielmehr die gegebnen zurückzunehmen. Kurz, ſtatt unaufhörlich alles regieren zu wollen, müßte Sizilien wie ein Kranker behandelt werden, der noch innre Kräfte hat, der mehr durch die Mittel, als durch das Uebel ſelbſt, geſchwächt iſt, und bei dem man nun die Natur walten laſſen müßte, ſtatt ihr entgegen zu wirken.

Man hob, im Nahmen des Königs, eine Abgabe von der Exportation und Konſumtion der Lebensmittel; das Fünftheil dieſer Abgabe war der Stadt zugeſchrieben, welche zwar ſehr reich iſt, deren Einkünfte aber nicht mit gewiſſenhafter Treue verwaltet werden.

Ein Neapolitaner von vielem Verſtande, welchem ich meine Bemerkungen über dieſe verſchiednen Gegenſtände mittheilte, antwortete mir, daß er über alle dieſe Wahrheiten, und die daraus herzuleitenden Folgen, mit mir einig ſey, es aber nichts deſto weniger für un-

möglich hielte, dem allem abzuhelfen. Er warf mir ein, daß der König, bei ſeinem natürlich guten Verſtande und geſunder Beurtheilung, wenn er nicht von Vorurtheilen geblendet iſt, aufrichtig das Gute wolle, allein, doch kein Mittel dahin zu gelangen faſſen könne; daß er ſich aus Schwäche und Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, den Eingebungen der Königinn und des Generals Akton überließe, welche, ſtatt ihn aufzuklären, nur dahin arbeiten, ihn unaufhörlich zu zerſtreuen, und dadurch von ſeinen Obliegenheiten abzuziehen ſuchen, daß ſie ſeinem Hange zur Jagd, welche ſieben Achttheil ſeiner Zeit wegnimmt, neue Nahrung verſchaffen. Dieſer König ſey durchaus unfähig, eine heilſame Revolution der Regierung zu bewirken. Er beſchloß alſo: Wie läßt ſich eine Aenderung zum Guten in einer Monarchie hoffen, welche drei Oberhäupter hat, denen es allen an Talenten und Einſichten fehlt.

Gewicht, Maaß, Münzen.

Die Neapolitaner theilen ihre Ländereien in Moggio ein. Der Moggio enthält einen Raum von dreißig gewöhnlichen Schritten, nämlich neun Quadratfuß.

Ein Tumol beträgt vierzig Rotoli, und je-

der Rotoli drei und dreißig Unzen. So vermeſſen die Neapolitaner ihr Getreide. Aber die Kleie muß zweimal ſtark, hintereinander eingedrückt werden, und das Maaß gerüttelt voll ſeyn, ſo wie es in Frankreich mit den kleinen grünen Getreidearten gehalten wird.

Das Maaß, deſſen man ſich zum Wein bedient, heißt Botta; es enthält fünf hundert vier und dreißig pariſer Maaß. Ein Botta wird in zwölf Fäßchen eingetheilt, und jedes Fäßchen in sechszig Karaffen.

Das Oel wird nach Palmien oder Salmien gemeſſen. Eine Palmie wiegt zwei hundert und vierzig Pfund des eilf Unzengewichtes, und wird in zehn Maaß getheilt, welche Staya heißen, und jede Staya wieder in zwei und dreißig Pignotti.

Das neapolitaniſche Pfund, obſchon es in eilf Unzen abgetheilt iſt, beträgt doch gegen das franzöſiſche Pfund nur zehn Unzen. Eine Unze zerfällt in dreißig Trapeſi, und jede Trapeſi in zwanzig Acini.

Die Palme enthält ungefähr neun Zoll acht und eine halbe Linie franzöſiſch. Es wird zertheilt in zwölf Unzen, und jede Unze in fünf Minuten. Ein Stock macht acht Palmen.

Das Geld wird nach Decimalen gezählt. Zehn Grani machen einen Carlin, und zehn Carlin einen Silberdukaten neapolitaniſch Geld. Eine Unze ſtellt drei Dukaten, oder dreißig Carlinen vor.

Man rechnet ungefähr, daß zwölf Millionen Dukaten neapolitaniſch Geld allein in der Hauptſtadt im Umlaufe ſind. Unabhängig von dieſer Berechnung ſind noch ſechs bis ſieben Millionen an Bankobillets vorhanden. Dieſe Billets haben einen ſolchen Kredit, daß ſie mit dem baaren Gelde gleich ſtehen. Man kann ſie leicht umſetzen. Sie werden in allen Handlungshäuſern, und von allen Kaufleuten angenommen; und Privatleute betrachten ſie wie baares Geld.

Die neapolitaniſche Bank, über welche Don Michael Rocco ein ſehr wohl geſchriebenes Werk herausgegeben hat, leihet öffentlich auf Pfand oder Hypothek. Die Intereſſen ſind mäßig, denn ſie gehen nicht über drei Procent.

Es iſt für die Banken der Stadt Neapel ein Geſetz vorhanden, welches ſeinen guten Nutzen hat. Jede Banknote ſoll in 24 Stunden eingetragen, und bei jeder Veränderung des Eigenthümers der Nahme angeführt werden. Dieſes iſt zur öffentlichen Sicherheit, denn wenn die Bank zu zahlen aufhörte, und dieſe Formalität wäre vernachläſſigt worden, ſo könn-

te der letzte Beſitzer keinen Anſpruch auf die Wiedererſtattung desjenigen machen, der ſie ihm als Zahlung zu leiſten hätte. Dieſes hat mir der Verfaſſer des Werkes über die Banken geſagt.

Wenn es wahr iſt, daß, wie mich gut unterrichtete Perſonen verſichert haben, in beiden Sizilien nur 30 bis 34 Millionen Dukaten in Silber im Umlaufe ſind, ſo wäre dadurch erwieſen, daß die Hauptſtadt ein Drittheil des Nationalreichthums aufzehrt.

Waareneinfuhr.

Es iſt genug, die Gegenſtände berührt zu haben, welche den auswärtigen Handel von Neapel ausmachen; ich muß auch anführen, was für Waaren es aus der Fremde zieht, und welche den innländiſchen Handel ausmachen.

Die Holländer verſorgen es mit Gewürznelken, Zimmt, Muskatennüſſen, und einer Menge Apothekerwaaren; ferner: feine Tücher, Leinwand, Muſſelin, Kakao, Toback, einige Arten Seidenzeug, Stockfiſche und Heringe.

Die Engländer führen ihm alle Arten Tücher zu, Seidenzeuge, wollne Strümpfe, verarbeitetes und zubereitetes Leder, Blei, Zinn, Pfeffer, Quinkallerien, Schnupftücher, Leinwand, Fächer, Rohr, etwas arabiſchen und

indiſchen Gummi, Färbeholz, Taſchen= und Schlaguhren, Spezereien, mathematiſche Inſtrumente, Schell= und Klippfiſch, Heringe, Kaffee, Thee, Sago, Kakao, und noch einige andre ähnliche Waaren.

Die Franzoſen liefern den beiden Sizilien viel Zucker, Indigo, Kaffee, Färbeholz, Bleiweiß, viel levantiſche Waaren, Kakao, Modewaaren, Quinkaillerien, ſeidne Zeuge und Tücher. Aber man muß geſtehen, daß von allen Handlungsartikeln, welche Frankreich nach den Sizilien verführt, bei keinem ſo viel Vortheil iſt, als bei den Modewaaren, weil den Weibern dieſes Landes nichts ſo wichtig iſt, als was ihnen ſich zu ſchmücken dient.

Die Spanier bringen nach Sizilien Zucker, Kochenille, Färbeholz, Kakao, zubereitetes Leder, Spezereien aus Amerika, China, Saſſaparille, peruaniſchen Balſam und Toback.

Auch die Portugieſen tragen zum Vorrathe dieſes Landes bei, indem ſie Zucker, Toback, Kakao, Spezereien und Leder einführen.

Die Venezianer bringen Bücher, Tauwerk, Spiegelgläſer, Kriſtalle, grobe Tücher, Wachs, Hüte, Queckſilber, Spezereien aus der Türkei, Terpentin, Drachenblut und deutſche Tücher ein.

Auch kommen alle Jahr einige ruſſiſche

Schiffe in die Häfen an. Sie bringen Pech, Wachs, Eiſen, Pelzwerk und Segeltuch.

Die Deutſchen verhandeln hier eine Menge gebleichter und gedruckter Leinwand; ſie tauſchen Kriſtalle, Hüte, Leder, verarbeitetes Zinn und Tücher dafür ein.

Die Genueſer treiben einen unermeßlichen Handel hierher. Außer den angeführten Artikeln, welche ſie gleich den andern Nationen führen, und welche ſie zu mäßigen Preiſen laſſen, um die Konkurrenz zu erhalten, verkaufen ſie, ob ſie die Waaren gleich nicht aus der erſten Hand haben, doch ihren Sammet und ihre Waaren aus der Barbarei mit großem Vortheile.

Auch Sardinien handelt mit Käſe und Thonfiſchen hierher.

Die Abgaben ſind nicht von allen Waaren gleich ſtark; im Durchſchnitte kann man ſie zu acht und zwanzig Procent rechnen, welches ſehr viel iſt. Einigen Kaufmannsgütern ſind funfzig Procent aufgelegt; aber dagegen geben einige auch nur zehn, funfzehn und zwanzig Procent.

Von der Bevölkerung.

Die Bevölkerung der Hauptſtadt, mit der in den Provinzen verglichen, aus welchen die

Monarchie beider Sizilien beſteht, übertrift alle Angaben die man vorausſetzen könnte. Die Stadt Palermo kommt jener am nächſten, weil man hundert und zehn tauſend Einwohner dafür annimmt. Aber dieſe Hauptſtadt von Sizilien iſt auch im Verhältniſſe mit den andern Städten dieſes Königreiches, was Neapel, die Hauptſtadt der ganzen Monarchie, iſt.

Es iſt ſehr wahr, daß Neapel mehr als vier hundert tauſend Einwohner hat. Dieſes ſcheint um ſo erſtaunlicher zu ſeyn, da die Länge dieſes Königreiches nur drei hundert und funfzig Meilen, eine ungleiche Breite, von zwanzig bis auf neunzig Meilen, und an einigen Orten hundert Meilen beträgt. Der ganze Umfang beträgt 1415 Meilen, und die Küſten des mittelländiſchen und adriatiſchen Meeres haben eine Länge von vier hundert Meilen.

Aber man muß auch wiſſen, daß in ganz Neapel keine Stadt iſt, welche der Hauptſtadt ſowohl in Abſicht der Bevölkerung als des Wohlſtandes gleich käme.

Foggia, welches in Abſicht ſeiner Bevölkerung und ſeines Handels gleich auf Neapel folgt, hat nur ſechs und zwanzig tauſend Einwohner. Es giebt dort einige Kapitaliſten, aber man hält dafür, daß keiner davon hundert tauſend Dukaten Kapital habe. Es trägt zum Wohlſtande der Stadt bei, daß in derſel-

ben alle Pachtkontrakte der Wieſen und Lände-reien dieſer Provinz Tavolliera, deſſen Haupt-ſtadt Foggia iſt, geſchloſſen werden. Foggia liegt in Capitanata, fünf Meilen ſüdöſtlich von Manfredonia, an dem Fluſſe Cerbaro. Hier war es, wo Karl von Anjou, der Mörder des jungen Konradin und des Herzogs von Oeſt-reich, ſein durch Grauſamkeit, Ehrgeiz und Habſucht beſudeltes Leben beſchloß.

Lecce, welches als die Hauptſtadt von Apu-lien betrachtet wird, weil ſich hier ein zahlrei-cher Adel niedergelaſſen hat, enthält nur funf-zehn tauſend Seelen, indeß La Torre del Grece bei Neapel deren achtzehn tauſend hat.

Tarento, Moſſette, Barlette, Manfredo-nia, Salerno, Otranto, welches die beträcht-lichſten Städte des Königreiches ſind, nach je-nen, welche ich oben genannt habe, ſind nur ſehr geringe bevölkert. In keiner dieſer Städ-te giebt es reiche Privatleute. Diejenigen, welche man verhältnißweiſe dafür anſiehet, ha-ben nicht über fünf bis ſechs tauſend Dukaten Einkünfte; hingegen giebt es in Neapel viele, die jährlich zehn bis zwölf tauſend Dukaten zu verzehren haben.

Die Stadt Neapel hat nicht nur viel von dem Adel, welcher bei dem dummen Stolze, welchen ſeine alten Pergamente ihm eingeben, auch das Vermögen beſitzt, ſeinen Rang mi

Pracht und Glanz zu unterſtützen; ſondern auch eine unglaubliche Menge wohlhabender Perſonen, welche nicht adelicher Herkunft ſind. Neapel iſt die einzige Stadt in Europa, welche mehr als fünf tauſend Familien in ſich faßt, die ohne auf die Vorrechte, welche mit einem alten Nahmen verbunden ſind, Anſpruch zu machen, in dem größten Ueberfluſſe leben. Das größte Vermögen iſt hundert tauſend Dukaten Einkünfte; wenige überſteigen dieſe Summe.

In Sizilien giebt es noch reichere Familien, als in Neapel. Sie bleiben auf ihrer Inſel, und kümmern ſich nicht um die Ehre, womit der Hof ſie überſchütten könnte. Sie thun ſehr wohl daran; denn wenn ſie die anſteckende Luft von Marien Karolinens Hofe einſögen; wenn ſie ſich durch ihre Schmeicheleien anlocken ließen, ſo würde Sizilien bald arm werden, und der Glücksſtand der Privatperſonen vernichtet ſeyn.

Die Menge Equipagen, welche man in Neapel antrift, überſteigen allen Glauben. Man hat mich verſichert, daß deren über funfzehn tauſend, die Miethkutſchen mit eingerechnet, hier wären. Ich glaube dieſer Angabe um ſo eher, weil überall, wo man hingehet und hinſiehet, man deren ganze Reihen, die ſich unabläſſig hintereinander folgen, antrift. Paris, welches in Abſicht ſeiner Größe und

Be-

Bevölkerung Neapel bei weitem übertrift, hatte deren nicht ſo viel, ſelbſt vor der Revolution nicht.

In keiner Stadt in Europa giebt es eine ſo große Menge Livreebediente als hier. Es wimmelt davon in den Vorzimmern. Auf den Kutſchen ſtehen ſie über einander gehäuft, und vor dem Wagen gehen zuweilen vier Läufer her, die alle Einem Herrn gehören. Dieſer Mißbrauch des Reichthums wird hier aufs höchſte getrieben.

Ob ich ſchon geſagt habe, die Luft in Neapel ſey nicht ſo geſund, als man es ſich einzubilden pflegt, und daß die Fremden in den erſten Monaten ihres hieſigen Aufenthaltes beſtändige Beſchwerlichkeiten, beſonders an Diarrheen empfinden, ſo muß ich doch auch anmerken, daß wer an das Klima einmal gewöhnt iſt, ſehr alt darin werden kann. Ein unwiderleglicher Beweis hievon iſt, daß in den Krankenhäuſern die Kranken nicht in Einem Bette an einander gedrückt ſind; obſchon der gemeine Mann hier ſo arm iſt, als anderwärts, und die Unreinlichkeit der Straßen und der Menſchen beſondere Krankheiten bei dieſer Menſchenklaſſe erzeugen müßte. Cottugno, Gatti und Civillo haben mir mehr als einmal geſagt, daß ſich ſo leicht keine Stadt in Europa ſo vieler muntrer und geſunder Greiſe zu

rühmen hätte, als Neapel. In Salerno indeß lebt man doch noch länger.

Die Projekte.

Ein Fremder, der nur Neapel geſehen hätte, müßte glauben, der Beherrſcher dieſer Monarchie gehöre zu den erſten Mächten Europa's. Wenn er die andern Theile des Königreiches nach der Pracht und dem Glanze beurtheilte, welche er in dieſer Hauptſtadt gewahr wird, ſo würde er glauben, Ferdinand habe funfzehn Millionen Unterthanen, und ein Einkommen von hundert Millionen Livres. Die Neapolitaner, welche auf der Stufe der Kultur ſtehen, auf welcher die Franzoſen im zehnten Jahrhunderte ſtanden, glauben, es ſey ſo; ſie halten ihren König für den erſten und mächtigſten Monarchen der Welt; ſie ſind weit davon entfernt einzuſehen, daß Pracht nicht Reichthum, und daß Ferdinand nur ein Potentat der dritten Ordnung iſt.

Unſtreitig würde man, wenn das ganze übrige Königreich verhältnißmäßig mit der Hauptſtadt bevölkert wäre, auf einen Bevölkerungszuſtand von mehr als funfzehn Millionen Menſchen ſchließen müſſen; aber es iſt ſehr gewiß, daß die Königreiche Neapel und Sizilien, im Durch-

ſchnitte gerechnet, nicht über ſechs Millionen enthalten.

Und auch dieſe Population muß den Beobachter in Erſtaunen ſetzen, wenn er die ungeheure Menge Geſetze bedenkt, durch welche der Ackerbau, Handel und Induſtrie eingeſchränkt ſind; wenn er betrachtet, wie eine einfältige und unredliche Regierung unaufhörlich dahin arbeitet, die Hülfsquellen, welche das Klima dem unglücklichen Neapolitaner darbietet, auf tauſend verſchiedene Arten von ihm abzulenken.

In beiden Sizilien ſind ſechs Millionen Menſchen. Das Königreich Neapel hat für ſich allein vier Millionen ſieben hundert tauſend; und das eigentliche Sizilien hat nur dreizehn hundert tauſend. Wenn man die Fruchtbarkeit des Landes bedenkt, ſo iſt das nur ſehr wenig; aber es ſcheint auch wieder ſehr beträchtlich zu ſeyn, wenn man die Hinderniſſe, welche der Vermehrung in den Weg gelegt werden, mit Aufmerkſamkeit betrachtet.

Ein Monarch, welcher über ſechs Millionen Unterthanen herrſcht — denn ſo muß man dieſes Volk nennen, welches bei weitem nicht den Nahmen freier Menſchen verdient; ein Monarch, ſage ich, welcher über ſechs Millionen Unterthanen regiert, könnte eine furchtbare

Macht ſeyn. Preußen, welches unter Friedrich dem Großen ſo viel Uebergewicht in Europa bekam, zählt nicht mehr Einwohner; obſchon ſeine Länder mehr Ausdehnung, und nicht ſo wie Neapel den Vorzug haben, beinahe eine ungetheilte Maſſe auszumachen; denn Sizilien iſt von dieſem Königreiche nur durch einen ſehr ſchmalen Kanal getrennt.

Wenn man einen Mann, wie Friedrich der Große war, auf den Thron beider Sizilien ſetzte, ſo würde man gewahr werden, was ein Staat, welchen die Natur mit einer nicht gewöhnlichen Fruchtbarkeit geſegnet hat, in geſchickten Händen werden könnte.

Die erſte Handlung, die eines Monarchen, werth mit Friedrich verglichen zu werden, würdig wäre, würde die Zernichtung des Feudalſyſtems mit allen von ihm abhängigen Mißbräuchen ſeyn; er würde ohne Anſehen der Perſon, ohne auf die vergeblichen Klagen zu achten, handeln; die ohnmächtigen Klagen der Baronen, die ſeine Ohren umſumſen würden, müßten ihm ſeyn, was das Brüllen der zum Pfluge beſtimmten Thiere iſt, wenn ein ſtarker Ackersmann ſie davor ſpannt, und ſie Trotz ihres Widerſtandes zwingt, den Schooß der Erde zu öfnen, worin er den köſtlichen Samen ſtreuet, den er hundertfältig wieder zu erndten hoft.

Dieſe Handlung der willkührlichen Gewalt, und zwar einer ſehr ehrwürdigen Gewalt, weil ſie zum allgemeinen Beſten abzweckte, würde einem ſolchen Monarchen die Liebe des Volks gewinnen, welches ſich drängen würde, ſeinen Willen zu thun, und ihn gleich der Gottheit lieben. Der Neapolitaner, welcher von Natur geneigt iſt, die unter ihren Souverainen zu lieben, die Karakter zeigen, und ſich mit dem allgemeinen Beſten beſchäftigen, würde ihn bei dieſer wahrhaft väterlichen Arbeit unterſtützen, und ihn ermuntern, alle an die Lehnrechte hängende Privilegien zu vernichten, u. ſ. w.

Der Adel würde nur ſeiner ſchädlichen Vorrechte beraubt werden, und keiner von ihm würde ſeines Eigenthums, welches er nun geltend machte, beraubt werden. Er würde die üblen Folgen der Vernachläſſigung empfinden, und würde ſich nicht ausſetzen, ein Gut zu verlieren, welches durch Bedrückung ſeiner Vaſallen, die nun durch das nehmliche Edikt frei, wie er ſelbſt, geworden wären, jetzt nicht mehr vermehret werden könnte.

Wenn die Souveraine geneigt wären, ſich zu belehren, ſo würden ſie inne werden, daß ein Theil dieſer Rechte ſich von kurzdauernden Konceſſionen herſchreibt, welche ihre Vorgänger, um beſondre Dienſte zu belohnen,

ertheilt haben, und daß das Uebrige Zergliederung der königlichen Gewalt iſt, welche ſchwachen, oder durch Zeitumſtände gedrängten Fürſten entriſſen ſind; und daß endlich die Ausdehnung, welche die Beſitzer dieſer vermeintlichen Rechte gaben, eine Schmach für die Menſchheit, und ein Schimpf für denjenigen ſind, der ſie abſchaffen könnte, ſie dennoch aber beſtehen läßt.

Wäre dieſer erſte Schritt nur gethan, ſo müßte die Abſchaffung der Ankündigungen (annonces) folgen. Die Ex- und Importations-Abgaben würden auf immer aufgehoben ſeyn, und die gänzliche Freilaſſung des Handels, des Ackerbaues und jeder nützlichen Induſtrie würde an die Stelle der Juranden, der Korporationen und ausſchließenden Privilegien treten. welches ſo viel Mordgewehre in der Hand eines Tirannen oder eines unfähigen Regenten ſind; ſie ſind bloß erfunden, die Ketten der elenden Sklaven des Deſpotismus feſter zu ſchmieden.

Die Verbeſſerung der Geiſtlichkeit iſt nicht weniger nothwendig, und müßte ebenfalls ein Gegenſtand der Sorge des Fürſten ſeyn. Wenn aus Achtung für die Meinung der groſſen Menge, die nicht durch Edikte benommen werden kann, er ſich vorſtellte, daß die Art der Gottesverehrung beibehalten werden müßte, ſo ſollte er ſie wenigſtens vereinfachen, und ſie ſo

einrichten, daß ſie vernünftiger freier Weſen würdig wäre; das heißt, ſie von allem enteh- renden Aberglauben ſäubern. Die Aufhebung der Klöſter und der Kanonikate wäre beſon- ders nothwendig, weil in dieſen ſchmutzigen Höhlen der Fanatismus unaufhörlich die Waf- fen ſchmiedet, und die Dolche wetzt, um die Vernunft zu bekämpfen. Allein indem der Na- tion die unermeßlichen Reichthümer wiederge- geben würden, womit die leichtgläubige Fröm- migkeit dieſe Klauſen beſchenkt hat, müßte man nicht vergeſſen, daß ihre Bewohner Menſchen ſind; es müßten ihnen Penſionen ausgeſetzt werden, vermittelſt welcher ſie in der Welt noch beſſer, als in ihrer Abgeſchiedenheit leben könn- ten. Warum? Weil Penſionen, welche nach und nach wieder eingehen, den Staat nur auf eine ganz kurze Zeit beläſtigen, und weil man, um ein wenig Geldes willen, nie unmenſchlich verfahren muß. So wollte ich auch, daß die Weltgeiſtlichkeit abgeſchaft würde, die geiſtli- chen Würden, die Pfarren, und daß man nur acht bis zehn Biſchöfe höchſtens, ſowohl für ganz Neapel als Sizilien, beibehielte.

Da es aber etwas höchſt ſeltnes iſt, daß die Menſchen großmüthig genug ſind, der Nach- kommenſchaft auf Koſten ihres eigenen Intereſſe zu dienen; ſo will ich unterſuchen, ob die Ver- beſſerung, deren Nutzen und Möglichkeit ich

einſehe, dem Souverain, der muthig genug wäre, ſie zu unternehmen, Nachtheil bringen würde.

Die Zolleinkünfte und andre ähnliche Rechte gehörten ehedem ausſchließend der Krone; jetzt ſind ſie aber unter den König und die Baronen vertheilt. Es iſt alſo ganz klar, daß, wenn das Feudalrecht abgeſtellt wäre, die Einkünfte des Souverains verdoppelt würden; ob es gleich noch beſſer wäre, der Nation das Einkommen eines widergeſetzlichen Rechtes zu überlaſſen, weil es nur aus dem Rechte des Stärkern entſpringt; und ſollten ſich die Umſtände, dieſer Wiedererſtattung durchaus widerſetzen, ſo könnte man die Büreaux bis an die Küſten und an die Gränzen verlegen, damit der freie Umlauf des Inneren den Fremden herbeizöge und den Ackerbau, die Hauptkraft des Staates, wieder belebte.

Ein ſehr einfaches Mittel, den König von Neapel, der dies Opfer brächte, zu entſchädigen, und ihn in den Stand zu ſetzen, die zur Aufrechthaltung des Staates erforderlichen Ausgaben zu beſtreiten, wäre wohl, ſich ohne Ausnahme der geiſtlichen Güter zu bemächtigen, und ſie dem Meiſtbietenden zu verkaufen; aber dem Käufer müßten Freiheiten bewilligt werden, damit der Verkauf möglichſt ſchnell von ſtatten gienge. Der Souverain iſt nur der Oe-

konom des Staates; er darf ſich nicht der Ländereien bemächtigen; und die Domainenbeſitzungen ſind ebenfalls ein ungeheurer Mißbrauch, der abgeſchaft werden müßte. Jede Domaine muß einem beſondern Eigenthümer gehören, und dieſer Eigenthümer muß von keinem andern Menſchen abhängen, wenn der Ackerbau begünſtigt werden ſoll. Dann würde der Souverain, einſtimmig mit ſeinem Volke, eine Territorialabgabe einführen können, welche vermittelſt der Einrichtung von Municipalitäten ſehr leicht zu erheben ſeyn würde.

Dieſe Abänderung der innern Staatsverfaſſung, indem die Operationen derſelben dadurch vereinfachet würden, ließen dem Souverain Zeit genug übrig, ſein moraliſches Verhältniß gegen die ihn umgebende Nationen zu bemerken. Bei der vollſtändigen innern Ruhe würde er ſich überzeugen, wie leicht es ſey, jene kirchliche Farcen, aus welchen ſo vielfache Uebel entſprungen ſind, abzuſchaffen. Nichts iſt ſo leicht, als ſich des Kirchenſtaates zu bemächtigen. Ich wollte nicht, daß er auch nur auf einen Augenblick vergäße, daß der Pabſt und die Kardinäle Menſchen ſind, noch daß er ſie wegen der Abſcheulichkeiten ihrer Vorgänger verantwortlich machte. Das ſicherſte Mittel, andrer Verbrechen zu bemänteln, ja ſogar zu rechtfertigen, iſt, ſelbſt welche zu begehen.

Ich wollte denn alſo, daß der Pabſt und die Individuen, welche das ſogenannte heilige Kollegium ausmachen, ſo auch die Marionetten, welche ſie in Bewegung ſetzen, hinreichende Penſionen bekämen, um angenehm leben zu können; aber mit der ausdrücklichen Einſchärfung, die Vorſchriften des Evangeliums beſſer zu befolgen. Ferner wollte ich auch, daß ihnen auferlegt würde, nicht über die Gränzen des Staates zu gehen, wo ſie das ihnen angewieſene Einkommen verzehren ſollten.

Wenn man meinem Rathe folgte, würde dieſer Souverain eine gemäßigte Regierungsform in ſeine Staaten einführen; er würde ſich mit der exekutiven Gewalt begnügen, und würde ein wirklicher König ſeyn: welcher, wenn man auf den Urſprung der Nationen zurückgehet, nur ein Regiſſeur iſt. Er könnte in Italien das wirkliche römiſche Reich wiederherſtellen, weil in dieſen Gegenden keine Macht vorhanden iſt, die ihm widerſtehen könnte, beſonders wenn er, nach dem Beiſpiele der alten Römer, die überwundnen Völker dem Geſetze unterwürfe, welches er bei ſich eingeführt, und welches allein über ſeine Mitbürger herrſchet, deren Mandatarius er nur ſeyn würde. Dieſes wäre die ſchönſte Revolution, die der wenigſten Veränderung unterworfen ſeyn würde, weil allgemeine Uebereinkunft ſie bewirkt hätte,

und weil derjenige, der ſie unternahm, ſich nur der Gewalt des Despotismus bedient hätte, ihn auf immer zu vernichten.

Allein wenn man nun bei einem Könige von Neapel die Energie meines Reformators voraussetzt, ohne ihm hinreichende Größe, nach dem wahren Heroismus zu ſtreben, beizumeſſen, dem Heroismus, nach welchem er ſeinen Völkern ihre urſprüngliche Freiheit wiedergeben würde; wenn dieſer Monarch ſich nicht für verbunden achtete, ſich des Schickſals des übrigen Italiens anzunehmen, ſo könnte er doch wenigſtens durch die Mittel, welche ich angegeben habe, ſein Königreich blühend machen, dadurch daß er ſeine Unterthanen von den Eingriffen des Miniſterial= und Pfaffendespotismus, dem ärgſten von allen, befreiete.

Seelenſtärke, Liebe zur Tugend, haben ihre verſchiednen Grade. Eine wahrhaft ſtarke Seele bildet nur große Entwürfe, und führt ſie Troz der Hinderniſſe, die ihr entgegen ſtehen, aus. Ein Fürſt, deſſen Seele groß genug für dieſen Heroismus wäre, würde ohne Zweifel die Ehre, Italien frei gemacht zu haben, dem traurigen und gefährlichen Vortheile, der Despote beider Sizilien zu ſeyn, vorziehen, einen Reiches, das in Unwiſſenheit und Trägheit ſchlummert; aber ſein Erwachen würde das Erwachen eines Tygers ſeyn, wenn ein neue=

rer Mazaniello es übernähme, ſeiner Wuth die Richtung zu geben.

Aber, wie ich geſagt habe, wenn ein König von Neapel ſich auch nur darauf einſchränkte, das Glück ſeiner Unterthanen zu befördern, die Königswürde, und die Attribute derſelben, welche mit der individuellen Freiheit nicht unvereinbar ſind, beibehielte, ſo könnte er dennoch das große Werk einer innern Revolution leicht zu Stande bringen. Nur ein feſter Wille, und eine Zuſammenſtellung der Umſtände gehörte dazu, welche die Herrſchaft der Philoſophie ſehr erleichtern; die gegenwärtige Folgſamkeit der Neapolitaner würde allen zu gefährlichen Erſchütterungen vorbeugen, und man kann ſagen, daß hier Ehre ohne Gefahr zu erwerben wäre.

Wenn es möglich wäre, daß ein Beherrſcher der beiden Sizilien eines von den beiden Projekten, welche ich dem Leſer ſo eben vorgelegt habe, annähme, ſo müßte er, welches auch ſeine Abſicht ſeyn möchte, mit einem Schlage alle Mißbräuche treffen. Eine allmählige Reform würde bei einem ſo übertrieben abergläubiſchen Volke nicht gelingen; denn es betrachtet ſeine Prieſter, inſonderheit aber die Mönche, als ſeine irdiſchen Engel, die ihm den Himmel aufſchließen. Wie groß die Erſtarrung auch wäre, worinn die Ab-

ſchaffung der Hierarchie das Volk verſenken müßte, ſo würde es doch bald einſehen lernen, daß ſein Souvrain ihm ein dauerhaftes Glück zu gründen ſich beſtrebe; und es wurde aus allen Kräften mit zur Vollendung des Entwurfes arbeiten.

Es giebt in der ganzen Welt kein bekanntes Land, wo die Verbeſſerung der Geiſtlichkeit, ſowohl Welt- als Ordensgeiſtlichkeit, ſo nothwendig geworden iſt, als in dem neapolitaniſchen Staate. Zwei und zwanzig Erzbißthümer, hundert ſechszehn Bißthümer, deren Inhaber das Mark des Volks verzehren, ſind ein empörender Aufwand. Ich habe anderswo von der großen Menge Mönche aller Farben geſprochen, von welchen dieſes Königreich wimmelt; allein genauere Erkundigungen hierüber ſetzen mich in den Stand, dem Leſer eine ſehr genaue Liſte der Individuen vorzulegen, welche von Amtswegen den verhaßten Beruf haben, den geſunden Menſchenverſtand dieſes einfältigen und leichtgläubigen Volks zu verfinſtern.

Das Königreich Neapel allein ernährt:

Erzbiſchöfe	22
Biſchöfe	116
Weltprieſter	50,313
Mönche von allen Farben	31,214
Nonnen	23,319
Die Zahl der dem Staate zur Laſt fallenden Perſonen iſt alſo	104,984

Sizilien iſt in dieſer Berechnung nicht mit einbegriffen. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, die Anzahl ſeiner Blutigel anzugeben.

Ich bin dreimal in Neapel geweſen, einmal in Sorrento, ein andermal in Peſtum, ein drittesmal in Foggio und in Lecce; und ich kann beſchwören, daß ich auf allen Wegen, in den Städten, auf den Dörfern, kurz alles allerwegen voll Mönche und Prieſter gefunden habe; überall habe ich Nonnenklöſter geſehen, wo eine Menge Opfer des Aberglaubens, oder des Geizes lebendig begraben ſind, ohne daß ihre Klagen an ihre Verwandte gelangen könnten, und an Eltern, die der Fanatismus grauſam macht, oder welche die ſtrafbare Abſicht hatten, ſich der Töchter zu entledigen, um etwa einen Sohn zu Reichthum und Größe erziehen zu können.

Es giebt Klöſter von beiden Geſchlechtern, die außerordentlich reich ſind. Würde dieſer Reichthum nicht beſſer angewendet ſeyn, wenn davon Kollegien in den Städten, und Normalſchulen auf dem Lande geſtiftet würden? denn daran fehlt es in Neapel beinahe allenthalben. Selten trift man einen Menſchen von gemeinen Manne, der die Buchſtaben kennt; und man erinnere ſich, was ich hierüber vom der ſchlechten Erziehung geſagt habe, welche man, ſelbſt mitten in der Hauptſtadt, den angeſehenſten Perſonen giebt. Was könnte ein kluger Fürſt in dieſem Staate nicht alles wirken! Wie leicht wäre es, die Neapolitaner glücklich von innen, und geachtet von außen, zu machen! Und wie mächtig könnte der Monarch, der ſich damit beſchäftigte, ſeyn, wenn er bloß durch die Geſetze regierte!

Die Einkünfte des Königs von Neapel.

Ich habe den Quell der Summen angegeben, welche in den königlichen Schatz, oder vielmehr in den Miniſterialſchlund fließen. Jetzt will ich anzeigen, wie hoch ſich dieſe Summen belaufen, und wozu ſie gebraucht werden.

Der Territorialimpoſt wirft gegen zwei Mil-

lionen Silber = Dukati ab. Die Art, ihn zu heben, macht ihn dem Ackerbau höchſt ſchädlich, ſtatt ihn empor zu bringen. Und warum? Weil dieſe Abgabe nicht, oder doch nur ſehr wenig, die reichen Eigenthümer trift; ſondern mehrentheils auf das Eigenthum der ärmſten Klaſſe, den Landmann, und gar nicht mit auf die Geiſtlichkeit fällt. Dieſem Uebel abzuhelfen, würde ein gut eingerichtetes allgemeines Kataſtrum hinreichen, wodurch die königlichen Einkünfte um den dritten Theil erhöhet würden, ohne daß irgend ein einzelner ſich über Bedrükkung beſchweren könnte.

Der Fremde, der ſich nur kurze Zeit in Neapel aufhält, muß glauben, wenn er die Pracht, die dort herrſchet, ſiehet, den großen Ton des Hofes, die Pracht der Gemächer, die Menge Leibwachen, die Officianten, welche den äußern und innern Dienſt bei der königlichen Familie haben; dieſer Fremde muß allerdings glauben, Ferdinand habe wenigſtens hundert Millionen jährlicher Einkünfte. Allein er würde ſehr irren; denn ſeine Einkünfte in allem betragen nur zwölf Millionen, acht hundert tauſend Dukaten neapolitaniſch Geld, welches nach franzöſiſchem Fuße ſieben und funfzig Millionen ausmacht.

Da ein Theil dieſer Summe zur Liquidirung der Intereſſen der Staatsſchulden angewen=

wendet wird, ſo muß man alſo die Hälfte, als zu dieſer Abſicht beſtimmt, abrechnen. Von dem Uebrigen muß man gewiſſe Veräußerungen abnehmen, welche zu Gunſten verſchiedener Adlichen und andrer gemacht ſind; welches nicht unbeträchtlich iſt, ſo daß dem Könige nur noch ſieben Millionen Dukaten übrig bleiben.

Dieſes für einen König mäßige Einkommen würde indeß wohl zu den gewöhnlichen Ausgaben hinreichen, wenn es mit Treue und Klugheit verwaltet würde. Da aber in dieſem Reiche, ſo wie in vielen andern, die unordentliche Verſchwendung aufs höchſte geſtiegen iſt, ſo trägt es ſich zu, daß die Kapitalien ſelbſt von denjenigen, welchen die Ausgaben aufgetragen ſind, verſchleudert werden. Die Chefs der verſchiednen Departementer verſtehen ſich unter einander in der Art, daß ſie im Fall einer Unterſuchung einer den andern decken würden; allein für die Unterſuchung ſind ſie bei einem Könige ſicher, der geſunden Verſtand genug hat, das Daſeyn des Uebels zu fühlen, aber weder Muth noch Standhaftigkeit genug beſitzt, es abzuſtellen. Die Unordnung nimmt zu, das Uebel frißt weiter, die Wunde wird größer; Ferdinand ſchlummert am Rande des Abgrundes.

Anwendung der Summen, welche in die königlichen Kaſſen kommen, und die, wie geſagt, auf ſieben Millionen Dukaten betragen.

Für die Landtruppen, beſtehend in Kavallerie, Infanterie und Artillerie	3,500,000	Dukat.
Zum Unterhalt der Marine	1,000,000	—
Beſtallung der Magiſtratsperſonen von allen Graden	100,000	—
Emolumente der Miniſter, und ihrer Unterbedienten	150,000	—
Zur Unterhaltung der Feſtungen und andrer öffentlichen Gebäude	200,000	—
Penſionen	200,000	—
Summa	5,150,000	Dukat.

Nach dieſer Berechnung bleiben noch achtzehn hundert tauſend Dukaten Beſtand in der Kaſſe, welche der König für ſeine Hofhaltung, ſo wie für die Hofhaltung der Königinn, und der übrigen königlichen Familie anwenden kann; allein dieſe Summe, welche für den großen Friedrich mehr als zureichend geweſen wäre, kann es nicht für Fürſten ſeyn, die keinen Begriff von Oekonomie haben, und die ſich nicht die Mühe geben zu überlegen, wie viel

Schweiß und Thränen ſie denjenigen vielleicht koſtet, welche ſie haben herbeiſchaffen müſſen.

Es giebt kein Jahr, daß die Phantaſieausgaben nicht auf fünf bis ſechs hundert tauſend Dukaten betrügen; zuweilen ſind ſie über eine Million gegangen. Die Königinn iſt mehr verſchwenderiſch als großmüthig, giebt nur ihren Lieblingen und ihren Frauenzimmern. Dieſe verſchwenderiſchen Weibsbilder bezahlen dann auch wieder ihre Liebhaber; und wenn es ihnen an Mitteln fehlt, ihre ungeheuren Ausgaben zu beſtreiten, gebrauchen ſie neue Ränke bei der Königinn. Irgend eine neue, anziehende, wollüſtige Scene beſeelt Ihre Majeſtät aufs neue, berauſcht ſie mit Vergnügen, und das wird denn benutzt, ungeheure Summen zu erhalten, die nicht beſſer als die vorigen angewendet werden. Auch den Akton wiſſen ſie zu fangen. Sich im Miniſterio zu erhalten, nimmt er aus der Marinekaſſe, oder von der der Ankündigungen die außerordentlichen Summen, deren die Königinn bedarf. Dieſe Dienſtleiſtungen, welche jährlich wiederholt werden müſſen, befeſtigen ihre Vertraulichkeit, und ſetzen immer ein neues Glied der Kette der leidenden Neapolitaner an.

Was den König betrift, ſo wären ſeine perſönlichen Ausgaben mäßig genug, koſtete nicht die Jagd ſo ſehr viel. Er iſt weniger verſchwendriſch als großmüthig, und nicht ſo großmüthig als wohlthätig, und weiß zur rechten Zeit zu geben. Allein ſeine ſo koſtſpieligen Jagden nehmen einen Theil ſeiner Einkünfte weg. Freilich weiß er es nicht, weil ſeine Gemahlinn und ſein Miniſter ihm ſehr ſorgfältig die wahre Beſchaffenheit dieſer Ausgabe verbergen, und nur drei hundert und funfzig tauſend Dukaten in Rechnung bringen laſſen, da ſich doch die außerordentlichen Ausgaben allein ſchon ſo hoch belaufen. Dieſe Behutſamkeit macht mehr dem Herzen als dem Scharfſinne des Monarchen Ehre. Dem ſey ihm wie ihm wolle, weit entfernt, ihm die Gefahr dieſer bis zum Unſinne getriebnen Leidenſchaft zu zeigen, iſt man nur immer geſchäftig, die Binde wieder vor ſeinen Augen zu befeſtigen, welche ſeine zu ſchwache Vernunft zuweilen verſucht aufzuheben; er wird betäubt, damit er gegen weit verdammlichere Ausſchweifungen blind ſeyn möge.

Nun iſt es aber, nach der angeführten Berechnung, ſehr ausgemacht, daß die achtzehn hundert tauſend Dukaten, welche zum Unterhalte des Königs und ſeiner Familie ausgeſetzt ſind, mehrentheils für heimliche und unnütze Dinge verſchwendet werden, und daß ein neuer

Fond ausgemittelt werden muß, die wirklichen und nothwendigen zu beſtreiten. Seit einigen Jahren hat man ſeine Zuflucht zu Anlehen genommen, welche, indem ſie den Staat beſchweren, die vorgeſetzte Abſicht nicht erfüllt haben, und ſie auch nie erfüllen werden, weil, da die Ausgabe die jährliche Einnahme bei weitem überſteigt, das Deficit verhältnißmäßig ſich vermehren muß. Ohne die Schulden ganz genau angeben und beſtimmen zu können, ſo glaube ich nicht zu irren, wenn ich ſage, daß ſeit funfzehn Jahren die Nationallaſt dadurch ohngefähr um fünf Millionen Dukaten neapolitaniſch Geld erhöhet worden iſt.

Dieſes Deficit kommt durchaus allein auf Marien Karolinens Rechnung. Es iſt außer allem Zweifel, daß, wenn das Schickſal Ferdinanden eine edle Gattinn zugetheilt hätte, er beſſer auf ſich ſelbſt Achtung gegeben, und ſich nichts erlaubt haben würde, was den Wohlſtand ſeiner Völker beeinträchtiget hätte. Man kann denken, daß, wenn die Königinn und der Miniſter Akton die größte Vorſicht anwenden, dem Könige den Betrag ſeiner eignen Ausgaben nicht wiſſen zu laſſen, ſie nichts unterlaſſen werden, ihm die der Königinn, der er ein Maximum beſtimmt hat, zu verheimlichen. Er glaubt, daß ſie höchſtens die ihr ausgeſetzte Summe um hundert und funfzig tauſend Du-

katen überſchreitet. Nie hat er erfahren, daß es über dieſe Summe gehet.

So viel Wahres auch in dieſer Berechnung ſeyn mag, und obſchon die Finanzen des Kö-nigs von Neapel verſchwendet werden, ehe ſie noch in ſeine Verwahrung kommen, ſo würde es doch leicht ſeyn, den Schaden gut zu ma-chen, weil es in Europa kein Königreich giebt, welches ſo in Abſicht der Bevölkerung als ſei-ner Größe eine ſolche Maſſe von Hülfsquelleu darböte, als die ſind, die hier zu benutzen wären.

Man gebe den beiden Sizilien einen Be-herrſcher, der zur rechten Zeit zu wollen wiſ-ſe, der Standhaftigkeit mit geſundem Verſtan-de verbände, der die Oekonomie verſtände; und er wird bald, mit freiwilliger Zuſtimmung ſeines Volks, der reichſte Potentat in Europa ſeyn. Die Erfahrung iſt die ſicherſte Leitſchnur, welche der Menſch hat; durch ſie kommt er zur Erkenntniß ſeiner Fehler; durch ſie iſt er im Stande, ſie wieder gut zu machen. Der Hof zu Neapel, der ſeit langer Zeit Fehler mit Feh-lern, Thorheit mit Thorheit häuft, kann einſt aus dem trüben Schlummer erwachen, der alle ſeine geiſtigen Theile lähmt; dann wird er füh-len, daß die Erfüllung ſeiner Pflicht ſein eig-nes Intereſſe iſt; und vielleicht leuchtet ihm dann aus der Tiefe des Abgrundes, wo er ſich

verſunken ſehen wird, die Fackel, die ihm der Wahrheit auf die Spur führen wird.

Obſchon durch einen Zuſammenfluß phyſiſcher und moraliſcher Urſachen die ſizilianiſche Monarchie ſich noch einige Jahre in dem Zuſtande von Schwäche, worin Marien Karolinens Regierung ſie geſtürzt hat, hinſchleppen kann, und obſchon es vielleicht ſogar nothwendig iſt, daß das Uebel tiefer einfreſſe, um recht fühlbar zu werden; ſo würde ich dieſer Königinn doch rathen, ſich an ihrer Schweſter Antoinettens ſchrecklichem Beiſpiele zu ſpiegeln.

So unwiſſend und roh die Neapolitaner auch ſind, werden ſie doch gewahr, daß ſie ſchlecht regiert werden; ſie wiſſen, daß die gänzlich vernachläſſigten Provinzen weder Gerichtshöfe noch Erziehungsanſtalten haben; ſie ſagen es, und wiederholen es ohne Unterlaß. Ich habe dieſe unglücklichen Einwohner ſich oft bitter über das Feudalſyſtem beklagen hören, ſo wie über die Verachtung, welche ihnen die Regierung dadurch bezeigt, daß ſie vernachläſſigt, ihnen Schulen und Univerſitäten zu verſchaffen. In der That haben auch hierin die Hauptſtädte der Provinzen keinen Vorzug vor dem geringſten Dorfe. Der Mangel der Gerichtshöfe nöthigt ſie wohl, von dem äußerſten Ende von Otranto bis Neapel zu reiſen, um Streitigkeiten, die oft lokal ſind, zu ſchlichten.

Dieſe Klagen, die man ſich nicht die Mühe giebt abzuſtellen, gähren im Stillen, vermehren ſich, breiten ſich aus, und können das Volk aufbringen, welches, da es anfängt von der Revolution in Frankreich zu hören, wohl ein ſolches Beiſpiel nachahmen könnte. Nachahmen! o, ganz gewiß würde es die Franzoſen übertreffen, weil es aus Unwiſſenheit die Gränze, welche es ſeines eignen Vortheils wegen nicht überſchreiten müßte, nicht bemerken würde. Wo würde dann der Zaum ſeyn, der Menſchen bändigen könnte, die, ohne ihre Pflichten zu kennen, ihre natürlichen Rechte einzuſehen anfiengen! Bourbon, Oeſtreich! denket doch nach! bebt, und beugt eurem Untergange vor!

Die Landtruppen.

Ob mein letzter Aufenthalt in Neapel ſchon ſehr kurz war, habe ich doch der Luſt nicht widerſtehen können, mich nach den Veränderungen zu erkundigen, welche der Reformator, Baron Salis, vorgenommen hatte, die neapolitaniſchen Truppen zu verbeſſern, und ihnen einen Begriff von deutſcher Taktik zu geben. Ich habe auch in der That bemerkt, daß die Soldaten ein kriegeriſcher Anſehen hatten, daß ſie beſſer marſchirten, und beinahe exerciren konnten.

Ehe ich der weſentlichen Veränderungen mit dieſen Truppen erwähne, will ich von den Schweizerregimentern reden, welche, als ich das erſtemal in Neapel war, noch exiſtirten. Dieſe Regimenter gehörten nicht den Kantons. Sie beſtanden aus Schweizern, Graubündern, und Unterthanen der verſchiednen mit der Schweiz alliirten Republiken.

Dieſer helvetiſche Miſchmaſch machte 1781 ein aus vier Regimentern beſtehendes Korps aus. Das erſte hieß die Schweizergarden; es hat die Dienſte derſelben bis zur allgemeinen Reform gethan. Es beſtand aus zwölf Füſelier- und zwei Grenadierkompagnien, welche vierzehn hundert Mann ausmachten. Die drei andern Regimenter hatten nur acht Kompagnien, wovon zwei aus Grenadieren beſtanden; aber da ſie ſtärker waren, ſo machte es tauſend Mann aus. Die Beſitzer dieſer Regimenter waren M. M. Tſchudy, M. M. Wirtz und Sauck, alle Brigadiers.

Gegenwärtig beſteht die neapolitaniſche Armee aus zwanzig Regimentern Infanterie, davon ſechszehn Veterani ſind. Man hat dieſen Nahmen den Nationalregimentern, dem albaniſchen und dem irrländiſchen gegeben. Obgleich letztre fremde ſind, werden ſie den nationalen gleich behandelt, da die Gleichheit

die Baſis iſt, worauf die vom Baron Salis ausgeführte Reform beruhet.

An die Stelle der Schweizerregimenter ſind vier ausländiſche Regimenter geſetzt worden.

Die Sizilianiſche Infanterie iſt ganz nach der öſtreichſchen umgemodelt worden; nur mit dem Unterſchiede, daß die Bataillone nicht aus ſo viel Kompagnien, und die Kompagnien nicht aus ſo viel Mann beſtehen.

Jedes Infanterieregiment beſteht, ſo wie in Oeſtreich, aus zweien Feld- und einem Garniſonbataillon; aber jedes Bataillon hat ſtatt ſechs, nur vier, und das Garniſonbataillon nur zwei Kompagnien. Letzteres muß immer funfzig Mann der Landmiliz exerciren, auf den Nothfall zu dienen, ſo oft es gefordert wird.

Auch hat jedes Regiment zwei Grenadierkompagnien, die zu den zweien Feldbataillonen gehören.

Eine ſizilianiſche Kompagnie iſt nicht halb ſo ſtark als eine öſtreichiſche. Sie beſteht aus neunzig Mann zu Friedenszeiten, den Staab mit eingerechnet; zu Kriegszeiten ſoll ſie bis auf hundert und vierzig Mann vermehrt werden. Die Grenadierkompagnien ſind neun und achtzig Mann ſtark, und ſollen zu Kriegszeiten aus hundert neunzehn Mann mit den Offizieren beſtehen.

Die Kavallerie beſteht aus acht Regimen-

tern, und jedes Regiment aus vier Eskadronen, wovon ein halbes zur Reſerve beſtimmt iſt. Alſo hat ein Kavallerieregiment ſechs hundert und vierzig Gemeine und einen Oberſtaab, der nicht in dieſe Zahl mit einbegriffen iſt.

Infanterie und Kavallerie machen zuſammen ein Korps von ſechs und zwanzig tauſend und ſechs hundert Mann aus. Die Artillerie iſt in drei Bataillone abgetheilt, welches im Ganzen neun und zwanzig tauſend Mann ausmacht.

Dieſes überſteigt noch keinesweges die Macht des Königs von Neapel; da ſeine phyſiſche Lage ihn aber nicht der Plage des Krieges ausſetzt, und ſein geringer Einfluß ihn nicht zwingt, ſich in die politiſchen Zänkereien der europäiſchen Kabinette zu miſchen, ſo könnte er ſich wenigſtens den Sold von zehn tauſend Mann erſparen. Die Küſten zu beſetzen bedarf es nicht ſo vieler Truppen. Zwei Drittheil wären genug, wären hinreichend, ſich die barbariſchen Mächte abzuhalten, bis andre zurückdrängende Mittel erſonnen und ausgeführt würden.

Dieſe Thorheit gehört ganz auf Marien Karolinens Rechnung. Sie iſt es, die ihren ſchwachen Gemahl zu dieſer lächerlichen Ausgabe verleitet hat, die des Helden des Cervantes würdig wäre. Iſt es nicht lächerlich, eine Ar-

mee in einem Staate auf den Beinen zu ſehen, deſſen Nachbar zu Lande der Papſt iſt? Weiß man denn nicht, daß nach der gegenwärtigen Ordnung der Dinge keine Macht feindſelige Abſichten auf Sizilien hat?

Von dem allem hat Marie Karoline nichts überlegt. Sie hatte bloß darauf gedacht, ſich ein ſchwaches Abbild der Macht ihres Hauſes vor Augen zu ſtellen; ein Bild, welches ihr darſtellen ſollte, was damals ihr geliebter Bruder in der politiſchen Welt war. Sie berechnete aber nicht dabei, daß die Verſchiedenheit der Mittel und der Lage ſtets auf politiſche Einrichtungen, die man ſich zu machen vorſetzt, Einfluß haben müſſen. Es iſt indeß wahrſcheinlich, daß die Hoffnung, Nutzen von dieſen Veränderungen zu haben, indem dieſe Truppen unter der Oberaufſicht des Miniſters Akton geſtellt wurden, auf ihren Plan mit eingewirkt habe. Er zahlet ihnen ihren Sold, und man kann verſichern, daß ſtatt Oekonomie Verſchwendung dabei herrſcht, und daß beide intereſſirte Partheien den unrechtmäßigen Gewinnſt theilen.

Der Vorzug des öſtreichſchen Plans beſteht in der Oekonomie. Die öſtreichſchen Regimenter beſtehen aus vier tauſend Mann, und jede Kompagnie aus zwei hundert; daraus folgt denn, daß der immer koſtſpielige Oberſtaab bei-

nahe bis auf die Hälfte vereinfacht iſt. Da aber die Königinn von Neapel nicht aus wahrhaften ökonomiſchen Abſichten dieſe Reform wünſchte, ſo ſind die Regimenter und Kompagnien vervielfacht worden, und der Oberſtaab iſt beträchtlich. Dieſes unnatürliche öſtreichſche Syſtem — unnatürlich, weil die Hauptabſicht, um derentwillen es angenommen iſt, hier gänzlich verfehlt wurde, iſt alſo ſichtlich nur das Reſultat einer unnützen Prachtliebe, und Befriedigung der Habſucht einer Königinn, welche dieſes Nahmens ganz unwürdig iſt, und eines Miniſters, der allgemein verabſcheuet wird.

Ferdinand IV., der die Abſichten ſeiner Gemahlinn nicht einſah, hat ſich durch ſie hinreißen laſſen; und in ſeiner Apathie iſt es möglich, und ſogar wahrſcheinlich, daß er dieſe Reform für die glorwürdigſte Begebenheit ſeiner Regierung hält. Dieſe Armee, welche man die ſchöne unnütze nennen könnte, hat eine große Menge Generale, deren kein einziger die erforderlichen Kenntniſſe hat, ein Korps von drei tauſend Mann zur gehörigen Zeit in Bewegung zu ſetzen; allein in Ermangelung der Kenntniſſe haben ſie ſehr beträchtliche Gehalte; und das iſts, wenn ich nicht irre, warum ſie ſich am meiſten bekümmern.

Dieſe Bemerkungen entſtanden zur Zeit der

Bildung dieſer Armee. Aber haben denn wohl Perſonen, die Klugheit mit Erfahrung verbinden, Zutritt bei der Königinn und dem Miniſter Akton, deren unabläſſige Sorge dahin gehet, jeden abzuhalten, der dem Könige über ſein wahres Intereſſe die Augen öffnen könnte? Ein Theil von den Neapolitanern, welche von Privatbeweggründen geleitet wurden, haben aus Liebe zum Neuen dieſem Plane ihren Beifall gegeben; und ſo glaubte Ferdinand ſein Volk befriedigt zu haben.

Ich weiß auch, daß die Königinn den Entwurf hatte, ein Lager bei der Hauptſtadt anzuſtellen, wo die deutſchen Manövres, welche man die ſizilianiſchen Truppen gelehrt hatte, in Ausübung gebracht werden ſollten. Ich weiß nicht, ob Ferdinand es zugegeben haben würde. Man kann indeß immer vorausſetzen, daß er nicht Muth gehabt haben würde, ſeine Einwilligung zu verſagen. Das iſt denn doch noch ein Mittel mehr, die Ausgaben zu erhöhen, und im Trüben zu fiſchen.

Die Marine.

Es geſchieht oft, daß die Algierer Priſen von den Neapolitanern machen. Ich will ein Beiſpiel hiervon erzählen. Als ich in Neapel war, verfolgten dieſe Seeräuber zwei genueſi-

ſche und ein neapolitaniſches Fahrzeug bis auf die Höhe von Sizilien, und bemächtigten ſich derſelben beinahe im Angeſichte der Hauptſtadt, deren Hafen voller Kriegsſchiffe, deren Zeughäuſer voller Artillerie ſind, und deſſen Garniſon von einer furchtbaren Land- und Seemacht zu zeigen ſcheint.

Was beweiſen denn alſo dieſe wiederholten Beleidigungen, die man duldet, ohne zu verſuchen, ſie zurück zu treiben, oder ſie zu rächen? Das beweiſt, daß Akton Miniſter, General, und wer weiß noch was alles mehr, unwürdig aller der Bedienungen die er an ſich geriſſen hat, iſt, auch ſogar die erſten Elemente der Marine und Politik nicht einmal inne hat.

Er allein hat die Oberaufſicht einer Armee, und verſteht nichts von Finanzverwaltung, kennt Oekonomie nur dem Nahmen nach, ſetzt ſein eigenes Intereſſe an das Intereſſe des Staates den er regiert, hat einzig nur Talente, die neue Meſſaline zu amüſiren, und ſeinen Geldkaſten auf Koſten des Monarchen zu füllen, den er tagtäglich betrügen hilft, und auf Unkoſten von acht Millionen Dummköpfe, die wohl ſeufzen, ſich mitunter beklagen, und doch nicht aufzuſtehen wagen, den Lauf ſo vieler Ungerechtigkeiten zu hemmen.

Akton läßt ſich, wie ich ſchon geſagt habe, gänzlich von Unterbeamten lenken, welche ſeine

politiſche Richtigkeit wohl einſehen, und ihren Vortheil dabei haben. Sie verkaufen ſeine Gunſt dem Meiſtbiethenden, und beſorgen nicht daß er es gewahr werde. Da ſie ungeſtraft zu bleiben ſicher ſind, und ſicher ſind, daß ihr Patron nicht von der Königinn, deren Schande er nährt, verſtoßen werden wird, erlauben ſie ſich alle Arten von Bedrückungen, die ihnen nur Geld einbringen können.

Wenn man ſich wundert, daß ein Mann wie Akton ſich in einem Poſten erhält, zu welchem er ſich — Schelmerei bei Seite — nicht ſchickt; ſo erinnere man ſich nur, daß er eine Kreatur der Königinn, daß er ihr Liebhaber, ihr Vertrauter iſt, und mit ihr den Raub der unglücklichen Unterthanen Ferdinands theilet.

Ich habe die königliche Marine geſehen, habe die Schiffe, woraus ſie beſteht, unterſucht; ſie ſind in ſehr gutem Stande, und in mehr als zureichender Anzahl, um der neapolitaniſchen Flagge Reſpekt zu verſchaffen. Acht Linienſchiffe zu zwei und ſiebenzig Kanonen, zwei zu ſechszig, und acht Fregatten, ſchienen nur auf den Befehl, die Anker zu lichten, zu warten; aber in der That fehlte es ihnen doch an Artillerie und an Matroſen.

Dieſe auf den erſten Anblick impoſante Macht hat noch nie den Feinden des Staats imponirt, welche die Erfahrung lehrt, daß ſie

nur

nur zur Schau da iſt. Zwei Brigantinen waren das einzige, was man den Korſaren entgegen zu ſetzen hatte. Als ich das erſtemal in Neapel war, ſah man in deſſen Hafen Chebecken, Gallioten, alles Fahrzeuge, mit welchen man ſehr gut Jagd auf die Seeräuber machen kann. Die einen waren ohne Artillerie, die andern auseinander genommen, und beſtimmt zerſtückelt zu werden; auch iſt es nachher wirklich geſchehen.

Die Menge der Schiffe macht noch nicht die Furchtbarkeit einer Seemacht aus. Auf den Anſchein muß man nicht die Seemacht des Königs von Neapel beurtheilen, welche nur in dem Kopfe des Miniſters, der ihr Schöpfer zu ſeyn ſich einbildet, exiſtirt.

Sechs hundert Matroſen, fünf hundert Kanoniere, und zwei tauſend Soldaten, das iſts, woraus dieſe ſo gerühmte Marine beſteht.

Die Anhänger des Miniſters geben ſich alle Mühe, ſein Verſehen in Anſehung der Ausrüſtung der Schiffe zu bemänteln, indem ſie ſagen, es hätte Geld dazu gefehlt, und die Finanzen des Königs wären nicht ſtark genug, die nothwendigen Koſten der Ausrüſtung dieſer Schiffe zu beſtreiten, endlich, lieferte das Königreich auch nicht hinreichend Matroſen.

Indem ſie ſo ſprechen, vergeſſen ſie aber, daß es die erſte Pflicht eines Miniſters iſt, die Ausgabe nach der Einnahme zu berechnen, und um ſo mehr, wenn nicht dringende und unvorhergeſehene Umſtände ihn nöthigen, den vorgeſchriebnen Kreis der Ausgaben zu überſchreiten. Sie vergeſſen, daß Schiffe bauen, ohne gewiſſe Ausſicht, ſie gehörig bemannen zu können, unnütze Verſchwendung ſolcher Summen iſt, die mit Nutzen anderswo hätten angewendet werden können. Endlich ſcheinen ſie auch nicht zu wiſſen, daß die von Ferdinand feſtgeſetzte Summe zum Unterhalte der Marine, die man ihn wollte haben laſſen, ſich auf eine und eine halbe Million Dukaten beläuft, welches nach franzöſiſchem Fuße ſechs Millionen, ſieben hundert und funfzig tauſend Livres iſt. Nun weiß man aber, daß alle Mächte, die gezwungen ſind, eine Marine zu unterhalten, mit ſechs Millionen, zehntauſend Mann an Matroſen, Kanonieren, Soldaten u. ſ. w. zu beſolden, reichen. Der König von Neapel hat deren nur drei tauſend ein hundert. Wie kann alſo der Mangel an Gelde vorgeſchützt werden, wenn zwei Drittheil mehr Geld als Mannſchaft vorhanden iſt? Das iſt nicht ſchwer zu errathen. Die Einfälle der Königinn, des Akton, und ſeiner Schmeichler u. ſ. w. nehmen, und mehr noch als das, die übrigen

ſechs Millionen weg; und Ferdinand glaubt blindlings, was ſie ihm vorſagen.

Den Zauber, womit ſie dieſen König umgeben, zu verſtärken, läßt Akton beſtändig Schiffe bauen, deren Beſtimmung es iſt, am Ufer zu verfaulen; und das iſt eine Sache, die ihre zwei Millionen koſtet, und es koſtet wenigſtens eben ſo viel, die Hand voll Leute zu unterhalten, denen man den vielſagenden Nahmen Seearmee gegeben hat; die übrigen drei Millionen werden ganz natürlich ein Raub der königlichen und miniſteriellen Blutigel.

Es iſt ganz falſch, daß in beiden Sizilien nicht Leute genug zur Bemannung der königlichen Marine aufgebracht werden könnten. Die genaueſten Erkundigungen haben mich in den Stand geſetzt, verſichern zu können, daß ein und funfzig tauſend Mann im Dienſte der Kauffartheiflotte ſind. Es giebt hier ſehr wenig große Kauffartheiſchiffe, weil die meiſten, zum Transporte der Kaufmannsgüter beſtimmten Fahrzeuge, Polakren von hundert funfzig Tonnen ſind. An Menſchen fehlt es alſo nicht. Ueberdem ſind ſie weder ſchwach noch feige, wie einige Schriftſteller dies behauptet haben. Ich betheure, daß ich in keinem Lande beſſer geſtaltete Menſchen geſehen habe, als die ſizilianiſchen Matroſen. Sich davon zu überzeugen, darf man nur in das Virtel Chiaja gehen,

welches beinahe nur von Fiſchern bewohnt wird. Dort ſieht man Menſchen von dem ſtärkſten Baue, welche die Natur zum Seeleben beſtimmt zu haben ſcheint. In dieſem Viertheil laufen die Kinder beiderlei Geſchlechts ganz nackend bis in ihr ſechszehntes und ſiebenzehntes Jahr umher. Sie haben in ihrer Bildung alles das Ebenmaaß, welches zur ächten Schönheit erfordert wird. Dieſe unanſtändige Gewohnheit beweiſet wenigſtens, daß das Menſchengeſchlecht in Sizilien nicht ausgeartet iſt, und daß die ſtarke Leibesbeſchaffenheit beider Geſchlechter keinen Begriff von Schwäche bei Leuten, die von ihrer Kindheit an die harte Lebensart der Seeleute gewöhnt ſind, zuläßt.

In der That auch ſind die ſizilianiſchen Matroſen thätig, folgſam, arbeitſam und ſehr mäßig. (Die ganze Nation iſt es). Sie werden von Kindheit an zu ſchwerer Arbeit gewöhnt, führen eine harte Lebensart, und ſind gewohnt alles zu entbehren, was nicht zu den erſten Lebensbedürfniſſen gehört. Alſo iſt es wohl erwieſen, daß dem Miniſter Akton nicht Menſchen fehlen, wohl aber der Wille ihm fehlt, ſie zu gebrauchen, weil er ſie beſolden müßte.

Es genügt mir nicht, bewieſen zu haben, daß die königliche Marine, wenn ſie andern Händen anvertrauet wäre, wirklich anſehlich werden könnte; nun will ich auch unterſuchen, ob der

Fuß, auf welchen der Miniſter Akton ſie eingerichtet hat, dem Staate angemeſſen iſt, der ſich ihrer bedienen ſoll.

Die beiden Sizilien ſind, wie ich ſchon oben geſagt habe, ihrer Lage nach nicht verbunden, ſich in die Händel der übrigen europäiſchen Mächte zu miſchen. Von der Landſeite iſt der Kirchenſtaat ihr Nachbar, deſſen phyſiſche und politiſche Unbedeutſamkeit keine Beſorgniſſe erregen kann; wozu alſo eine Marine? Von der Meerſeite haben die benachbarten Mächte nicht Kraft genug, eine Landung zu wagen; wozu alſo eine Marine? Beinahe iſolirt, und weder Urſache vorhanden, Spanien oder Frankreich zu fürchten, noch Holland, noch die nordiſchen Mächte; wozu, noch einmal, wozu dient, und kann eine Marine dienen?

Nach dieſen Betrachtungen wird man ſich vielleicht vorſtellen, ich wolle damit behaupten, dieſe Ausgabe ſey für den König von Neapel ganz vergeblich. Nein, das denke ich nicht. Ich mißbillige bloß das augenſcheinlich Unnütze, und bin weit entfernt, dafür zu halten, Sizilien müſſe den natürlichen Vortheilen ſeiner Lage entſagen. Dieſe Nation muß eine Marine haben, aber das, was ich eine aktive Marine nenne, die ſeinen Handel ſchützen, und ſeine natürlichen Feinde abhalten könnte; und das hat es gerade nicht, weil die unförmliche

Schöpfung, aus Aktons Raubſucht entſprungen, im Weſentlichen nur ein todter Götze iſt, und Ferdinand vielleicht der einzige iſt, der an deſſen Wirklichkeit glaubt.

Der König von Neapel hat keine andere Feinde als die Barbariſchen Mächte, und gegen dieſe, und ihre Ueberfälle, ſollte er allerdings eine Marine haben. Die Küſten ſeines Königreiches ſollten immer im Vertheidigungszuſtande ſeyn, daß ſeine Häfen keinen Angriffen ausgeſetzt wären, der Handel ſicher ſey; welches alles, ohne dieſe Vorſicht, nicht ſtatt findet. Es iſt alſo unumgänglich nothwendig, dafür zu ſorgen, damit das Meer von dieſen Seeſchmarotzern gereinigt, und ſie wenigſtens gezwungen würden, die ſizilianiſche Flagge zu reſpektiren. Dieſe Abſicht kann aber nur mit ganz leichten Fahrzeugen erreicht werden, mit guten Seglern, die nicht tief Fahrwaſſer brauchen, weil, jemehr man ſich den afrikaniſchen Küſten nähert, je ſeichter das Waſſer wird.

Akton hätte ſich erinnern ſollen, ehe er die Schiffe mit hohem Bord erbauen ließ, daß er ſeine erſte Erhöhung den toskaneſiſchen Fregatten mit niederm Bord, die er bei der Affaire von Algier kommandirte, zu verdanken hat. Er kam wirklich den algieriſchen Küſten ſo nahe, daß er ihnen die ſpaniſchen Gefangenen

wieder abnahm, welches die großen Kriegs-ſchiffe dieſer Nation nicht vermocht hatten, weil ſie zu viel Waſſer brauchten, und aus Furcht zu ſcheitern ſich nicht nahe genug heranwagten, ihre Landsleute zu retten. Dieſes, welches bloß der Leichtigkeit der toskaneſiſchen Fahrzeu-ge zuzuſchreiben war, erwarb dem Akton die Achtung der fremden Nationen, und zugleich die Ehre nach Neapel berufen zu werden. Wie iſt es wohl möglich, daß dieſer Mann, deſſen Eitelkeit mit dem Zuwachſe ſeiner Macht Schritt hält, vergeſſen kann, daß ein König von Neapel nur leichte Fahrzeuge haben muß, weil die flachen feindlichen Fahrzeuge den Schiffen mit hohem Bord unerreichbar ſind.

Ich bin weit entfernt, den König von Nea-pel zu tadeln, daß er zur Bildung ſeiner Ma-rine einen hinreichendeu Fond angewieſen ha-be; ich wollte nur, daß dieſe Summe wirklich dazu diente, ſie auf eine den Umſtänden ange-meſſene Art zu unterhalten. Fregatten von 18 bis 30 Kanonen, Chebecken, Galeeren und Halbgaleeren, Pinken, bewafnete Tartanen, Bombardiergallioten, womit die barbariſchen Städte ſo oft begrüßt werden müßten, als ſie es ſich unterfangen, die ſizilianiſchen Küſten oder Schiffe anzugreifen; darinn ſollte die See-macht eines Reichs beſtehen, das nur Beunru-higungen von Seeräubern zu beſorgen hat. Es

iſt nicht koſtbar, dergleichen Fahrzeuge zu er=bauen, und ſie ſind ſo unentbehrlich. Wenn man es wagte, Ferdinanden dieſes zu rathen, und er wagte es dieſen Rath zu benutzen; ſo wür=den bald die beſten Wirkungen davon ſichtbar werden. Allein dann müßte dieſe Seemacht in ſteter Thätigkeit ſeyn. Indeß ein Theil der=ſelben die Küſten beſtriche, müßte der andre an ſchicklichen Oertern poſtirt ſeyn. Flottillen würden auf die Barbaren unaufhörlich Jagd machen, bis ſie es müde wären, ſich immer verfolgt zu ſehen, und ſie ſelbſt Sizilien um ei=nen Vergleich bäten, wodurch dieſes von der Art von Tribut, welchen ſie ihm auflegen, be=freiet würde.

Taſchenſpielerſtückchen. Hochdünkel Joſeph II.

Ich habe in Neapel zwei gelehrte Deutſche gekannt, deren Nahmen auf immer in den Jahrbüchern der Naturgeſchichte berühmt ſeyn werden. Sie haben mir einen Zug von Jo=ſeph II. beſtätigt, der werth wäre, in der Ge=ſchichte des Dey von Algier einen Platz zu ha=ben. Obſchon er gar keinen Bezug auf Sizi=lien hat, ſo will ich ihn doch hier anführen, um den Leſer einen richtigen Begriff von dem

Karakter und der Ehrlichkeit dieſes Kaiſers, des Lieblingsbruders Marien Karolinens, und ihrer in ſo mancher Abſicht werth, zu geben. Schon der Einfluß, den er auf ſie, und dadurch auf die Regierung von Neapel hatte, ſcheint es mir zur Pflicht zu machen.

Der berühmte Born, der unter den Naturkundigern ſehr bekannt, und einer der erſten teutſchen Mineralogiſten iſt, hatte Joſeph II. ein Verbeſſerungsprojekt der Bergwerke, worüber Born dazumal oberſter Direktor war, eingereicht. Dem Monarchen fielen die Vortheile auf, die ihm mit der Zuverſichtlichkeit eines gewiſſen Erfolges vorgehalten wurden; er genehmigte das Projekt, und ließ einen Kontrakt zwiſchen ſich und dem Mineralogen anfertigen. Born verpflichtete ſich, die Koſten der erſten Verſuche über ſich zu nehmen, und Joſeph verſicherte ihm auf Zeitlebens den Drittheil des jährlichen baaren Ertrags, welcher durch ſein Verfahren zu gewinnen war, noch über das gewöhnliche Benefice der unagriſchen Bergwerke, über welche er die Inſpektion hatte. Dieſer Ertrag gründete ſich auf eine von dem Mineralogen neu erfundne Methode, die Metalle auf eine weniger koſtſpielige Art, wie bisher geſchehen war, zu ſcheiden.

Der Kontrakt war von einem öffentlichen Notarius, in Beiſeyn der Offizianten des Berg-

werkkollegiums, verfaßt, und mit den zuſtändigen Formalitäten unterſchrieben. Born hatte nun nichts angelegentlichers, als ſeine Arbeiten anzufangen. Sie zu bewerkſtelligen, zog er alle ſeine ausſtehende Kapitalien ein, und wendete ſie, wie er verſprochen hatte, zur Verbeſſerung des Kremnitzer Bergwerkes an. Er gab auf zwei und ſechzig tauſend Gulden, das Drittheil ſeines Vermögens, aus, da er der Wiedererſtattung, zufolge des in dem Kontrakte feſtgeſetzten Artikels, ſehr gewiß zu ſeyn glaubte, und die in Erfüllung gehen ſollte, ſobald der wirkliche Ertrag erwieſen da war.

Borns Methode hatte den glücklichſten Erfolg. Der Anwachs des Einkommens und die Koſtenverminderung ließen wegen des Gelingens keinen Zweifel. Als die Verifizirung nach dem Berichte der Kommiſſarien Joſeph vorgelegt wurde, gefiel es ihm, ſich nicht an den von ihm unterſchriebnen Kontrakt halten zu wollen, und führte keinen andern Grund dagegen an, als daß Borns Einnahme übermäßig ſtark ſeyn würde, wenn er ihm den dritten Theil, den er ihm im Kontrakte abgetreten hatte, ließe. Er ließ ihm vorſchlagen, ſich mit hundert tauſend Gulden, ein für allemahl gezahlt, mit Inbegriff der Auslagen zu begnügen, und auf alle Intereſſen Verzicht zu thun.

Dieſes in ſich ſchon unbillige Anerbieten

wurde in Rückſicht des Monarchen, der es zu thun wagte, ganz empörend. Indeß nahm Born, nachdem er die Rechtmäßigkeit des Kontraktes, und die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche bewieſen hatte; nachdem er ſich auf die Geſetze, welche der Souverain nicht überſchreiten darf, beſonders in Anſehung des Unterthans, der nichts dagegen vermag, berufen hatte, das Anerbieten an. Er erklärte, daß er, um Seiner Kaiſerlichen Majeſtät einen abermaligen Beweis ſeiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit zu geben, die ihm in des Kaiſers Nahmen geſchehenen Vorſchläge einginge, indem er ſich ſchmeichle, der Kaiſer werde aus Gerechtigkeitsliebe, Achtung für die in dem Kontrakte ſtipulirten Verheißungen haben. Joſeph ließ ihm etwas auf Abſchlag zahlen, und bezahlte weder die Vorſchüſſe noch das Uebrige der hundert tauſend Gulden, die ihm als Erſatz angeboten waren. Dabei blieb es. Der Aufſtand in den Niederlanden, und nachher der Türkenkrieg, beſchäftigten dieſen Herrn und hielten ihn wahrſcheinlich ab, ſich mit irgend einer andern Angelegenheit zu befaſſen.

Dieſes Faktum hat man mir in Turin, in Genua, in Mayland erzählt. Weil ich aber das allgemeine Mißvergnügen des Volks bemerkte, ſo ſtellte ich mir vor, die Bosheit habe dieſe Anekdote verdrehet, um Joſeph noch mehr all-

gemeinen Haß und Verachtung zuzuziehen. Als die beiden erwähnten Mineralogen ſie mir aber beſtätigten, und die Umſtände, die ich angeführt habe, noch hinzuſetzten, ſo habe ich freilich dieſen Haß und dieſe Verachtung mit jenen theilen müſſen, die Joſeph genau gekannt haben, und deren Haß ihm noch im Grabe, und ſeinem Andenken ewig ankleben wird.

Joſeph II. hat nie wahres Verdienſt unterſcheiden können. Seine Wahlen beruheten mehr auf Eigenſinn, als auf Menſchenkenntniß. Der berühmte Mann hatte vor dem alltäglichen nichts voraus; die Beförderung beider hieng von den Umſtänden ab. Embſcher, einer der beſten deutſchen Mineralogen, hatte einige Jahre hindurch den Bergwerken in Ungarn vorgeſtanden, die während ſeiner Inſpektion auffallend verbeſſert waren. Der Kaiſer nahm eine Beförderung aller in dieſem Fache angeſtellten Perſonen vor. Embſcher hatte gehofft, mit darunter zu ſeyn. Seine langen Dienſte berechtigten ihn zu dieſer Erwartung. Er hatte aber den Verdruß, ſich ein ſehr alltägliches Subjekt vorgezogen zu ſehen, das immer unter ihm gearbeitet hatte, und auch gegenwärtig noch unter ihm ſtand. Dieſe Zurückſetzung brachte Joſeph um einen gelehrten und ergebnen Beamten. Embſcher nahm ſei-

nen Abſchied. Wurde er wohl wirklich erſetzt?

Dieſer Kaiſer hatte viel Verſtand, aber es fehlte ihm an Richtigkeit und Unterſcheidungsvermögen; und ob er gleich die Thorheit hatte, auf Univerſalkenntniſſe Anſpruch zu machen, hatte er doch kaum nur einen leichten Anſtrich der allergewöhnlichſten Dinge. Die, welche er allen übrigen vorzog, war die Chirurgie und Arzneiwiſſenſchaft. Er hätte wirklich hierinn etwas wiſſen können. Er konnte die Schüler des berühmten van Switen um ſich haben, für welche die Kaiſerinn Maria Thereſia die Schule dieſes berühmten Nahmens geſtiftet hatte. Aber Joſeph ließ keinen der Zöglinge dieſes großen Mannes an ſich kommen; er zog ihnen einen armſeeligen Schlucker vor, der nicht mehr als ein Dorfbarbier verſtand. Joſeph ließ ihm Patente ausfertigen, wodurch er nicht allein zum oberſten Aeskulap ſeiner Staaten und ſeiner Armeen ernannt, ſondern auch zum gelehrten Arzte und berühmten Manne geſtempelt wurde. Dieſe Patente, die Trotz des geſunden Verſtandes ausgefertigt wurden, bezeugen, daß Brambilla der gelehrteſte Naturforſcher, der größte Botaniker, und endlich der geſchickteſte Phyſiker ſeines Zeitalters iſt.

Dieſe Erzaufſchneiderei ſtach ſonderbar gegen die Erfahrenheit des neuen kaiſerlichen Lieb-

lings ab. Brambilla war ſehr weit davon, der Univerſalmenſch zu ſeyn, und hätte gewiß kein halbſtündiges Examen, ſogar über Chirurgie, ausgehalten, obgleich er dieſe Kunſt lebenslang getrieben hatte.

Die ſonderbare ſeltſame Wahl des Kaiſers zu rechtfertigen, wollte Brambilla nun auch zu allen den Vollkommenheiten, die man ihm zuſchrieb, die Autorſchaft hinzufügen. Es erſchien ein ſehr ſtarkes mediciniſches und chirurgiſches Werk von ihm. Sich einen neuen Weg zu bahnen, hatte er es mit allerlei Brocken aus der Experimentalphyſik, der allgemeinen Phyſik, der Naturgeſchichte, ja ſogar aus der Mathematik, geſpickt. Dieſes in lateiniſcher Sprache geſchriebene Werk iſt wahrlich ſeines Verfaſſers werth. Da die plötzlich entſtandene Wichtigkeit dieſes Brambilla ihn in Verhältniß mit ſehr vielen deutſchen Gelehrten ſetzte, ſo wußte er ſich mit geringer Mühe eine Menge Abhandlungen aus verſchiednen Wiſſenſchaften zu verſchaffen. Er rückte ſie größtentheils in ſein ſtarkes Werk ein; weil das Genie aber jede Art von Unterwerfung ſcheuet, ſo unterwarf ſich Brambilla auch nicht einer Ordnung, zu der er ſich unumgänglich hätte bequemen müſſen. Er ſtoppelte ohne Wahl und Unterſuchung zuſammen; und von dem ganzen Werke gehören nur einige alltägliche Bemer-

kungen ihm. Das war ihm aber zur Verbreitung ſeines Ruhmes genug.

Als das Manuſkript fertig war, vertraute er es einem ſeiner Freunde, der ein Arzt wie er, unwiſſend wie er, und der unwiſſendſte aller der Aerzte einer Stadt war, die ſeit Jahrhunderten den Ruf hat, die ſchlechteſten in ſich zu haben. Dieſer Ariſtarch beſſerte einige Phraſes, und gab es, ſo wie ſich das wohl verſteht, mit den ausſchweifenſten Lobpreiſungen zurück. Die Wiener Buchhändler ſtritten ſich um die Ehre des Verlags, weil ſie ſich natürlich vorſtellen mußten, das Werk eines Mannes, den ein Kaiſerliches Diplom für den allergelehrteſten erklärt, müſſe wohl die Quinteſſenz aller erhabnen Wiſſenſchaften enthalten.

Endlich erſchien das Meiſterwerk. Alle, die Amtswegen dem Brambilla anhiengen, drängten ſich, es zu kaufen. Allein, wie viel Mühe ſich der Typographe auch immer gegeben hat, iſt der Debit außerhalb doch nicht von ſtatten gegangen. Die Wirkung dieſes Galimathias war alſo, daß es dem Buchhändler zum Schaden gereichte, die vollkommne Unerfahrenheit ſeines Verfaſſers ans Licht brachte, und ein Ridikűle mehr auf den Joſeph warf, der ihn ſo eilfertig für einen großen Mann erklärt hatte.

Man verzeihe mir dieſe Abſchweifung auf Joſeph II.; ich erlaubte ſie mir, weil dieſer

Monarch der Gegenſtand heimlicher Verehrung ſeiner Schweſter Marie Karoline iſt, die ihn Ferdinand IV. beſtändig als ein in allen Regierungsoperationen als nachzuahmendes Muſter vorhält. Durch die Folge dieſes Werks wird noch heller an den Tag kommen, wer dieſer Herr war, und was für eine Stelle die Geſchichtſchreiber ihm anweiſen ſollten.

Von den Provinzen, welche das Königreich Neapel ausmachen.

Neapel hat deren allein zwölfe. Keine genießt, wie ich ſchon geſagt habe, des Vortheils, einen Gerichtshof in ſich zu haben. Allen fehlt die innere Organiſation und Lokaleinrichtung, es ſey nun in Abſicht des Studirens, oder zur Beförderung der Künſte; weil ſich in dieſem Staate alles auf die Hauptſtadt bezieht, die, einem ofnen Schlunde gleich, alles verſchlingt, und doch für ſich ſelbſt nur einen auf kurze Zeit dauernden Nutzen daraus ziehet. Eine Menge Städte, Flecken und Dörfer, Diſtrikte welche in Abſicht der Größe und Bevölkerung kleine Provinzen ausmachen, ſind den Baronen unterworfen, welche Rechte darüber ausüben, die nur mit denen der ruſſiſchen Bogaren, welche noch den Stempel der Sklaverei tragen, zu vergleichen ſind.

Das

Das Volk dieſer Provinzen wird deſpotiſch von dem Adel behandelt, deſſen Hochmuth ſeiner Unwiſſenheit an die Seite zu ſtellen iſt. Sie ernennen Statthalter an gewiſſen Orten. Einige haben nur Richter, und Andere wieder ſind den Intendanten und Bedienten der Herren, die den Nahmen Menſch ſchånden, überlaſſen. Dieſes Gemålde iſt in ſeinen einzelnen Theilen herzzermalmend. Hier ſchmachten Elende, mit Ketten beladen, in abſcheulichen Gefångniſſen, für das entſetzliche Verbrechen, daß ſie ihrer Familie Nahrung verſchaffen wollten, und deshalb einige Haſen oder Rebhühner ſchoſſen. Dort erblickt man Unglückliche, die zu harten Geldſtrafen verurtheilt ſind, die ſie nicht bezahlen konnten, alles Hausrathes und der unentbehrlichſten Kleidungsſtücke beraubt, weil ſie dem Geyer, der an ihrem Innren nagt, den Ertrag einiger Pfund Seide, die Frucht ihrer eignen Arbeit, vorenthielten. Weiter noch erblickt man ganze Familien die ihr Brod betteln müſſen, ohne ſich ein anderes Verbrechen vorzuwerfen zu haben, als daß ſie das Unglück hatten, ihrem Herrn, oder einem ſeiner Diener zu mißfallen, welche ſie dann zu irgend einem Lehensverſehen, welches die Konfiskation nach ſich ziehet, verleitet hatten: denn das iſt ein unverzeihbares Verbrechen, und die Strafe iſt unendlich.

Die Geſchichte dieſer Provinzen iſt ein Gewebe von Verbrechen, und ungeſtraft begangnen Abſcheulichkeiten der Heerde kleiner Tyrannen, die Baronen heißen, zu welchen nun noch die Bedrückungen aller Art der Unterbedienten kommen. Was in polizirten Staaten Sitten heißt, iſt hier durchaus unbekannt; aber der Gebrauch wird an ihre Stelle geſetzt, und dieſer Gebrauch iſt die Grauſamkeit.

Schönheit und Unſchuld haben ihre grauſamſten Feinde an denen, welche ihre Beſchützer ſeyn ſollten. Wenn die Tochter eines Vaſallen ſeinem Herrn gefällt, ſo muß er ſich glücklich ſchätzen, ſie in ſeinen Armen zu ſehen; verſucht er es auch nur, ſeine Ehre zu vertheidigen, ſo wird er von einem gedungenen Meuchelmörder getödtet. So wird auch in ähnlichen Umſtänden der Gatte das Opfer ſeiner Widerſetzung. Die Bedienten, welche Zeugen, Vertraute, oft Mitſchuldige ihrer Herren ſind, ahmen ihnen nach, und genießen ſo wie ſie der Strafloſigkeit.

Die Leidenſchaften dieſer betitelten Ungeheuer ſchränken ſich nicht immer bloß darauf ein, irgend eine einzelne Perſon unglücklich zu machen. Der Neapolitaner iſt in Allem übertrieben; er überläßt ſich dem Haſſe, der Nachgier, und thut Alles, beides zu befriedigen. Einige ängſtigen die Gegend, welche ſie bewohnen, durch häufige Mordthaten. Sie beſolden Meuchelmörder, die unter dem Nahmen Bravo's bekannt ſind, und die auf den erſten Wink dem Leben des ihnen bezeichneten Opfers nachſtellen. Und das iſt hier ein ordentliches

Gewerbe; ſie treiben es mit eben der Sicherheit, wie der Handwerker das ſeinige treibt, und überrechnen mit ſehr kaltem Blute die Mordthaten, womit ſie ihre Hände beſudelt haben.

Es wäre indeſſen ſehr unbillig, alle Adliche in die nämliche Klaſſe zu ſetzen. Ich weiß Herren, die nicht von den Grundſätzen der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit abweichen; allein iſt es nicht traurig für freigebohrne Weſen, daß ihr Schickſal lediglich von dem Karakter eines Menſchen abhängen ſoll, der über ſie kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern hat? Die meiſten Herren haben ſo wenig Begriffe von den Rechten und Pflichten des Menſchen, daß ſie ſich ſogar die Erzählung ihrer ſchändlichen Behandlungen erlauben, und ſich wohl noch zuweilen Thaten rühmen, die Abſcheu erregen, und die ſtrengſte Ahndung der Juſtiz verdienten.

Ich bin Zeuge einer ſolchen Unverſchämtheit geweſen. Da ich nicht alles ſelbſt ſehen konnte, und mir doch einen richtigen Begriff von den Sitten des Innern der Provinzen machen wollte, habe ich mir den traurigen Vorzug verſchaft, dergleichen Erzählungen von den mitſpielenden Perſonen ſelbſt zu hören.

Paglietti, mit welchen ich zu eben dieſer Abſicht Bekanntſchaft gemacht hatte, als ich das erſtemal in Neapel war, haben mich verſichert, daß Jahr aus Jahr ein, ungefähr vier tauſend acht hundert Mordthaten in beiden Sizilien geſchehen. Sie ſetzten hinzu, daß zu drei Drittheil dieſer Unthaten keine andre Urſa-

che als die Rachſucht des Adels, und die ſchlei- chende Bosheit der Geiſtlichen vorhanden ſey.

Sehr ſelten trift man eine Schule an, wenn man die Provinzen des Königreichs Neapel durch- reiſet. Kaum trift man in den beträchtlichen Städten dergleichen; und dann ſind ſie ſo ſchlecht eingerichtet, daß der gemeine Mann, beinahe allerwegen, weder leſen noch ſchreiben lernt.

Die allgemeine Unwiſſenheit, in welcher Ferdinands Unterthanen tief vergraben liegen; die geringe Aufmunterung des Fleißes; die Hinderniſſe welche dem freien Handel entgegen- geſetzt werden; die verzehrende Regierung des Hofes und der Gutsherren; alles dies ſind Feh- ler der innern Verfaſſung, welche den Trieb zur Arbeitſamkeit erſticken, und den Ackerbau lähmen. Der Müſſiggang erzeugt eine Menge Uebel, und diejenigen die davon betroffen ſind, behalten nicht das Vermögen, ſich davon zu befreien. Sie wälzen ſich darin umher, bis der Tod ſie von der ekelhafteſten Armuth be- freiet.

Die Offenherzigkeit der Neapolitaner, und ihre Begierde zu ſprechen, geſtattet ihnen nicht, den Fremden den Brandſchaden zu verbergen, der ihre Lebensſäfte angreift. Sie ſcheinen ſelbſt das Gefühl der Schande eingebüßt zu haben, oder ſie wiſſen kein Mittel, ſich zu rege- neriren. Ich, der ich ſelbſt ein Italiener bin, be- diente mich ihrer Sprache, wenn ich Ortſchaf- ten, Flecken und Dörfer durchſtrich, wo keiner wußte was ich meinte, wenn ich nach der Woh- nung des Schulmeiſters fragte. Sizilien iſt in dieſer Abſicht etwas weniger vernachläſſigt.

Die Einwohner Siziliens haben Einſicht genug, ihren Zuſtand zu fühlen, und klagen Ferdinanden mit Recht an. Sie werfen es ihm bitter vor, daß er nie in ihre Provinz gekommen iſt; daß er nie Anſtalt gemacht hat, ihre üble Lage kennen zu lernen, und ſie auf einem Erdſtriche vegetiren läßt, für welchen die Natur alles gethan hat, und bei dem es nur Aufmunterung und individueller Freiheit bedarf, um weit über das Nothwendige zu erzeugen.

So groß die Duldſamkeit der Sizilianer auch iſt, und obgleich die phyſiſche und moraliſche Unterdrückung, in der ſie gehalten werden, ihre Kräfte entnervt, ſo iſt doch vorauszuſetzen, daß ſechs Millionen Menſchen nicht mehr lange zögern werden, ihre Ketten abzuſchütteln. Die Wahrheit verbreitet ſich Schritt vor Schritt, und kommt ſo ihnen näher; ſie wird ganz zu ihnen kommen, und, wie ich geſagt habe, ihr Erwachen wird das Erwachen des Tigers ſeyn; die äußerſten Enden berühren ſich.

Zwei Kantone dieſes Königreiches verdienen eine beſondere Beſchreibung. Sie liegen auf dem von der Natur am ſchönſten begünſtigten Erdwinkel, und bieten dem Auge, das ſich auf ihrem unermeßlichen Raume verliert, nur Brachfelder dar, die zur Weide dienen. Ich werde verſuchen, ſie zu ſkizziren, weil dieſes mehr, als jede Deklamation, die ſtrafbare Nachläſſigkeit der Regierung darthun wird.

Regii Stucchi.

Der Nahme dieſes Kantons kann allenfalls durch königliche Viehweiden überſetzt werden. Dieſe Weiden liegen auf der Seeſeite der Provinz Teramo, und erſtecken ſich weit in Chieti zwiſchen dem Sangro und dem Trondo, zwei unbedeuten den Flüſſen, hinein. *)

Dieſe Weiden gehören verſchiednen Adlichen oder andern Privatleuten. Seit einigen Jahren hat die Krone das Weiderecht erlangt. Die Beſitzer traten es ab, ohne den Nachtheil zu bedenken, den ſie ſich durch dieſe Abtretung zuzogen, weil ſie dadurch auf allen Nutzen, den ihnen die Länderei noch gewähren konnte, Verzicht thaten.

Dieſes Land iſt funfzig Meilen lang. Seine Breite iſt ſehr ungleich, und wechſelt von drei bis auf funfzehn Meilen ab. So ſind die zwiſchen dem Meere und den Apenninen gelegnen Gegenden Italiens; Piemont und die Lombardei ausgenommen.

Regii Stucchi gränzt ans adriatiſche Meer. Es liegt vierzig Meilen von den großen Wieſen von Foggia, welche Tavoliera heißen, deſſen Beſchreibung in dem folgenden Abſchnitte vorkommen wird. In der Stadt Foggia ſelbſt iſt die Adminiſtration der von der Krone erlangten Rechte, oder vielmehr der Uſurpation des Betrugs über die Unwiſſenheit.

In dem Originale des zwiſchen der Regie-

*) Man merkt an, daß das Königreich Neapel keinen einzigen ſchiffbaren Fluß hat. Sie tragen nur ganz kleine Barken.

rung und den Eigenthümern der Ländereien, die unter dem Nahmen Regii Stucchi bekannt ſind, aufgeſetzten Kontrakts, iſt bloß die Rede von der Abtretung des Weiderechtes an den König; aber die Adminiſtratoren dieſes Rechtes haben es ſo weit ausgedehnt, daß ſie den armen Beſitzern ſogar Bäume auf dieſes Land zu pflanzen ausdrücklich unterſagen. So geht es, wenn Habſucht ſich mit der Gewalt verbindet!

Indeſſen haben die Beſitzer, durch die immer ſich erneuerten Erpreſſungen aufgeweckt, ſich verſammelt, und eine Bittſchrift aufgeſetzt, welche ſie 1788 bei dem vereinigten Oekonomie- und Finanzrathe eingaben. Sie baten, daß man ablaſſen möchte, ihnen das Anpflanzen von Bäumen zu unterſagen, weil dieſes doch in der Abtretungsakte nicht erwähnt ſey.

Die Adminiſtratoren erhielten gerichtlichen Befehl, die Sache der Regierung zu vertheidigen; und ſie thaten es auf eine Art, welche jedweden, dem die Rechte der Menſchheit nur einigermaßen bekannt ſind, zum Unwillen reizte. Sie führten unter andern an, daß da es bei Pflanzung der Bäume nothwendig ſey, Graben zu ziehen, ſo könnten die Lämmer hereinfallen und erſaufen; daß dieſe Graben ſo viel für die Weiden verlohrnes Erdreich wären; und endlich, daß in den Dornenhecken, womit man die jungen Bäume umzieht, die Wolle der Schaafe würde hängen bleiben, welches Seiner Majeſtät Rechte unendlich beeinträchtigen würde.

Der Finanzrath befahl durch ein Dekret, daß Don Melchior Delfico, der durch ſeine

Kenntniſſe in der politiſchen Staatsverwaltung, ſeinen Patriotismus und ſeinen moraliſchen Karakter bekannt iſt, das Memoire der Adminiſtratoren und der Statthalter beider Provinzen beantworten ſollte.

Delſico bewies, daß das Recht Bäume zu pflanzen, den Eigenthümern der Ländereien in Regii Stucchi nicht ſtreitig gemacht werden könne, ohne die Rechte der Vernunft und der Billigkeit zu verletzen; dieſes Recht entſpränge aus der Natur der Sache ſelbſt, und wäre dies auch nicht ſo in die Augen fallend, ſo ſchadeten dieſe Pflanzungen doch den Weiden nicht; denn da die Gräben nnr einige Zoll tief ſind, wäre es auch unmöglich, daß Thiere darin erſöffen. Er fügte hinzu, daß aus dieſen Pflanzungen ſogar ein weſentlicher Nutzen erwüchſe, weil das Waſſer, welches ſich bald aus den Gräben verzöge, den Wachsthum der Kräuter befördern würde. Was die Dornen beträfe, ſo wäre, wenn man auch den Verluſt von etwas Wolle zugäbe, derſelbe doch höchſt geringe und unbedeutend, da die Dornen, ſobald der Baum eine gewiſſe Stärke erlangt hätte, hinweggethan würden. Ferner bewies Delſico, daß eine Pflanzung von Oelbäumen den Weiden ſehr zuträglich ſeyn müßte, weil die Blätter, welche an die Erde fielen, einen guten Dünger gäben, und das Vieh noch reichlichere und geſundere Nahrung finden würde.

Aber indem Delſico ſeine Antwort auf das abgeſchmackte Memoire der Adminiſtratoren beſchloß, konnte er ſich das Vergnügen nicht verſagen, deſſen Verfaſſer zu kränken, indem er

den verachtenden Widerwillen äußerte, welchen es in ihm erregt hatte, daß Menſchen, die ſo habſüchtig als unwiſſend ſind, gegen ein ehrwürdiges Tribunal Urſachen anzuführen wagten, vor welchen ſie hätten erröthen ſollen, und daß ein vernünftiger Mann wäre genöthigt worden, im Ernſte gegen dergleichen Hirngeſpinnſte zu fechten, welche die Unredlichkeit erdacht und vorgeſtellt hatte.

Es thut mir leid, geſtehen zu müſſen, daß ich die Entſcheidung des Konſeils nicht weiß. Das Stillſchweigen der öffentlichen Blätter über eine ſo intereſſante Sache läßt mich beſorgen, daß dieſe Sache zur Schande der Menſchheit bis ins Unendliche ſey aufgeſchoben worden.

Wie unglücklich iſt aber ein Staat, wo ein oberſter Rath nicht über eine ſo einfache Frage entſcheiden will, oder zu entſcheiden wagt, und deſſen Antwort endlich für beide Theile gleich günſtig ausfällt.

La Tavoliera.

Dieſe unermeßlich große Wieſe iſt auf ſechszig Meilen lang. Sie begreift einen Theil der unter dem Nahmen Capitanata bekannten Provinz, und die Provinz Barri in ſich.

Dieſes Land war ſchon zu den Zeiten der römiſchen Republik eine Wieſe oder Viehweide. Alphonſus von Arragonien verleibte es der Krone ein, nachdem er es nach und nach ſtückweiſe den damaligen Eigenthümern abkaufte.

Man ſagt, das Erdreich dieſer Gegend ſey ſteinigt, und nur mit zwei oder drei Zoll hoch Kräuter erzeugender Erde bedeckt, welches dann keines Anbaues empfänglich wäre. Dieſes Mährchen, durch die That widerlegt, wird von dem gemeinen Manne für wahr angenommen, und kann auch nur bei dieſen Leuten Glauben finden. Verſchiedne Fremde haben dieſe Gegend beſucht, und haben das Gegentheil gefunden. Ich kann ebenfalls verſichern, daß das Erdreich vortreflich, die Erde tief iſt, und daß, wenn man Getreide darauf ſäete, eine reiche Erndte erfolgen würde. Don Melchior Delfico iſt eben dieſer Meinung, und Don Melchior kann in dieſer Abſicht als Autorität gelten.

Aber was hilft das Reden gegen das Thun! Man hat ſeit einigen Jahren angefangen, verſchiedne Theilchen dieſer weitläuftigen Ländereien anzubauen, und die Erzeugniſſe haben alle Erwartung übertroffen. Dieſer Verſuch hat indeß die Verblendung nicht aufgehoben. Die vorgefaßte Meinung hat den Augenſchein überwogen. Dieſe Weide, welche, ſobald ſie angebauet würde, in kurzer Zeit eine reiche Provinz ſeyn könnte, iſt jetzt in einem Zuſtande der Abnahme, den man ſich ſchwerlich vorſtellen kann. Sonſt zählte man darin zwölfmal hundert tauſend Schaafe; jetzt enthält es kaum noch drei Theile davon. Nun! man läßt es lieber zu Grunde gehen, ehe man Kornfelder darauf anlegt, Städte bauet, und ein Land bewohnbar macht, welches durch die Güte ſeines Erdreichs eines der fruchtbarſten Ländereien des Königreichs ſeyn würde.

Die Stadt Foggia iſt der vornehmſte Ort dieſer Gegend. Ich habe ſchon geſagt, daß hier die Verpachtungen der Viehweiden von Regii Stucchi geſchehen. Ich will nun noch bemerken, daß la Tavoliera nicht auf die nämliche Art verwaltet wird, weil letztere gänzlich das Eigenthum der Krone geworden iſt, indeß jene verſchiedene Eigenthümer hat, deren Intereſſe dem der Regierung ſchnurſtraks entgegen iſt.

Was die Art, Kontrakte in la Tavoliera zu ſchließen, betrift, ſo iſt ſie ſonderbar genug, um derſelben zu erwähnen. Wenn eine Privatperſon mit einem der Adminiſtratoren kontrahiren will, ſo iſt er gezwungen, drei tauſend Schaafe anzugeben, wenn er etwa tauſend beſitzt; und ſo muß er verhältnißmäßig die Größe der Weide, welche drei tauſend abgraſen könnten, bezahlen. Bediente er ſich nicht dieſer Vorſicht, ſo würde er nicht Raum genug erhalten, die wirklich beſtehende Anzahl zu ernähren.

Wenn die königlichen Weiden abgegraſet ſind, treiben die Schäfer ihre Heerden auf die Ländereien der Baronen, welche dieſes Recht mit dem Souverain gemein haben. Das Intereſſe dieſer Erſteren bringt es alſo mit ſich, daß ſie die königlichen Weiden ſo ſchnell als möglich zu Grunde richten, um die ihrigen deſto beſſer anzubringen. Auch ſchicken ſie in den erſten Tagen des Märzmonats, ſobald das Gras hervorkeimt, ihre eigne Heerden auf die königlichen Wieſen, und laſſen ſie ſo lange graſen, bis die Oberfläche des Bodens ganz kahl

iſt, und kein Hornvieh mehr darauf weiden kann. In dieſer Zeit wächſt auf ihren Wieſen dickes ſaftiges Gras, und im May und Junius, wenn die Heerden darauf getrieben werden, finden ſie ſehr überflüſſige Nahrung.

So tragen die Lehnherren der neapolitaniſchen Krone zur Verſchlimmerung der königlichen Ländereien bei! Vergebens hat der Hof und der Finanzrath dieſen Eingriffen in des Königs Eigenthum Einhalt thun wollen; aber das Uebel nimmt zu, weil die entgegenwirkenden Mittel unzureichend ſind, und die Schwäche der Regierung ſich nicht herausnimmt, ſtrengere anzuwenden, beſonders da die Adminiſtration den Händen der Blutigel anvertrauet iſt, welche ich oben erwähnt habe.

Aus dieſen Beraubungen der einzelnen Theile erwächſt noch ein anderes Uebel. Dem Gutsherren wird dann eine dreimal ſtärkere Abgabe, als den Pächtern des Königs bezahlt; und der längere Aufenthalt der Heerden auf dieſen fetten Wieſen trägt zur Erhöhung der Vegetation bei, deren die königlichen Domainen größtentheils beraubt ſind, welche, wenn der April vorüber iſt, mehr einer Wüſte als einer Wieſe ähnlich ſehen.

Dieſer Eingriff beeinträchtigt nicht allein die königlichen Domainen; ſie erſtrecken ſich über die ganze Nation, indem die Menge der Heerden verringert wird, deren Wolle ein weit beträchtlicherer Handelszweig werden könnte als er bisher geweſen iſt.

Ein ſehr einfaches Mittel, welches gar keiner Erörterung bedürfte, wäre es, wenn die

ganze Weide in Kornfelder umgeſchaffen, und Meiereien und Pachthöfe angelegt würden. Die Sache iſt ſehr thunlich, und die Erzeugniſſe von la Tavoliera, würden gegen jetzt gerechnet, ſich wie 1 zu 10 und 1 zu 6 verhalten, wenn man einige Sorgfalt anwendete, ohne daß man nöthig hätte, die Natur des Erdbodens umzuſchaffen.

Das Beſte was Erfahrung und Kenntniß des Erdbodens thun könnte, weil es zum Beſten des Staats, deſſen Intereſſe dem Privatintereſſe vorgezogen werden muß, gereichen würde, wäre, die Ländereien, nachdem ſie in mäßige Diſtrikte abgetheilt wären, zu verkaufen, damit den minder Reichen der Ankauf erleichtert würde. Allein, um Bewohner herbei zu ziehen, müßten Dörfer oder Wohnungen für diejenigen angelegt werden, die ſich hier niederlaſſen wollten. Hier müßte Toleranz herrſchen, und die Anbauer müßten von allem miniſteriellen und religiöſen Drucke frei ſeyn; ſie müßten in Frieden, jeder auf ſeine Weiſe, den Höchſten verehren, und die Frucht ihrer Arbeit in Ruhe genießen können.

Dieſes würde ſich mit Ferdinands wahrem Intereſſe ſehr vertragen, weil es die Bevölkerung, deren ſein Staat ſo ſehr bedarf, begünſtigt. Wenn ich vorausſetze, daß er den neuen Koloniſten eine Portion dieſer Ländereien umſonſt gäbe, die freilich in ſeinen Staat nichts mitbrächten, als die nöthige Geſchicklichkeit, dieſes Land geltend zu machen; daß er ſogar den Aermſten von ihnen die nöthigen Werkzeuge, und Thiere, die ſie ſich ſelbſt nicht anſchaffen

könnten, noch dazu gäbe, ſo würde er des ſchönſten Ruhmes genießen, die Bevölkerung eines Strichs Landes befördert zu haben, welcher den übrigen Theil des Königreichs bereichern würde. Dieſe philoſophiſche Eroberung würde ihn keiner Reue ausſetzen, und dieſe ſanften friedlichen Nächte, deren er ſich rühmt, würden keinem unſeligen Erwachen ausgeſetzt ſeyn.

Man ſagt, das Waſſer in den Flüſſen, welche durch la Tavoliera fließen, ſey vortreflich; man könnte ſich deſſen bedienen, die unermeßlichen Wieſen zu bewäſſern: es käme nur darauf an, ihrem Laufe eine Richtung zu geben; die Unkoſten würden nicht groß ſeyn, wenn man ſie mit den ungemeinen Vortheilen vergleicht, welche dieſe Arbeit einbringen würde.

Wo ſoll aber das Geld zu einem ſolchen Unternehmen hergenommen werden? wie könnte dazu welches angeſchaft werden, da die Einkünfte zu den täglichen Ausgaben nicht zureichen? Nichts in der Welt iſt leichter. Wenn die Königinn auf eine hinreichende Summe für ſich und ihre Kinder eingeſchränkt würde; wenn die Jagdausgaben abgeſtellt würden, und die, von welchen der König nichts weiß, nicht mehr beſtänden; wenn man zehn tauſend Mann von den Truppen abdankte, deren größte Anzahl alsdann Landanbauer würden, und welchen es ſogar vorgeſchlagen werden müßte — dadurch würde man ſich gewiß Mittel, die das Bedürfniß überwögen, verſchaffen können.

Wäre dieſe Einrichtung nur erſt von dem

Monarchen gebilligt, ſo würde es, damit ſie zu Stande käme, nöthig ſeyn, die Lehnträger davon zu entfernen, oder ihnen doch wenigſtens kein Vorrecht zu bewilligen, und noch weniger ihnen eine Art von Gerichtsbarkeit über dieſes jungfräuliche Land — wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf — geſtattet werden. Die Koloniſten müßten auch keinen andern, als den direkten Abgaben unterworfen ſeyn, welche auf die Erndten gelegt, und jährlich nach Verhältniß derſelben eingetheilt werden müßten. Wenn ſich unter dieſen Bewohnern ein Streit erhöbe, ſo müßte er in der Provinz ſelbſt geſchlichtet werden können, weil das Umherwandern den Ackersleuten ungemein nachtheilig iſt, und weil es ſo unmoraliſch als unpolitiſch iſt, wenn man ſie zwingt, einer Lokalſache wegen ſich nach den Gerichtshöfen der Hauptſtadt begeben zu müſſen, welche ſie nur durch Appellationen in ſehr wichtigen Fällen kennen ſollten; und das denn doch mit ſolchen Einſchränkungen, welche dem unredlichen Kläger, oder dem Reichen die Luſt benehmen, ſich dahin zu wenden, wenn das Recht nicht offenbar für ihn iſt. Auch müßte das Volk über ſeine Rechte und ſeine Pflichten belehrt werden; man müßte Schulen für daſſelbe anlegen; die Druckfreiheit nützlicher, ſinnreicher und angenehmer Werke befördern, und die Pasquillanten durch ſtrenge Geſetze in Schranken halten, mehr aber noch jene gefährlichen Schriftſteller, welche ſich eine grauſame Luſt daraus machen, die Sitten durch Darſtellung ſolcher Schilderungen zu verderben, die des Aretin werth wären.

Da dieſe Ländereien unbewohnt ſind, und der König alſo den Koloniſten Geſetze vorſchreiben könnte, welchen ſie folgen müßten, wenn ſie der angebotnen Vortheile theilhaftig ſeyn wollten, ſo wäre es ſehr leicht, die Municipalregierung einzuführen; das daraus entſtehende Gute würde bekannt, und in den andern Theilen des Königreiches gewürdigt werden, welches alsdenn bald wünſchen würde, dieſer Vortheile mit zu genießen. Das wäre ein ſehr einfaches Mittel, eine Reform zu bewirken, ohne den Gefahren einer Revolution ausgeſetzt zu ſeyn.

In Anſehung des Regii Stucchi, da ein Theil deſſelben Privatperſonen gehört, ſo wäre es der König ſeinem Volke ſchuldig, einen ſchimpflichen, in barbariſchen Zeitaltern gemachten Kontrakt, welchen Unwiſſenheit erzeugte, und Unwiſſenheit beibehielt, zu vernichten. Man kann ſich nicht für den Eigenthümer von Ländereien halten, die man nicht nach Willkühr benutzen darf, und auf welchen man das Eintreiben fremder Heerden dulden muß. Dieſer Kontrakt iſt allenfalls werth, in den Archiven des Kaiſers von Marocco aufbewahrt zu werden.

Das Intereſſe des Königs beider Sizilien erheiſcht die höchſtmögliche Vermehrung des Bevölkerungszuſtandes, ſo wie die Anbauung der Ländereien. Nun iſt alles, was den Zuwachs des einen oder des andern hindert, ein abzuſtellender Mißbrauch. Es iſt Pflicht, einen ſolchen Handel abzubrechen; unverzeihliche Schwäche, ihn zu dulden; und Verſündigung an die Menſchheit, ihn zu autoriſiren. Der-

glei-

gleichen Vorrechte der Krone, welche unmittelbar das Volk treffen, und es Hofedienſten aller Art unterwerfen, ſind in England, ſobald nur das Morgenroth der Freiheit daſelbſt zu dämmern anfieng, abgeſchaft worden; warum ſollte der König von Neapel ſeine Baronen nicht zwingen können, Vorrechte fahren zu laſſen, die ſie ſich angemaaßt haben, und nur durch unglückliche Zeitumſtände ſeinen Vorfahren haben entriſſen werden können? Natürliche Rechte verjähren nicht, und ſie können durch menſchliche Einrichtungen wohl auf eine Zeitlang gehemmt werden, aber doch nur ſo lange als die kontrahirenden Theile leben; weiter nicht, weil Schwäche, Enthuſiasmus, Thorheit und Vorurtheil einer Generation ihr kein Recht geben, Ketten für die folgenden zu ſchmieden.

Sizilien.

Sizilien iſt in mancherlei ſehr ſchätzbaren Berichten, mit dem was es enthält, beſchrieben worden. Ich werde mich alſo bloß darauf einſchränken, dem Leſer einige Bemerkungen über ſeinen gegenwärtigen und ehemaligen Zuſtand, und über das was es unter einer beſſern Staatsverwaltung ſeyn könnte, vorzulegen.

Wenn man ſich erinnert, daß zu Hiero's Zeiten, Syrakuſa allein beinahe ſo viel Einwohner hatte, als heutiges Tages die ganze Inſel enthält, ſo kann man dreiſt behaupten, die gegenwärtige Regierung widerſpreche dem geſunden Verſtande, und ſey gerade dem Entzwecke der Natur zuwider.

Welches auch die Regierungsform in Syrakuſa ſeyn mochte, machte es in den ſchönen Tagen Griechenlandes immer eine ſehr bedeutende Rolle. Erſt Republik, dann Königreich — ſo ſtellte es den Karthaginenſern, welche damals die Herrſchaft über das Meer behaupteten, eine ſehr anſehnliche Seemacht entgegen. Unter Hiero ſchrieb es Karthago Geſetze vor; die Nachwelt wird dieſe aus der Natur entlehnten und von der Menſchlichkeit geprüften Geſetze nicht vergeſſen. Agathokles griff es zur Zeit ſeiner Größe an und erſchütterte es; aber in Sizilien, wie in Afrika überwunden, mußte er ſich unter ſein Schickſal beugen.

Aber als Syrakuſa für ſeine und ſeiner Mitbürger Freiheit ſtritte; indeß ein Heer von zwei hunderttauſend Bürgern ſeine Thore vertheidigte, hatte Sizilien noch andre große und unabhängige Städte. Der Syrakuſer Staat allein hatte drei Millionen Einwohner. Die andern Städte hatten zu funfzig und hundert tauſend, und das platte Land war mit Dörfern und reichen Kornfeldern bedeckt.

Sizilien, Neapel nnd ein Theil deſſen, was heut zu Tage dieſes Königreich ausmacht, hieß in alten Zeiten Groß-Griechenland. Dieſes, in verſchiedne von einander unabhängige Staaten eingetheilte Land, hatte keine gleichförmige Regierungsform. Eine Republik gränzte an ein Königreich, deſſen Beherrſcher Tyrann genannt wurde. Damals verband man keinen verhaßten Begriff mit dieſem Nahmen. Innere Kriege waren häufig; und demungeachtet genoſſen die Menſchen. gleich den Bienen in

einem Bienenkorbe, aller Vorzüge eines thätigen und arbeitſamen Lebens, und vermehrten ſich.

Jetzt, da Neapel und Sizilien unter Einer Herrſchaft ſteht, hat es nicht mehr den achten Theil ſo viel Bewohner, wie es vor zwei tauſend Jahren hatte. Woher kommt dieſe Abnahme? Von der deſpotiſchen Regierung, durch die das Menſchengeſchlecht weit ſicherer als durch den unſeligſten Krieg aufgerieben wird. Dieſer hat ſein Ziel. Der wiederkehrende Friede belebt den Handel aufs neue, und läßt den Künſten Zeit ſich zu vervollkommnen; der Deſpotismus aber macht das Land öde und unfruchtbar, lähmt den Verſtand, erſtickt die Tugenden, und verdirbt durch ſeinen giftigen Hauch alle Freuden des geſelligen Lebens.

Die Bürde des Lehnſyſtems liegt ſchwerer noch auf Sizilien als auf dem Königreiche Neapel. Die Urſache iſt ganz natürlich. Beinahe alle Lehen fallen in Ermanglung männlicher Erben der Krone anheim. Sehr wenige fallen den Töchtern zu; und ſelbſt auch bei dieſen hat die Krone die Ausſicht, daß ſie ihr früh oder ſpät doch zufallen.

In Sizilien werden die Lehen, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, von Geſchlecht auf Geſchlecht fortgepflanzt, und der letzte Abkömmling eines dem Erlöſchen nahen Geſchlechts kann mit ſeinen Lehen wie mit bürgerlichen Gütern ſchalten. Er kann ſie verkaufen, auf welche Art es ihm beliebt veräußern; und er unterläßt das niemals. Die Feudalrechte mögen nach Willkühr übertragen werden an wen ſie

wollen, ſie behalten auf immer ihre Kraft, das Landvolk iſt ſtets allen Abgeſchmacktheiten ausgeſetzt, welche es nach ſich zieht, und hat keineandre Erleichterung zu hoffen, als die, welche ihm der gute Wille eines Herrn etwa bewilligt; eine Sache, die vieler Abänderung unterworfen iſt, und in der erſten üblen Laune wieder aufgehoben werden kann, denn es iſt höchſt ſelten, daß mit den Gütern auch die Seele des Erblaſſers auf den Erben überginge.

Dieſes ſind alſo die Früchte eines verhaßten Vergleiches, der zwiſchen Einfältigen und zwiſchen rohen, grauſamen Menſchen geſchloſſen wurde! Von dem Könige Martin, der im vierzehnten Jahrhunderte über Sizilien regierte, rührt das Privilegium her, welches dieſe unglückliche Gegend unterjochte. Martins Ehrgeiz, welcher ſeine Krone zu verlieren beſorgte, hat Sizilien Feſſeln angelegt, und keiner ſeiner Nachfolger iſt ſtark oder klug genug geweſen, ſie zu zerbrechen. Dieſer König, deſſen Nahme verabſcheuet werden ſollte, geſtattete die Erbfähigkeit und Veräußerung der Lehen, indem er für ſich und ſeine Nachfolger allen Anſprüchen darauf entſagte.

Das Konſeil von Neapel hat die Inkonvenienz dieſer abgeſchmackten Erlaubniß eingeſehen, und es iſt verſchiedentlich vorgeſchlagen worden, im Falle die Familien der gegenwärtigen Beſitzer ausſtürben, die erledigten Lehen von Sizilien zu den neapolitaniſchen zu ſchlagen; allein die Schwäche der Regierung und ihre eingeſchränkten Einſichten haben keine Rückſicht auf einen Entwurf genommen, deſſen Aus-

führung nur einen entfernten Vortheil verſpricht.

Wenn der König von Neapel dieſen Gebrauch recht ernſtlich in Sizilien abgeſchaft wiſſen wollte, ſo müßte er ſich auf die Zuſtimmung des Volks ſtützen, indem er es von läſtigen Verpflichtungen befreite. Was kümmerts anders den Vaſallen, ob die Lehen ſich in Privathände fortpflanzen, oder allmählig der Krone zufallen, wenn ihre Lage immer doch die nehmliche bleibt? In einem Staate, wo die königliche Verwaltung eben ſo tyranniſch als die der Güterbeſitzer iſt, werden gewiß die Unterthanen dem Souverain bei ſeinen Verbeſſerungsentwürfen nicht beiſtehen; er muß ſie ſich beigeſellen, und ſie an dem Guten, was ihm daraus erwachſen könnte, Theil nehmen laſſen. Nur das perſönliche Intereſſe vermag den großen Haufen anzuregen.

Ein Mittel, das Volk dahin zu bringen, daß es dieſe Abänderung wünſchte, wäre das, wenn das Schickſal der Kronvaſallen gemildert würde. Sobald ihre glücklichere Lage den übrigen Einwohnern in die Augen fiele, würden alle wünſchen, unter königlichem Schutze zu ſtehen. Dann könnte man dieſen Wunſch benuzzen, und das große Werk unbeſorgt ausführen. Ohne dieſe Vorſicht zu gebrauchen, wird die Reform nie ſtatt haben, weil Niemand ſie zu unterſtützen intereſſirt iſt, und weil mächtige Vaſallen durch einen, dem Angriffe an Gewalt ähnlichen Widerſtand, ihn fruchtlos, und den beſterdachteſten Entwurf ſogar gefährlich machen könnten.

Die Mißbräuche, welche die Feudalität nach ſich zieht, ſind nicht Siziliens einzige Plage. Es ernährt drei und ſechzig tauſend Taugenichtſe, an Prieſtern Mönchen und Nonnen, ohne noch beinahe hundert tauſend Perſonen zu rechnen, welche ſich der Eheloſigkeit widmen, und ſo auch für die bürgerliche Geſellſchaft verlohren ſind; und das in einem Staate, wo der Bevölkerungszuſtand noch nicht dreizehn hundert tauſend Seelen beträgt.

Mehr als ein Drittheil der Güter in Sizilien iſt der Geiſtlichkeit in die Hände gefallen; und auf dieſen Gütern liegen, ſo wie in Neapel, gar keine Verpflichtungen. Die Klöſter in Sizilien beſitzen nicht zu berechnende Reichthümer. In Palermo ſind Nonnenklöſter, deren jährliche Einkünfte ſich auf hundert tauſend Dukaten belaufen.

Die Gebräuche des prieſterlichen und klöſterlichen Volks ſind in beiden Königreichen die nehmlichen. Obſchon die Sizilianer mehr Verſtand als die Neapolitaner haben, ſo herrſchen doch Unwiſſenheit, Aberglaube und Sittenverderbniß in beiden gleich ſtark.

Sizilien iſt in drei große Provinzen abgetheilt. Alle drei ſtehen unter der zu Palermo angeſtellten Regierung, welches auch die einzige Stadt iſt, wo Tribunäle, Kollegien und Buchdruckereien befindlich ſind.

Sizilien hat ſeine Stände; aber worin befördern ſie ſein Glück und woraus beſtehen ſie? Man darf ihrer nur anſichtig werden, ſo hat man ſchon das Reſultat. Die Baronen und die Geiſtlichkeit haben das Recht der Sitzung dar=

in. Jede königliche Stadt ſchickt einen Deputirten dahin, der beinahe immer aus dem Adel gewählt wird. Mehr als vierzig Städte genießen dieſes Vorrechtes; da aber die Anzahl ihrer Deputirten noch nicht den vierten Theil der Stände ausmacht, ſo haben ſie wenig oder gar keinen Einfluß. Die den Baronen zugehörigen Städte haben dieſes Vorrecht nicht. Ob ſie alſo gleich in größerer Anzahl als die ſo genannten königlichen ſind, müſſen ſie ſich dennoch den Entſcheidungen unterwerfen, ohne ihnen entgegen wirken, noch ſie verwerfen zu können, oder gegen die, die ihnen zu drückend ſcheinen, einkommen zu dürfen. Dem Könige allein ſteht die Zuſammenberufung der Stände zu; und obgleich er verſchiedne Mittel in Händen hat, ſie ſich zu gewinnen, ſo kann man ſich doch leicht vorſtellen, daß ſie nicht oft zuſammenberufen werden.

Man ſieht ſehr ſorgfältig darauf, daß alle Jahre die Bulle della crusada öffentlich verleſen werde. Dieß iſt eine päpſtliche Erlaubniß, an gewiſſen Faſttagen Fleiſch zu eſſen. Dieſe Bulle oder vielmehr ihr Innhalt iſt ſehr einträglich, und was man ehedem daraus löſete, bekam der Papſt. Allein in neuern Zeiten haben ſich die Könige deſſelben bemächtigt; und der Vorwand, deſſen ſie ſich bei dem römiſchen Hofe bedienten, ihn darum zu prellen, war ſo unrecht nicht. Sie gaben vor, dieſes Geld ſollte zur Unterhaltung der ſizilianiſchen Galeeren dienen, welche gegen die Ungläubigen kreuzen. Der Ertrag dieſer Bulle iſt hundert zwei und zwanzig tauſend Dukaten, dazu die Sizi-

lianer allein ein und vierzig tauſend beitragen. Iſt es für einen König von Neapel nicht ſchimpflich, ſo aus Eigennutz die Dummheit ſeiner Unterthanen fortzupflanzen? Heißt das nicht ſich dem römiſchen Hofe beigeſellen, deſſen Macht und Reichthum nur durch den Betrug erhalten werden? Ein einziger Miniſter in dem Kabinette zu Neapel hat es gewagt, dieſe Prellerei zu mißbilligen; welches keine andre Wirkung hatte, als daß es ein ſchon verarmtes Volk um einen Theil ſeines armſeligen Unterhaltes brachte.

Sizilien bringt dem Könige von Neapel wenig ein. Die direkten Abgaben betragen nnr drei hundert zwanzig tauſend Dukaten, und die andern Laſten, welcher Natur ſie auch ſind, bringen nur vierzehnhundert tauſend Dukaten. Das macht, weil die Baronen nach und nach, die der Krone zuſtändigen Gerechtſame an ſich geriſſen haben, und die Regenten ſo ſchwach waren, daß ſie es bequemer fanden, den gemeinen Unterthan zu drücken, als dieſen gegen die Bedrückungen der Gutsherren in Schutz zu nehmen. So ſind die Urſachen der Entvölkerung dieſer Inſel beſchaffen, deſſen Schickſal der Vizekönig Carraccioli, wie ſchon anderwärts geſagt iſt, verbeſſern wollte, nachher aber unter der eiſernen Ruthe ſeiner Nachfolger in einen Zuſtand von Apathie zurückgeſunken iſt, woraus Ferdinand, der vermählte Schüler der Marie Karoline von Oeſtreich, ſie nicht befreien wird.

Von Rom. Ueberfahrt von Neapel nach Civita-Vecchia.

Das Fahrzeug, auf welches ich mich zu dieſer Ueberfahrt einſchiffte, war eine der apoſtoliſchen Kammer zu Rom gehörige Tartane. Dieſe Fahrt koſtet ſehr wenig, denn ich habe für mich und meinen Bedienten nur ungefähr zwei Dukaten, das heißt zwei und zwanzig franzöſiſche Livres bezahlt; aber wir haben unſere Proviſion ſelbſt beſorgen müſſen. Bei den Paſſagieren befand ſich ein Franziskanermönch, und noch ein zerlumpter Geiſtlicher, deſſen ganzer Ton aber ſehr unterwürfig und demüthig war. Dem Barfüßer gefiel es, uns ganz abſcheuliche Farcen zu geben; er wollte den Roſenkranz und noch andre lateiniſche Gebete anſtimmen. Ich mußte alles ertragen, da ich wie der Vogel im Käfig war.

Der Schiffskapitain ſagte mir, dieſes Schiff diente dazu, das der apoſtoliſchen Kammer gehörige Getreide zu transportiren, und wieder welches hereinzubringen, wenn es unter dem von ihr ſich vorgeſetzten Preiſe zu haben iſt. Die Schiffsleute haben mir ſehr umſtändliche Dinge von der Schelmerei des Monſignor Schatzmeiſters erzählt; ſein Vorgänger ſey, ſagten ſie, ein noch abſcheulicherer Menſch geweſen. Er hatte heimlich in einige Fahrzeuge, ſo auch in einige Häuſer, Salz bringen laſſen, um einen Vorwand zu haben, Eigenthümer zu pfänden. Alle Leute in Bedienung, die Kardinäle, und beſonders der Neffe des

heiligen Vaters, haben ihren Theil an dem Raube, wenn er vertheilt wird.

Wir hatten noch einen Mann am Bord, deſſen Bildung wirklich erſchrecklich war. Man konnte ihn, nach allen Regeln der Phyſionomik, für einen abſcheulichen Böſewicht halten; auch war er es. Der Schiffsherr ſagte, dieſer Menſch ſey ein gebohrner Neapolitaner. In ſeiner Jugend war er ins Kloſter gegangen, hatte es aber, ehe er zum Altardienſt zugelaſſen wurde, wieder verlaſſen. Nachdem er in ſeinem Vaterlande verſchiedne Diebſtähle begangen hatte, war er in den Kirchenſtaat geflüchtet, wo er das Gewerbe eines Kundſchafters trieb. Zuletzt hatte er unbarmherzigerweiſe einen jungen Menſchen ermordet, der ihm ſeine Geliebte entführt hatte, und dieſem Böſewichte war, weil er einen Bedienten des Kardinals Albani zum Freunde hatte, durch die Vorſprache des Prälaten, dieſe Miſſethat verziehen worden; auch gieng er ſehr unbekümmert nach Rom zurück.

Der Hafen von Civita-Vecchia.

Verſchiedene Innſchriften, welche man auf Steinen lieſet, beweiſen, daß Trajan der Stifter dieſes Hafens geweſen iſt. Man ſiehet noch, ungefähr drei Meilen von der Stadt, die noch in ſehr guten Umſtänden erhaltenen warmen Bäder, welche dieſer Kaiſer gebauet hat. Dieſe Stadt faßt Monumente in ſich, welche Beweiſe ſind, daß die Römer für die Ewigkeit baueten. Ich ſehe gern, wenn eine Nation ſo denkt, und ſich mit dem Wohl zu

kommender Geſchlechter beſchäftigt. Die Völker, welche nur die Gegenwart umfaſſen, zeigen damit an, daß ihre Verfaſſung fehlerhaft iſt.

Der Hafen von Civita-Vecchia iſt ſicher; er iſt nicht groß, kann aber doch hinreichend viel Schiffe zur Unterhaltung eines beträchtlichen Handels aufnehmen. Der Eingang zum Hafen iſt einigermaßen gefährlich, welcher Gefahr man aber entgehen kann, wenn man ſich einem Steuermanne aus dieſem Lande anvertrauet.

Ich habe Bekanntſchaft mit einem Geiſtlichen gemacht, der eine Sammlung von Basreliefs und Medaillen beſitzt, welche es bekräftigen, daß Trajan der Stifter des Hafens von Civita-Vecchia iſt. Ich habe verſchiedne von den Innſchriften kopirt. Es ſcheint, daß dieſer Hafen im fünften Jahre der Regierung dieſes Kaiſers zu bauen angefangen iſt.

Nach der Zerſtöhrung von Civita-Vecchia haben die Päbſte eingeſehen, wie wichtig es ſey, dieſen Hafen wiederherzuſtellen. Die Feſtung wurde auf Befehl und auf Koſten des Papſts Paul III. aus dem Hauſe Farneſe gegebauet Man befolgte dabei die Plane des Michel Ange. Urban VIII. hat 1635. den Hafen wiederhergeſtellt. Das Baſſin für die Galeeren iſt ein ſchönes Werk, von Klemens XIII. Rezzonico angeordnet, und auch unter ſeiner Regierung vollendet. Der prächtige Springbrunnen iſt ein Monument der wohlthätigen Abſichten Benedikts XIV. Lambertini. Und das Arſenal iſt unter der Regierung Alexander VII. aufgeführt worden.

Der Handel von Civita-Vecchia

Iſt nicht ſehr beträchtlich. Es giebt hier keinen einzigen Millionair; kaum daß hier fünf bis ſechs Häuſer ſind, die einigen Ruf haben.

Von den franzöſiſchen Provinzen nimmt die einzige Porvence Antheil an dem Handel mit Civita-Vecchia, und Marſeille iſt die einzige Stadt dieſer Gegenden, welche Schiffe in dieſem Hafen hat; aber es ſind doch überhaupt nur Tartanen von hundert bis zwei hundert Tonnen. Ihre Anzahl beläuft ſich jährlich auf funfzig bis fünf und funfzig. Dieſe Schiffe bringen Kaffee, Zucker, Stockfiſch, Provenzaler Früchte, Weine, u. ſ. w. Sie nehmen dafür wieder Alaun, Schwefel, Bauholz und Wolle mit.

Ein Dutzend holländiſche Schiffe bringen jährlich Spezereien, Tücher, Thee, Käſe und Tobak. Sie führen dagegen Getreide, Wolle, und einige Seidenwaaren aus. Engliſche Schiffe kommen jährlich dreißig bis vierzig, mit Lebensmitteln von ihren Kolonien, und mehrern andern Erzeugniſſen der Brittiſchen Inſeln befrachtet.

Die Genueſer treiben einen anſehnlichen Handel nach Civita-Vecchia mit Pomeranzen, Citronen, Oel, Sammet, und verſchiednen ſpaniſchen Waaren. Hundert dreißig bis hundert fnnfzig Schiffe und Tartanen ſind mit dieſem Transporte befrachtet. Es kommen auch in dieſen Hafen verſchiedne kleine Schiffe von Neapel, Sizilien, Korſika und Maltha. 1789

ſah man dort gegen achtzig Toskaneſiſche Fahrzeuge.

Die Einwohner haben wenige, ihnen gehörige Fahrzeuge. Man ſieht etwa zehn bis zwölf mit Fiſchen beſchäftigte Tartanen, die dann, wenn die Ausfuhr erlaubt iſt, oder wenn die apoſtoliſche Kammer Getreide zu einem Preiſe verkaufen kann, wobei irgend eine Spekulation zu machen iſt, ſich mit der Ausführung beſchäftigen. Die Kammer hat ſechs bis ſieben Tartanen in ihrem Dienſte, um dieſen Handel zu beſtreiten.

Funfzehn bis zwanzig Felucken oder kleine Schiffe fahren beſtändig die Tiber auf und ab, die Waaren aus den fremden Ländern nach Rom zu transportiren. An einem andern Orte werde ich von der Marine des heiligen Stuhls ſprechen, die heut zu Tage eben keine beträchtliche Macht iſt.

Die Garniſon, die Galeerenſklaven und die Verbrecher.

Die Beſatzung von Civita-Vecchia beſtand, als ich daſelbſt war, aus fünfhundert ſechzig Mann, welche ſo ſchlecht montirt waren, daß ſie nicht einmal die nemliche Uniform trugen, obgleich ſie nur Ein Korps ausmachen. Nur in der Farbe, welche blau iſt, kamen ſie überein. Es iſt ein ſehr undiſcipliniruirtes Militair. Der Soldat thut nur nach ſeinem Gutbefinden ſeine Dienſte, und ſpottet oft der Befehle, die ihm der Offizier giebt. Ihr Sold

beſteht monathlich in dreyßig Paula's. Obſchon dieſe Soldaten ein ſehr bequemes Leben führen, ſo deſertiren ſie doch viel, weil ſie ſehr liederlich ſind und in wenig Tagen verzehren, womit ſie einen Monat auskommen ſollen; dann borgen ſie, ſtehlen, begehen tauſend Exceſſe, und deſertiren endlich.

Das Loos der türkiſchen und Galeerenſklaven iſt ſehr leidlich in Civita-Vecchia. Sie genießen vieler Freiheit, gehen und kommen ohne Wachen, und treiben mehrentheils einen kleinen Handel. Ueberdem giebt es hier beinahe kein ſchönes Frauenzimmer, welches nicht einen Galeerenſklaven unterhielte. Ich war erſtaunt zu ſehen, daß Handelsleute dieſen Galeerenſklaven Waaren, um ſie im Einzelnen zu verkaufen, anvertrauten. Das Merkwürdigſte bei dem allem iſt, daß alle dieſe Milderungen den wirklichen Verbrechern zugeſtanden werden. Die mahometaniſchen Sklaven können dieſer Vorzüge nicht theilhaftig werden, weil ſie der Landesſprache unkundig ſind. Die Strafe fällt alſo auf die ehrlichen Leute, und die Verbrecher erhalten ſtatt der Strafe Belohnung. Es entwiſchen oft türkiſche Sklaven, denn die Polizei iſt weder ſtrenge noch wachſam, und die Wache iſt leicht zu beſtechen.

Ein bedeutender Poſten in Civita-Vechia iſt der Anführer der Alguazils. Er verdient jährlich ſieben bis achthundert Dukaten. Von ihm hängt Strafe und Begnadigung ab; auf ihn kommt es an, ob er die Elenden hart oder milde behandeln will, und alſo genießt er eines großen Anſehens.

Die Stadt.

Civita=Vecchia hat, den Hafen mit inbegriffen, nicht über eine halbe Meile im Umfange. Es wird neun bis zehn tauſend Einwohner haben, wenn man die Beſatzung und die Galeerenſklaven mitrechnet; dieſer letztern ſind ſechs hundert an der Zahl. Die vornehmſten Straßen ſind ziemlich breit und gut gepflaſtert. Der Exerzierplatz iſt groß und ſchön.

Die ſchöne Kirche der Franziskaner hat eine Inſchrift, welche meldet daß Pius VI. das Kapital zu ihrer Vollendung hergegeben hat. Man verſicherte mich, es ſey falſch; man habe bloß die Großmuth des Pabſtes dadurch ſpornen wollen, daß man ihm ein voreilendes Lob gab. Uebrigens muß man nicht zu eilfertig dergleichen Innſchriften Glauben beimeſſen, wenn man ſie im Kirchenſtaate ſiehet.

Es befand ſich eben zu Civita=Vecchia eine Truppe elender Schauſpieler, und ich ſah ſie Stücke von Goldoni ſehr ſchlecht vorſtellen. Die Entree koſtete einen Paula. Der Schauſpielſaal iſt klein, aber ziemlich hübſch. Seine Form iſt eine halbe Elliptik, welche die ſchiklichſte iſt.

Gewöhnlich ſind in den italieniſchen Städten ſehr viele Pfarreien. Es giebt welche, die nur fünf bis ſechs tauſend Einwohner, und fünf bis ſechs Pfarreien haben. Civita=Vecchia hat deren nur eine.

Die Klöſter.

Wenn es, wie eben angemerkt worden iſt, nur eine Pfarrei in Civita-Vecchia giebt, ſo iſt dagegen ein deſto größerer Ueberfluß an Klöſtern. Die Kapuziner, welche das Gelübde der Armuth thun, wiſſen Mittel, in einer nicht reichen Stadt in der größten Ueppigkeit zu leben. Ich bin, als ſie eben aßen, in ihrem Speiſeſaal geweſen, und es iſt mir vorgekommen, als ob ſie ſehr gut äßen; und doch war es an einem Faſttage. Die Kapuziner ſtehen, inſonderheit in Italien, in großem Anſehen. Der gemeine Mann betrachtet ſie als Heilige, und man ſpendet ihnen reichliches Allmoſen. Dieſe Patres ſind ſchlau; ſie geben ſich das Anſehen, als ob ſie ein ſehr ſtrenges Leben führten, indeß ſie von allen Mönchen das angenehmſte genießen. Sie beläſtigen das Volk, drohen ihm mit den Höllenſtrafen, und entreiſſen ſo dem Aermſten ſeinen Biſſen Brod. Demzufolge ſind es wirkliche Räuber, und ihre Klöſter kommen mir wie jene Höhlen vor, in welchen ſich Straßenräuber zuſammenrotten, die Reiſenden auszuziehen. Alſo auch, um das Gleichniß auszuführen, merke ich noch an, daß man vor der Thür eines jeden Kapuzinerkloſters einen hochſtämmigen Baum ſieht, gleichſam um anzuzeigen, was für eine Gattung Menſchen dieſe Höhlen bewohnen.

Die Jakobiner ſind die reichſten Mönche in Civita-Vecchia. Man ſagte mir, ſie gäben ſich mit Handelsgeſchäften ab, worüber ich mich nicht wunderte, da ich ſchon dergleichen in Genua

nua geſehen hatte. Ihr Kloſter hat zwei und zwanzig tauſend Thaler Einkünfte. Man kann ſich leicht denken, daß ihre Küche nach ihrer Einnahme eingerichtet iſt. Sie haben fünf bis ſechs Galeerenſklaven unter ſich, welche ſie ihren Detailhandel beſorgen laſſen, und weil dieſe alle Mädchen in der Stadt kennen, ſo verſchaffen ſie dieſen Kuttenträgern Gelegenheit, ſich ohne öffentlichen Anſtoß zu beluſtigen.

Dem Hospital der Hospitalitenmönche wird ſehr übel vorgeſtanden. Die Mönche, welche Aerzte und Chirurgi vorſtellen, ſind ſehr unwiſſend, und verſtehen nicht einmal gehörig zur Ader zu laſſen.

Es giebt auch ein Kloſter von Doktrinariern, zum Unterrichte des gemeinen Mannes. Es würde ſchwer halten, eine Stadt aufzufinden, in welcher die Einwohner ſo wenig Unterricht, ſo gar in Abſicht der Religion hätten, als dieſe; daher kann man ſich denn einen Begriff von ihren Lehrern machen. Sie legen kein Gelübde ab, und können, wenn es ihnen beliebt, in die Welt zurückkehren, um ein anderes Gewerbe zu treiben.

Ich war verwundert, kein Nonnenkloſter in Civita Vecchia zu finden. Diejenigen, welche ins Kloſter zu gehen verlangen, müſſen ſich nach Rom wenden.

Geſpräch.

Die Mönche zu Civita Vecchia ſind, die Libertinage bei Seite, ſehr rechtſchaffne Leute. Sie haben mich jederzeit artig aufgenommen,

Bayerische Staatsbibliothek München

und offenherzig über das was ſie angehet, mit mir geſprochen. Am liebſten gieng ich zu den Dominikanern. Unter ihnen war ein ehemaliger Profeſſor des Minoritenkollegiums zu Rom; mit dieſem habe ich verſchiedne Unterredungen gehabt. Es iſt bekannt, daß ſeit der Revolution die Franzoſen in ganz Italien ungern geſehen ſind, und daß ſie inſonderheit von Prieſtern und Mönchen verabſcheuet werden. Auch hütete ich mich wohl, mich für einen Franzoſen auszugeben, und nannte mich lieber einen Schweitzer. Zu dieſer Abſicht hatte ich mir in in Genf einen Paß geben laſſen, worin ich als ein Walliſer bezeichnet wurde. Ohne dieſe Vorſicht hätte ich bei den Mönchen weder Eingang gefunden noch ihr Zutrauen gewonnen. Ich bezeugte dem Profeſſor, wie ſehr gern ich den Pater Inquiſitor ſehen möchte, und darauf ſtellte er mich dieſem Geiſtlichen vor, der ſehr ſchöne Zimmer bewohnte. Die Gemälde, die Bildniſſe, die Kupferſtiche, alles zeigte das Haupt der Inquiſition an. Folgendes iſt die Unterredung, die ich mit ihm hatte.

Inquiſitor.

Es thut mir ſehr leid, mein Herr, daß Sie ein Franzoſe ſind. Dieſe ſind Gottloſe, welche den göttlichen und menſchlichen Geſetzen den Krieg angekündigt haben; ſie ſind Feinde Gottes, der Religion, und ihres Königes.

Ich.

Ich bin kein Franzoſe, ſehr ehrwürdiger Herr. Ich bin aus Brüſſel, ein Unterthan des Kaiſers.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inquiſitor.

Ich habe Joſeph II. in Rom geſehen. Der iſt ein Ungeheuer, welches die Hölle ausſpie, den Schooß der Kirche zu zerfleiſchen. Er hat den unſeligen Saamen der Ketzerei durch alle Provinzen zerſtreuet. Haben Sie ſie endlich bei ſich ausgerottet?

Ich.

Sie wiſſen, mein Vater, daß wir uns gegen ihn empörten, weil wir weder ſeine Moral noch ſeine Theologie annehmen wollten.

Inquiſitor.

Ja, aber ihr hattet nicht genug Glauben. Es giebt noch viel Ketzereimacher unter Euch. Meine Mitbrüder, die Patres Prädikanten, hatten Euch große Dienſte geleiſtet. Sie ſind verkannt worden. Ihr habt Euch wieder unter des Kaiſers Herrſchaft begeben.

Ich.

Leopold iſt anders als Joſeph. Er iſt ein tugendhafter Fürſt, voller Religionsliebe.

Inquiſitor.

Er und die Religionsliebe! Er! tugendhaft! Er iſt ein gottloſer Menſch, der in Toskana viel Klöſter und Brüderſchaften aufgehoben hat. Wie kann man tugendhaft ſeyn, wenn man gegen Ordensleute zu Felde zieht, die das Heil der Kirche beſorgen, und die kein anderes Geſchäft haben, als die Lehren unſrer heiligen Religion auszubreiten, und in Achtung zu ſetzen.

Ich.

Ich wüßte nicht, daß er in ſo tadelnswürdige Irrthümer verfallen wäre. Ich bedaure ihn,

und bitte Gott, daß er das Herz dieſes Fürſten erweichen und bekehren wolle.

Inquiſitor.

Sie beruhigen mich, mein Herr. Ich ſehe, daß Sie den Grundſätzen der Religion getreu ſind. Gott wird Sie dafür ſegnen.

Ich.

In Anſehung unſrer beträgt ſich Leopold ganz anders wie in Toskana. Er hat alle geiſtliche Einrichtungen wieder auf den alten Fuß geſetzt.

Inquiſitor.

O trauen Sie ihm nicht! Er iſt ein Heuchler, der die Larve wegwerfen wird, ſobald er wieder feſten Fuß gefaßt hat. Des Teufels Agenten ſind ſchlau, und Leopold iſt einer der behendeſten Abgeordneten des Satans. Nein, da ehre ich mir den König von Sardinien. Das iſt ein würdiger Monarch, ein Fürſt, deſſen Betragen wirklich exemplariſch iſt. Der Turiner Hof zeichnet ſich durch ſeine Ehrfurcht für die Religion aus, ſo wie durch die genaue Erfüllung der Pflichten, welche ihm die Kirche vorſchreibt. Warum hat der franzöſiſche Hof einem ſolchen Muſter nicht nachgeahmt? Sein ggnzes Unglück rührt von ſeiner Gleichgültigkeit gegen die Religion und von dem Anſtoße, welchen er gegeben hat, her.

Ich.

Eigentlich hat die Verſchwendung dieſes Hofes, welcher die Finanzen erſchöpfte, die Revolution veranlaßt.

Inquiſitor.

Wäre der franzöſiſche Hof gottesfürchtig geweſen, würde er nicht in die Laſter gerathen

ſeyn, die ihn in die abſchenlichſten Unordnungen verwickelt haben. Alſo bleibt immer die Irreligion die Quelle ſeines Unglücks.

Ich breche hier eine Unterredung ab, die dem Leſer Langeweile machen könnte. Dieſen Auszug führte ich nur an, die fanatiſchen Grundſätze der Mönche bekannt zu machen. Dieſer zum Beiſpiel beurtheilte die Regenten lediglich nach ihrer Art, ſich gegen die Diener der Kirche zu betragen. Jeder Fürſt, der es wagte, ein geiſtliches Eigenthum anzutaſten, war in ſeinen Augen ein hölliſches Ungeheuer. Dem Könige von Sardinien ſchrieb er die ſeltenſten Eigenſchaften eines Regenten einzig deshalb zu, weil er wußte, daß dieſer Fürſt ein Andächtiger iſt.

Reiſe von Civita Vecchia nach Rom.

Achtzehn Meilen von Civita Vecchia läßt man links die kleine Stadt Cervetta, welche dem Prinzen Ruspoli gehört, liegen. Mein Poſtillion, der mir ein vernünftiger Menſch zu ſeyn ſchien, ſagte mir, dieſe Stadt habe nicht dreitauſend Einwohner, welche noch dazu ziemlich arm wären. Sie erfuhr vor fünf Jahren eine Hungersnoth, ſo daß ſie den Lehnfürſten und die apoſtoliſche Kammer um Beiſtand anflehen mußte, ohne daß ſie aber etwas erhielt. »Ach mein Herr, ſetzte er hinzu, die Pfaffen ſind gar ſchlechte Gebieter! man würde eher einen Marokkaner rühren, als das Herz eines geiſtlichen Herrn oder eines Mönches. Die Fürſten aus

päbſtlichem Geblüte haben das harte Herz ihrer Vorfahren geerbt.

Der Weg von Civita Vecchia nach Rom kann gar nicht ſchlechter ſeyn. Ich war ganz zerſchellt. Der Poſtillion entſchuldigte ſich viel; welches er nicht nöthig hatte.« Dieſer Weg iſt abſcheulich, ſagte er, aber die verwünſchten Pfaffen wollen ihn nicht ausbeſſern laſſen. Der öffentliche Nutzen iſt immer ihre letzte Sorge.« Die ganze Gegend auf dieſem Wege ſchien mir ungngebauet zu ſeyn. Kröten und Ungeziefer mancherlei Gattung ſchienen es in Beſitz genommen zu haben, und giengen friedlich darauf ſpazieren.

Das Wirthshaus in Montenero, wo ich abſtieg, iſt wohl die elendeſte Kneipe, die nur zu finden iſt. Ich hätte vor Hunger umkommen müſſen, hätte ich meinen Proviant nicht mitgebracht. Die Nacht brachte ich viel lieber in meinem Wagen zu, als daß ich mich entſchloß, mich in ein Bette zu legen, das von Wanzen lebte. Indeß mußte ich doch ſo gut bezahlen, als hätte ich in dem weichſten Daunenbette geſchlafen.

Auf dem Wege von Civita Vecchia findet man verſchiedene ſchöne Ruinen, welche von der ehemaligen Herrlichkeit der außerordentlichen Nation zeugen, welche beinahe die ganze bekannte Welt unterjochte, und deren Geſetze Europa civiliſirten. Die Barbaren haben alles zerſtört, und die Prieſter nichts wieder hergeſtellt. Ein trauriges Beiſpiel aller der Uebel, welche die Folgen der theokratiſchen Regierung ſind! Auf dem ganzen Wege von

Civita Vecchia, der doch 48. Meilen beträgt, ſtößt man man nur auf zwei kleine Dörfer, Sankt Severa, und Sankt Marinella.

Der Verfaſſer kömmt in Rom an. Den Eindruck den es auf ihn macht.

Dieſe Einſamkeit, dieſe Ruinen, dieſe höckrichten und unbebauten Felder, deren ich erwähnt habe, erſtrecken ſich bis an die Thore von Rom, und der erſtaunte Reiſende entdeckt eine große prächtige Stadt, ehe er durch irgend etwas darauf vorbereitet worden wäre. Wenn man von Civita-Vecchia kommt, ſo muß man durch das nicht weit vom Vatikan gelegne Thor. Ich habe nicht weit von der Engelsburg ſtill gehalten. Von da aus habe ich lange, in ſüßem Erſtaunen verſenkt, die prächtige Façade der Peterskirche, den Platz, den Obelisk, die Kolonade von Bernini u. ſ. w. betrachtet. Es iſt ein bezaubernder Anblick, den ich über anderthalb Stunden lang unabläſſig betrachtete. Der Poſtillion war ſo gefällig, ſo lange geduldig zu warten; wozu er nicht verpflichtet war. Die Römer haben von Natur viel Verſtand. Die Neugier der Fremden verwundert ſie nicht, im Gegentheil begünſtigen ſie ſelbige, ſo viel es von ihnen abhängt.

Von dem Petersplatze an bis auf den ſpaniſchen Platz, wo ich wohnte, ſieht man nichts als prächtige Gebäude, an welchen die neuere Baukunſt alle ihre Wunder darſtellt. Der durch den Anblick der Wüſten, die man durchreiſet hat, noch niedergeſchlagene Geiſt fühlt

um ſo lebhafter den Abſtich, welchen der Anblick der prächtigſten Stadt der Welt ihm darbietet.

Die Ausgaben in Rom, die Geſchenke, das Hausgeſinde.

Verſchiedene Artikel ſind in dieſer Stadt eben nicht koſtbar. Eine Miethskutſche koſtet in London täglich eine Guinee, in Paris achtzehn Franken; in Rom hat man ſie zu ſieben oder acht Livres. Die Schauſpiele ſind wohlfeil, und die Lebensmittel ſind nicht theuer. Mit funf Paula's, ungefähr drei franzöſiſche Livres, kann man recht gut leben. Für drei Louis monathlich hat man eine ſehr gute Wohnung. Was den Putz anbetrifft, ſo braucht man in Rom nicht mehr Aufwand in Kleidern zu machen als in andern Hauptſtädten, wenn man das diplomatiſche Korps, welches man die gute Geſellſchaft nennt, beſuchen will. Paris macht jetzt eine Ausnahme. Man kleidet ſich dort wie man will, ſeit der Revolution, die dem franzöſichen Reiche eine ganz andre Geſtalt gegeben hat. Verſchiedne affektiren ſogar in ihrem Aeußern eine bis zur Unſauberkeit gehende Nachläſſigkeit, als ob man ſchmutzig und ekelhaft ſeyn müßte, um für einen ächten Demokraten angeſehen zu werden.

Nach dieſen Angaben ſollte man nun glauben, der Aufenthalt in Rom ſey für einen Fremden eben nicht ſonderlich koſtſpielig; da würde man aber ſehr irren. Die Geſchenke, welche man alle Augenblicke zu geben verbunden

iſt, erhöhen die Ausgaben ungemein. In keinem Orte in der Welt wird dieſer Unfug ſo aufs höchſte getrieben. Nicht nur in den Häuſern der Kardinäle und andern Vornehmen heben die Bedienten dieſe Art von Kontribution; ſondern auch in den bürgerlichen Häuſern wird ſie eingetrieben. Dadurch, daß dieſes Geſinde, das elendeſte Lumpenzeug ſo es nur geben kann, einem die größten Ehrennahmen giebt, ſuchen ſie der Eigenliebe zu ſchmeicheln, und die Großmuth zu ſpornen.

Ich hatte aus Civita-Vecchia ein Päckchen für den Kardinal Borromeo mitgenommen. Da ich gar keine Luſt hatte, dieſe Eminenz zu ſehen, ſo ſtieg ich nicht einmal aus, ſondern ließ das Paket durch meinen Bedienten abgeben. Den zweiten Tag nachher kam ein großer vierſchrötiger Kerl in des Kardinals Livree, mir einen guten Morgen von ſeinem Herrn zu entbieten, und ein Geſchenk für ſich zu fordern. Ich antwortete ſehr trocken, wie ich keines zu geben nöthig hätte; ich hätte dem Herrn Kardinal keinen Beſuch machen, ſondern nur ein Pack abgeben wollen, welches ich lediglich aus Gefälligkeit übernommen hätte, alſo müßte viel eher der Herr Kardinal meinem Kammerdiener, der das Pack abgegeben hätte, ein Geſchenk machen. Der Kauz beſtand aber auf ſeine Forderung, welcher ich dadurch ein Ende machte, daß ich ihm die Thür vor der Naſe zuſchlug.

Durch dieſe Geſchenke halten ſich die Bedienten wegen des geringen Lohnes, welchen ſie bekommen, ſchadlos. Das Geld, das durch

dieſe Kontribution eingetrieben wird, kommt in Gegenwart verſchiedner Zeugen in eine verſchloßne Kaſſe, und wird bei dem Jahresſchluſſe unter alle vertheilt.

Ehe man in das Geſellſchaftszimmer gelangt, muß man durch verſchiedne Vorzimmer gehen, die voller Bedienten ſind, deren Dienſte, Kleidungen und Benennungen ſehr verſchieden von einander ſind. Der Nahme des Beſuchenden wird von Vorzimmer zu Vorzimmer wiederholt, und wenn es ein ausländiſcher Nahme iſt, wird er dabei oft ſeltſam entſtellt. Man hat mir erzählt, daß, als Herr von Montesquieu einſt einen Beſuch bei einem Römiſchen Prinzen ablegte, er zuerſt als Herr von Montedieu angemeldet wurde; dann hieß er Monſieur Montieu; im dritten Zimmer verwandelte ſich Montieu in Mordieu, und die letzte Metamorphoſe war endlich Monſieur Forbu.

Der Doktor Tiſſot iſt allgemein bekannt. Der Kardinal Bernis fand Vergnügen daran zu erzählen, daß, als er zu ihm gekommen war, der erſte Bediente gerufen habe: der Doktor Tiſſon, der zweite Toſſon, der dritte Toſodi, und endlich der vierte, der ihn ins Zimmer einführte, es unter dem Nahmen des Doktors Taſſonni gethan habe. Dagegen erzählte ich dem Kardinal, was dieſem berühmten Manne in Genf begegnet war. Der Kontraſt war auffallend. Tiſſot machte einen Beſuch, und als er ſeinen Nahmen ſagte, bat er das Dienſtmädchen, ihn ja nicht zu vergeſſen. »Sie halten mich alſo für ſehr dumm, antwortete ihm das Mädchen,

daß Sie glauben, ich könne einen ſo berühmten Nahmen vergeſſen.«

Wenn man dieſe Menge Tagediebe, womit die Häuſer in Rom beſetzt ſind, ſiehet, ſo kann man ſich nicht enthalten zu denken, daß ſie weit beſſer angewendet wären, wenn ſie die brach liegenden Ländereien, womit die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt umgeben iſt, anbaueten.

Daß man die Merkwürdigkeiten, die nicht im Publikum ausſtehen, nur durch Geſchenke zu ſehen bekommt, iſt bekannt. Man giebt gewöhnlich einen Testoni; das ſcheint nicht viel zu ſeyn; da es aber ſehr viele Kabinette, Museums u. ſ. w. giebt, und man oft wiederkommen muß, wenn man ſich mit den Meiſterſtükken der verſchiednen Gallerien bekannt machen will, ſo wird man finden, daß dieſe kleinen Geſchenke endlich zu einer beträchtlichen Summe anlaufen.

Der außerordentliche Bankier.

Thomas Jenkins, ein berühmter Bankier in Rom, ein gebohrner Engländer, verdient wohl, daß er einen Abſchnit dieſes Buches einnimmt. Er hatte die Mahlerei eine Zeitlang ſtudirt; als er aber bemerkte, daß er in dieſer Kunſt nie etwas trefliches leiſten werde, begnügte er ſich damit, was man einen einſichtsvollen Kenner nennt, der in der Theorie der Zeichenkunſt ſehr bewandert iſt zu ſeyn. Er verſteht ſich ausnehmend auf Medaillen, Gemmen, auf geſchnittne Steine u. ſ. w. In der Geſchichte iſt er ganz zu Hauſe. Niemand ver-

ſteht ſo wie er, eine raiſonnirte Notiz eines Basrelief, einer Statue, einer Büſte zu machen, wie beſchädigt ſolche auch durch die Zeit ſeyn mögen. Kurz, um ſein Lob in wenig Worte zu drängen, er wurde oft über Mahlerei und Bilddhauerkunſt von dem berühmten Kardinal Alexander Albani, von dem großen Winkelmann, von Raphael, Mengs, dem berühmten Mahler, zu Rathe gezogen. Er hat mit einem Gemälde- Statuen- und Medaillenhandel angefangen; nachher wurde er auch dabei Bankier, wodnrch er ein großes Vermögen erworben hat. An ihn werden alle Fremde von Stande addreſſirt.

Jenkins hat eine ganze ganz originale Art, die verſchiednen Sachen, die ſeinen Handel ausmachen, zu verkaufen. Will man eine Medaille von ihm kaufen, ſo erzählt er den Zug aus der Geſchichte, auf welchen ſie ſich bezieht, aufs umſtändlichſte, und durch eine mit der größten Wärme vorgetragene Lobrede rühmt er die Seltenheit, die Sonderbarkeit dieſes Stücks, wofür er beträchtlich viel fordert. Muß er ſie endlich um den abgeredeten Preis laſſen, ſo vergießt er Thränen; und ein zärtlicher Vater, welcher ſeine einzige Tochter nach einem entfernten Lande abreiſen ſähe, könnte nicht lebhafter davon gerührt ſeyn. Ich bin zuweilen bei ſolchem Handel gegenwärtig geweſen, und der Ausdruck ſeines Schmerzens entlockte mir Thränen, die ich nicht unterdrücken konnte. «Mein Herr, ſagt er zu dem Käufer, wenn er dieſen nun fortgehen ſieht, mein Herr, ſollte Sie der Kauf gereuen, ſo bringen Sie mir dieſe

Medaille wieder, Sie ſollen Ihr Geld gleich bereit finden; indem ſie mir dieſes unſchätzbare Stück wiederbringen, werden ſie mir die Anmuth und den Troſt meines Lebens wiedergeben.« Zuweilen hat man ihn beim Worte gefaßt, und ihn wiedergebracht was er verkauft hatte. Jenkins hat in ſolchen Fällen immer Wort gehalten, das Geld wiedergegeben, und das lebhafteſte Vergnügen darüber blicken laſſen, ſogar auch denjenigen, der ihm dergleichen wiederbrachte, zum Mittagseſſen eingeladen, und köſtlich bewirthet.

Ich habe nie einen Schauſpieler geſehen, welcher die Rührung und Traurigkeit ausdrucksvoller und wahrer dargeſtellt hätte, als Jenkins bei ſolchen Anläſſen zu thun pflegt. Er könnte den Stoff zu einer trefflichen Komödie hergeben. Vielleicht iſt ſeine Betrübniß nicht erkünſtelt; vielleicht hängt er wirklich ſo ſtark an den Gegenſtänden ſeines Gewerbes. Auf jeden Fall, wenn es bei ihm nur ein Handelskniff iſt, muß man geſtehen, daß er dieſe Art von Benehmen ganz meiſterhaft auszuüben verſteht, und noch niemand ihn hierin übertroffen hat.

Der Garten des Quirinal.

Dieſer Garten iſt ſehr angenehm, und nach ſehr abwechſelnden Formen gezeichnet. Man findet hübſche Höfe, wo Geflügel und Federvieh von trefflichem Geſchmacke gemäſtet wird, daß es werth iſt, von dem allerheiligſten Magen des heiligen Vaters verdauet zu werden. Er liegt gegen Mittag, welches der Geſundheit

der Päpſte ſehr zuträglich iſt, welche gewöhnlich Greiſe ſind, deren natürliche Wärme in Abnahme iſt. Hier iſt auch ein Kaffeehaus, welches Benedikt XIV. zu ſeiner Zuſammenkunft mit dem Könige von Neapel, der nachher König von Spanien unter dem Nahmen Karl III. war, einrichten ließ.

Als dieſer Herr durch Rom gieng, um den Thron beider Sizilien in Beſitz zu nehmen, wünſchte Benedikt XIV. ſehr eifrig eine Zuſammenkunft mit ihm; allein er beſorgte, die hergebrachte Etikette, wenn katholiſche Könige den Papſt beſuchen, möchte dem neapolitaniſchen Monarchen nicht behagen; darum erſann er einen Ausweg. Auf ſeinen Befehl wurde ein Kaffeehaus eingerichtet, wo ſich die beiden Souverains wie von ungefähr treffen ſollten, um ſich, gleich zweien Freunden, ohne alle Umſtände zu umarmen. Karl kam in das niedliche Kaffeehaus, und hätte nun erwarten ſollen, bis der Papſt auch hereinkäme; allein ſobald er vernahm, der Papſt ſey am Ende der Allee, gieng er heraus, und erwartete ihn kniend, ſo weit wie er ihn nur anſichtig wurde. Der immer luſtige Lambertini enthielt ſich nicht auszurufen: che coglioni! über den ....! Dann wendete er ſich zu den drei gegenwärtigen Kardinälen und ſagte: Laßt uns Gott danken, und ihn bitten, daß er gnädigſt alle katholiſche Souveraine aus demſelben Teige forme, aus welchem dieſer hier gemacht iſt!

Kardinäle und römiſche Prälaten fanden es unrecht, daß dieſer Papſt ſich ſo leicht zur Abſchaffung der ſpaniſchen Datarii verſtand; ſie

wagten es ſogar, ihm Vorwürfe darüber zu machen. Allein Benedikt XIV., der in die Zukunft blickte, antwortete ihnen: »Wir wollen Gott danken, daß der König von Spanien ſo gut geweſen iſt, uns um die Erlaubniß zu dieſer Reform zu bitten, und daß er ſo großmüthig war, uns eine Summe als Entſchädigung dafür zu geben.«

Klemens XIII. Rezzonico war ein milder, menſchlicher Papſt; er hatte viel Einſichten, aber eine zu große Meinung von der Ueberlegenheit des heiligen Stuhls über die andern Thronen der Erde. Auch wirft man ihm ſeinen Nepotismus vor; eine Schwachheit, welche er mit vielen Päpſten gemein hatte!

Klemens XIV. hatte die Tugenden ſeines Vorgängers; aber er glich dem Lambertini von Seiten ſeiner Gelehrſamkeit und der Kenntniß ſeines Zeitalters. Rezzonico hatte alles durch ſeinen Starrſinn eingebüßt; Ganganelli erhielt alles durch ſeine Geſchmeidigkeit; er führte die Sprache der Vernunft, und fand Eingang. Pius VI. hat beinahe alles wieder verdorben. Er hat ſich oft auf eine lächerliche Weiſe kompromittirt, und ſo das päpſtliche Anſehn ſehr geſchwächt. Rom ahndet ſelbſt nicht alles, was er nachtheiliges gethan hat. Endlich muß man zum Beſchluſſe dieſes Artikels ſagen, daß es wenige Päpſte wie Ganganelli gegeben hat. Noch wenigere kann man mit Lambertini vergleichen; aber die Geſchichte der Päpſte ſtellt uns eine große Anzahl Rezzonico's und Braſchi's dar.

Ruſſiſche Anekdote.

In meiner Schilderung von Livorno wird man die traurige Begebenheit der ruſſiſchen Prinzeſſinn finden, worinn der Graf Alexis Orlow als erſter Schauſpieler auftritt. Zwei Engländer, welche ich in Rom bei der Markiſe Gentili Bocca Paduli antraf, haben mir die Wahrheit dieſes Ereigniſſes mit den nehmlichen Umſtänden, wie ich ſie erzählt habe, bekräftigt. Es iſt viel von dieſem ruſſiſchen Tyrannen, von ſeiner außergewöhnlichen Stärke, und ſeiner Rohheit geſprochen worden. Folgendes hat ſich in dem Hauſe der gedachten Markiſe zugetragen, und iſt mir von Augenzeugen beſtätigt worden.

Der Graf Orlow wollte einſt bei dieſer Dame Beweiſe ſeiner Stärke geben, die mit der des Herkules verglichen zu werden verdient. Er nahm verſchiedne Stücke Kriſtall, Eiſen und ähnliche harte Körper, die er ohne ſonderliche Anſtrengung mit ſeinen Händen zerbrach. Auch nahm er einen der härteſten Aepfel zwiſchen zwei Finger, und da er dieſe zuſammendrückte, zerquetſchte er den Apfel in viele Stücke. Eines Abends machte er dieſes Experiment in Gegenwart des Herzogs von Glouceſter, Bruders des Königs von England. Ein Stück vom Apfel prellte gegen das Geſicht des engliſchen Prinzen, und verletzte ihn. Alle gegenwärtige Zuſchauer bezeugten ihr Beileid über dieſen Vorfall; der einzige Graf Orlow ſchien gar nicht außer Faſſung, und würdigte den Herzog auch nicht der kleinſten Entſchuldi-

gung

gung. Was gieng dieſen ſtolzen Mann auch der Bruder eines Königs an?

Der Muth der römiſchen Weiber.

Die Extremen berühren ſich. Die Päpſte, welche den größten Deſpotismus ausüben, indem ſie ihren Unterthanen körperliches und geiſtiges Joch auflegen, dieſe ſo geachteten oberſten Prieſter müſſen ſich oft von der unterſten Pöbelklaſſe die härteſten Wahrheiten ins Geſicht ſagen laſſen.

Während meines Aufenthaltes in Rom, im Monat Oktober, war das Oel ungemein theuer. Der Papſt ſtand in dem Verdachte, daß er das Monopolium hätte, und man hatte nicht ganz unrecht; denn die apoſtoliſche Kammer, welche die allerheiligſten Finanzen verwaltet, hat nicht nur in Anſehung des Getreides, ſondern auch aller übrigen Lebensmittel das verhaßteſte Monopolium an ſich geriſſen.

Ich ſaß ruhig beim Mittageſſen, als mein Bedienter mir ſagte, es ſei viel Lärmen auf der Straße, der Papſt gienge zu Fuße vorbei, und ſeine Wagen folgten ihm. Ich gieng herab, um dieſes Schauſpiel in der Nähe zu ſehen. Ich hörte eine Frau mit lauter Stimme ſagen: »Heiliger Vater, das Oel iſt erſtaunlich theuer, und es iſt kaum zu bekommen. Dafür mußt Du ſorgen. Das Volk murrt, und verlangt, daß Du ſolche Anſtalten treffeſt, daß dieſem Mangel abgeholfen werde.« Pius VI. ſah dieſe Frau mit Verachtung au.

»Geh, geh,« fuhr ſie nun fort, »ich fürchte mich nicht vor Deinem ſauern Geſichte; ich ſage Dir noch einmal, das Oel iſt theuer, und es iſt Deine Schuldigkeit, es uns wohlfeiler zu ſchaffen.« Der Papſt that immer noch als hörte er es nicht, und ſah anderwärts hin; aber den folgenden Tag ſchlug der Preis des Oels wirklich ab.

Pius VI. hat keine Religion, aber er ſtellt ſich ſehr andächtig. Er geht alle Tage zwiſchen fünf und ſechs Uhr in die Peterskirche, und verrichtet vor der Statue des heiligen Petrus ſein Gebet, mit dem Anſcheine der ſtärkſten Inbrunſt. Als ich einſt dieſer Farce zuſahe, hörte ich eine bejahrte Frau ganz laut ſagen: »Der Papſt ſpielt ſeine Rolle vortreflich; man weiß doch wohl, daß er nichts glaubt.« Der Einfall wurde belacht, aber der Papſt ſagte kein Wort, und ſeine Wachen hielten ſich ganz ſtill. Es iſt bemerkenswerth, daß die Statue, welcher Pius VI. ſeine Verehrung darbringt, ein in einen heiligen Petrus umgewandelter donnernder Jupiter iſt. Der Donner, welchen dieſer Gott in den Händen hielt, iſt der Himmelsſchlüſſel geworden.

Es iſt nicht zu läugnen, daß man bei den Römern, in beiden Geſchlechtern, noch Spuren jenes alten Freiheitsſinnes trift, den dieſes Volk einſt ſo vergötterte. Allein die Prieſter ſchmiegen ſich in hundert Geſtalten, und wiſſen die Entwicklung dieſes Keims ſehr geſchickt zu hintertreiben.

Es giebt der Wege mancherlei zur päpſtlichen Krone zu gelangen.

Lambertini hatte ſich durch verſchiedne ſehr gute Schriften berühmt gemacht. Seine Tugenden und ſeine Wiſſenſchaften hoben ihn auf den päpſtlichen Thron. Rezzonico war immer gut, freigebig, aufrichtig fromm, und ein Feind aller Ränke geweſen. Die Kardinäle waren der Intriguen ſatt, und wählten ihn, um dem Streben der Uebrigen ein Ende zu machen. Ganganelli wußte ſehr viel; er war alle Grade ſeines Ordens durchgegangen. In ſeiner Jugend war er etwas galant, aber er verbarg ſeine Liebeshändel mit vieler Klugheit. In Mayland aber verunglückte es ihm doch, und er wurde von dem Manne einer Frau, die er liebte, ertappt. Dieſer zwang ihn die Treppe etwas zu ſchnell herunter zu gehen; er that dabei einen Fall, und blieb viele Wochen bettlägerig. Dieſer Vorfall heilte ihn auf immer. Rezzonico verſchafte ihm die Kardinalswürde, und nach dem Tode dieſes Papſtes wurde er erwählt, ſein Nachfolger zu ſeyn. Um nicht Gefahr zu laufen, von der Wahl ausgeſchloſſen zu ſeyn, hatte er verſprochen, den Jeſuiterorden aufzuheben.

Als Klemens XIV. ſeine Laufbahn beſchloſſen hatte, gieng es in dem mit einer neuen Wahl beſchäftigten Konklave ſehr ſtürmiſch zu. Man fühlte, wie ſehr man eines guten Kopfes bedurfte. Der heilige Geiſt nannte Braſchi,

der dann unter dem Nahmen Pius VI. gewählt wurde.

Johann Angelo Braſchi war der Sohn eines armen Edelmannes von Ceſena. In ſeinem Jünglingsalter ſchickten ihn ſeine Eltern nach Rom, ſich um ein Kanonikat der Hauptkirche von Ceſena zu bewerben, welches er ſo glücklich war nicht zu erhalten. Dieſer Mann alſo, der beſtimmt war, das Haupt der Kirche zu ſeyn, wurde nicht tüchtig zu einem Kanonikate in einer kleinen Stadt gehalten. Braſchi hatte eine reizende Figur, und ſein Geſicht war blühend wie Lilien und Roſen. Der Kardinal Roſſo, ein Neapolitaner, und großer Liebhaber ſchöner Verhältniſſe bei beiden Geſchlechtern, verliebte ſich unſterblich in ihn und nahm ihn zu ſich in ſeinen Pallaſt. Er wendete es daran, ihn in die Prälatur zu bringen, und verſchafte ihm überdem noch ein Kanonikat an der Peterskirche, hinterließ ihm auch, als er ſtarb, eine Penſion. Darauf wurde Braſchi der Liebhaber von der Maitreſſe des Kardinals Rezzonico, des päpſtlichen Neffen; durch dieſe wurde er Großſchatzmeiſter, und erhielt dann den Kardinalshut, welchen ihm Klemens XIV. ertheilte, um ihm die Schatzmeiſterwürde abnehmen zu können, bei welcher er viel Unterſchleif gemacht hatte. Als Braſchi Seiner Heiligkeit dankte, war Ganganelli offen genug, ihm zu ſagen: »Ich habe Sie zum Kardinal gemacht, weil ich Ihre Stelle einem Manne von erprobter Ehrlichkeit geben wollte.« Damals ließ er es ſich nicht träumen, daß der, dem er ſo be-

leidigend begegnete, einſt ſein Nachfolger ſeyn würde.

Braſchi iſt nicht gelehrt. Er hat nichts geſchrieben, das man anführen könnte; er drückt ſich gut aus, aber er ſpricht nichts gründliches; es iſt ein bloßes Gewebe von glänzenden Ausdrücken, worin aber nichts neues noch wizziges iſt. Der angenehme Ton ſeiner Stimme, die Schönheit ſeiner Phyſiognomie, ſein reizendes Mienenſpiel, geben dem was er ſagt, Annehmlichkeiten, welche es ohne dieſe Nebendinde nicht haben würde. Mit einem Worte, er iſt ein geſchickter Schauſpieler, und weiter nichts.

Man wird ſich nicht wundern, daß ein ſolcher Menſch zur dreifachen Krone gelangt ſey. Die Intriguen, die das Konklave treibt, das Zuſammenſtoßen der verſchiednen Partheien, die, um ſich endlich zu vereinen, einen Kardinal wählen, der weiter kein Verdienſt hat, als daß ihm die herrſchenden Faktionen fremd ſind, dies ſind auch die geheimen Triebfedern, welchen Pius VI. ſeine Erhöhung verdankt, ſo wie ſchon vor ihm es die nämliche Bewandtniß mit Päpſten vom nämlichen Schlage hatte.

Der Kardinal Visconti

Iſt ſchon todt. Weil es aber in dem Konklave, das den jetzigen Papſt wählte, im Werke war, jenen zur dreifachen Krone zu erheben, ſo wird es nicht unrecht ſeyn, ein Wort von dieſer Eminenz zu ſagen.

Visconti war Nuntius in Warſchau und in Wien geweſen, und war von Jedermann geſchätzt; er beſaß bei ſeinen andern moraliſchen Eigenſchaften auch eine Frömmigkeit, die bei ihm kein Gaukelſpiel war. Er wurde in Rom ſehr geachtet, und genoß eines großen Anſehens, ob ſonſt ſchon, in der Regel, die Hofleute des oberſten Prieſters nur ſolchen, die in den Ränken und Kabalen recht geübt ſind, ihre Achtung zu bezeugen pflegen. Er vermied alles was die Religion verletzen konnte, und ſein Eifer hierin gieng bis zu einer lächerlichen Intoleranz. Als ich einſt bei ihm ſpeiſete, hörte ich von einem Manne ſprechen, der in dem Augenblicke, da er im Miniſterio ſein Glück machen ſollte, durch die Ränke ſeiner Feinde geſtürzt worden war. Bei dieſer Gelegenheit entwiſchte mir der gewöhnliche Ausdruck, das Schickſal habe die Entwürfe dieſes Mannes nicht begünſtigt. »Wie! das Schickſal!« rief der Kardinal lebhaft. »Sie glauben alſo nicht, daß alles von Gott komme?« Hier war nun weder der Ort noch die Zeit, eine philoſophiſche Erörterung vorzunehmen; ich ließ es alſo dabei bewenden, daß ich ſagte, ich glaubte ſehr feſt, alles käme von Gott, und ich ſey über dieſe Glaubenslehre nie ſchwankend geweſen; ich bäte ihn wegen eines Ausdrucks um Verzeihung, der durch Gewohnheit geläufig geworden wäre, ohne daß ich irgend einen Gedanken, welcher der Lehre von der Exiſtenz Gottes zuwider wäre, damit verbunden hätte. Hier iſt noch ein Zug ſeines Fanatismus und ſeiner Unwiſſenheit. Ein Gelehrter hatte einen Ro-

man im griechiſchen Geſchmacke geſchrieben. Ein Freund des Kardinals rieth ihm, das Buch zu leſen, weil es ſehr intereſſant ſey. Visconti las, und war ſehr damit zufrieden. Nun fragte der erwähnte Freund, wie das Buch gefallen habe: »Es ſcheint mir,« ſagte der Kardinal, »daß ein Theil dieſer Begebenheiten nicht wohl erwieſen werden könne.« — »Das iſt auch gar nicht nöthig,« antwortete der Freund; »der Verfaſſer giebt es nur für Erdichtung.« — »Wie! Erdichtung!« rief Visconti; »aber eine Erdichtung iſt ja eine Lüge! und Lügen iſt Sünde!« Indem er dies ſagte, warf er das Buch verwünſchend an die Erde.

Aus dergleichen Zügen ſieht man, daß Visconti ein eingeſchränkter Kopf, und wenig aufgeklärt war. Die Ehre, welche er bei ſeinen Nuntiaturen erworben hat, verdankt er den Eingebungen des Abbe Taruffi, ſeines Auditors, der ein Mann von ausgezeichneten Verdienſten war, von welchem ſich der Kardinal gänzlich leiten ließ. Visconti hatte bloß die Gabe, ſich gut verſtellen zu können; welches an den Höfen eine wirklich unentbehrliche Eigenſchaft iſt. Des Visconti Depeſchen wurden in Rom begierigſt geleſen, und werden jetzt noch dort für Meiſterſtücke gehalten. Hätte er ſich in ſeiner Klauſe im Konklave ruhig verhalten, und den Abbe Taruffi machen laſſen, würde er Papſt geworden ſeyn. Er perorirte gern, und machte ſchlechte Calembourgs, denn er hatte ſo wenig guten Geſchmack, auf dieſe Art von Verſtand Anſpruch zu machen, obſchon es ihm auch damit nicht gelang. Die

Kardinäle ſahen bald das Maaß ſeiner Fähigkeiten ein, und überzeugten ſich von ſeiner Untüchtigkeit.

Als Taruſſi alle ſeine Verſuche, den Visconti zum Pontifikate zu verhelfen, ſcheitern ſah, hatte er einen heftigen Verdruß darüber. Er hatte ſich dabei ſehr frei über die Fehlerhaftigkeit der theokratiſchen Regierung, die niemand ſo gut kannte wie er, ausgedrückt; daher hatte er die Kränkung, daß er von allen Ehrenſtellen auf immer ausgeſchloſſen blieb. Seine Betrübniß darüber verkürzte ſein Leben, und er ſtarb noch vor ſeinem Beſchützer, der drei oder vier Jahre nach ihm ſtarb.

Die Kirche zu Utrecht.

Wir wollen eines anſcheinenden Schisma erwähnen, welches lediglich durch das unpolitiſche Betragen des römiſchen Hofes ſein Daſein hat, wo es nur von ihm abhienge, es ganz aufhören zu laſſen.

Es erregt Erſtaunen, daß in einem Jahrhunderte der Klarheit, da die Völker anfangen ihre Rechte kennen zu lernen, und aus der Finſterniß des Aberglaubens herauszugehen, der römiſche Hof noch einen ſo ſtolzen Ton anzunehmen affektirt, gegen eine kleine katholiſche Gemeinde, die ſich mitten in einem Lande befindet, deſſen herrſchende Religion ſich auf den Trümmern des römiſchen Stuhls erbauet hat.

Wenn die Kirche zu Utrecht, ſtatt der Ergebenheit und Demuth, welche ſie dem heili-

gen Stuhle bezeigt, endlich den Entſchluß faß-
te, dem Donnern des Vatikans Trotz zu bie-
ten, und ihr unter dem kirchlichen Zepter ge-
beugtes Haupt zu erheben wagte, ſo würde
man bald die Päpſte ihren Ton durchaus abän-
dern ſehen, und ſie würden die ſüßſanften und
pathetiſchen Ermahnungen an die Stelle der
Strenge und des Hochmuthes in den von dem
heiligen Stuhle ausgehenden Akten ſetzen.

Dieſe Kirche iſt in der That ganz ſo ortho-
dox als die dem römiſchen Stuhle allerunter-
würfigſte nur ſeyn kann. Die Kirchengebräu-
che ſind gerade die in andern katholiſchen Län-
dern üblichen. Stirbt ein Papſt, ſo werden
die im römiſchen Ritual angeordneten Gebete
gehalten und Meſſen geleſen. Sobald die
Nachricht von der Ernennung ſeines Nachfol-
gers einläuft, wird ein Te Deum geſungen
und ein öffentliches Dankfeſt gehalten, und
dem neuen Oberhaupte der Kirche wird ein
Glückwünſchungsſchreiben, in den ehrerbiethig-
ſten Ausdrücken abgefaßt, überſchickt.

Der heilige Stuhl nimmt die Kondolenz al-
lezeit ſehr übel auf, und der Gratulation geht
es nicht beſſer. Aber dabei läßt er es nicht be-
wenden; er unterläßt nie, der katholiſchen Ge-
meinde zu Utrecht durch eine Exkommunika-
tionsbulle, die eine Formalität geworden iſt,
ſeinen Dank zu bezeigen.

Zur Zeit der Erhebung Pius VI. ſchrieb
ihm die Kirche von Utrecht einen Brief voller
Salbung und Ausdrücke der ehrerbiethigſten
Ergebenheit. Monſignor Stay, Sekretair der
Sendſchreiben, erhielt den Auftrag ihn zu be-

antworten. Wäre es auf ihn angekommen, ſo würde er ſehr günſtig geantwortet haben; allein er durfte von den bei dergleichen Gelegenheiten vorgeſchriebenen Formularen nicht abweichen; und ſo ſchickte er denn eine wirkliche Exkommunikationsbulle nach Utrecht. Ich zankte mit dieſem Prälaten, der in der gelehrten Welt durch zwei ſehr zierliche lateiniſche Gedichte bekannt iſt — eines über die Newtoniſche Philoſophie, das andre über Deskartes — etwas über dieſe Angelegenheit. »Mein Herr, antwortete er mir, ich kenne die Grundſätze der utrechtſchen Gemeine vollkommen wohl, und habe alles geleſen was über dieſe Materie geſchrieben iſt.« — »Eine günſtige Antwort zu geben, hieng doch aber von Ihnen ab,« ſagte ich. — Da ſchlug Stay mit ſeiner breiten Hand auf den Tiſch, und ſetzte hinzu: »Es ſind Schelme, es ſind Schelme, Sie können mir es glauben.« Dann ſah er um ſich her, und ſagte kein Wort weiter. Ich enthielt mich nicht, darauf zu ſagen: »o ich verſtehe; Sie ſind beſoldet, ſo zu ſprechen.« Da ſagte er, indem er mich ſtarr anſah, in einem haſtigen Tone: »Sie ſind ein noch ärgerer Schelm; denn ich ſehe wohl, Sie wiſſen um das ganze Geheimniß.«

Dieſes anſtößige Schisma iſt hauptſächlich das Werk der Jeſuiten. Dieſe Patres, deren deſpotiſche und intoleranten Grundſätze bekannt genug ſind, haben ſich der Wiedervereinigung mit einer Gemeinde widerſetzt, welche der römiſche Hof, ohne irgend einen rechtmäßigen

Grund zu haben, hartnäckig fortfährt zu ex=
kommuniciren.

Eine Synode in Deutſchland.

Wir haben nun geſehen, daß Pius VI. nur ſo obenhin ſtudirt hat, und daß er von der Regierungskunſt gar nichts verſteht. Indeß hat er, wie der verſtorbene König von Preußen, und die Kaiſerinn von Rußland, welche ihre Angelegenheiten oft ſelbſt, ohne die Dazwiſchenkunft ihrer Miniſter ausmachten, ſelbſt ohne alle Beihülfe die Operationen des römiſchen Hofes regieren wollen. Da nun aber oft die Rede von Sachen iſt, wobei die Theologie, die kanoniſchen Rechte, die geiſtliche Jurisprudenz im Spiele ſind, ſo müßte er in dieſen Materien beſſer bewandert ſeyn, als er es iſt, um oft über ſehr küzliche Schwürigkeiten entſcheiden zu können; er müßte die geiſtliche Geſchichte gründlich wiſſen, die Geſchichte der Konklaven, der Meinungen, die Sagen und Schriften der verſchiednen Geſellſchaften, worin die Kirche getheilt iſt; und Pius VI. hat oft nur einen ganz ſchwachen Anſtrich dieſer verſchiednen Dinge. Indeß wagt er doch darüber zu ſprechen; er wagt es, an die fremden Biſchöfe und Fürſten zu ſchreiben, ohne diejenigen dabei zu Rathe zu ziehen, die ihm die gehörigen Kenntniſſe mittheilen könnten. Dieſer unſelige Selbſtdünkel hat ihn zu Mißgriffen über Mißgriffen verleitet; er gab ihm den Entwurf zur Reiſe nach Wien ein, wo er ſeine päpſtliche

Würde der Verachtung und dem Gelächter Preis gab. Hätte er die Kardinäle zu Rathe gezogen, welche Wien und den Geiſt der an Joſeph II. Hofe herrſchte, kannten, ſo würden ſie alles mögliche gethan haben, ihn von einer Reiſe abzuhalten, von welcher er nur Demüthigungen einerndten ſollte.

Auf einer Synode, die in Deutſchland gehalten wurde, und mit welcher Pius VI. in unmittelbarem Briefwechſel ſtand, wurden die Prälaten bald inne, daß der heilige Vater nicht von oben herab belehrt war, und daß der heilige Geiſt, der ihm beiwohnte, nicht gut mit den Streitfragen, die in ihrer Verſammlung aufs Tapet kamen, Beſcheid wußte. Er wollte mit dieſen Herren disputiren, welche ihm aber ſolche Argumente in barbaro machten, welche er nicht beantworten konnte. Die deutſchen Biſchöfe ſind gelehrt, und in geiſtlichen Streitſachen auf allen Vieren beſchlagen, wie man zu ſagen pflegt. Pius VI. fehlte es ganz an Zeug, um es mit ſo rüſtigen Streitern aufnehmen zu können.

Das Volk in Deutſchland, in Tyrol und in dem venetianiſchen Gebiete war ganz erſtaunt, einen Papſt wie einen Fuhrmann fluchen, ihn auf die unſchicklichſte Art auf ſeine Bedienten ſchmählen zu hören, und ſie mit Fauſtſchlägen und Fußtritten behandeln zu ſehen. Benedikt XIV. hatte auch die Gewohnheit zu fluchen; aber dafür ſetzte er auch oft zu ſeinen Flüchen ſehr ſinnreiche Scherzreden hinzu; aber Pius VI. erſetzt durch keine Annehm-

lichkeit die Plumpheit ſeiner Ausfälle, und die Ausbrüche ſeines Zorns.

Die Beſchimpfungen, die ihm in Wien begegnet waren, beſſerten ihn nicht. Als er wieder in Rom war, ſetzte er ſeinen Briefwechſel fort; er disputirte in Briefen über Dinge, von welchen er gar nichts verſtand; er war ſogar ſo einfältig, die Sorbonne für ſich anzuführen. Nichts kann für einen Papſt, der Anſpruch auf Unfehlbarkeit macht, abgeſchmackter und unpolitiſcher ſeyn. Die deutſchen Prälaten beantworteten ſein Breve auf eine ihn wenig befriedigende Art. Sie führten auch die Sorbonne an; aber es geſchah, um ihn durch die Autorität, auf die er ſich geſtützt hatte, zu widerlegen. Dieſe Kontrovers hätte ſich auf eine für ihn nicht rühmliche Art geendet, hätte ſich nicht ein dem römiſchen Stuhle ganz entfremdeter Hof der Sache angenommen, und den furchtbaren Widerſachern des Papſtes Stillſchweigen auferlegt.

Pius VI. hat einen Hang zu Neuerungen; da er aber von keinem feſten Prinzip ausgehet, und ſeine Begriffe immer ſchwankend ſind, ſo kommt kein Entwurf bei ihm zur Reife, und er iſt nicht im Stande, einer Einrichtung feſte Grundpfeiler zu geben. Kurz, von ihm kann man ſagen, daß ſein Eigendünkel, in Abſicht ſeiner intellektuellen Kräfte und ſeiner Kenntniſſe aller Art, ihn hindert, irgend einen Vortheil von ſeinen erworbnen geringen Kenntniſſen, und dem mittelmäßigen Verſtande, womit die Natur ihn begabt hat, zu ziehen.

Die Antiquarien.

Die Sitten und den Hauptkarakter eines Volkes kennen zu lernen, mit allen Abweichungen, welche die beſondern Geſellſchaften unterſcheiden, deren Verbindung zum Ganzen die große Familie ausmacht, muß ein Reiſender es ſich nicht verdrießen laſſen, allenthalben hinzugehen, unter alle Arten von Menſchen ſich zu miſchen, vom Zepter bis zum Schäferſtabe, oder, iſt er in Rom, von dem Purpur des Kardinals bis auf den groben wollnen Rock, der den Pedell eines kleinen Kirchſpiels kleidet.

Es giebt in Rom verſchiedne Kaffeehäuſer, welche Perſonen von gewiſſen Gewerben zu Zuſammenkünften dienen. Hier findet man Nouvelliſten, Dichter; dort Künſtler und Antiquarien u. ſ. w. Letzteres hat mir den beſten Zeitvertreib gewährt. Hier findet man die groteskeſten Geſtalten. Die mehreſten ſind arme lumpigte Abbe's, mit magerm, ſchmalem, langem Geſichte, und vom Zorn funkelnden Augen; auch ſind ſie dieſer Leidenſchaft ſehr unterworfen, und es vergeht kein Tag, daß dieſes Kaffeehaus nicht der Schauplatz irgend einer lebhaften Streitigkeit wäre.

Als ich willens war, den Sitzungen dieſer Herren an dieſem Orte beizuwohnen, zog ich kein gutes Kleid an; das würde ſie genirt haben. Ich hatte eines, welches zu ſolchen Anläſſen ſehr gut, und ſo abgetragen war, daß ſich keine Fliege mehr daran halten konnte. So mußte es ſeyn; denn dieſe gelehrten Herren waren mit gewiſſen Inſekten behaftet, die auf

meinem Individuum eine läſtige Kolonie hätten anlegen können. Selbſt der Kaffeeſchenker war eine Antike; er war ſo von Schwindſucht ausgedörrt, daß ich immer beſorgte, er möchte einſt ſeine Seele in meiner Gegenwart mit ausſpeien; und ſein Körper ſchien mir noch abgelebter zu ſeyn, als der Hausrath, womit ſeine Anſtalt prangte.

Ich wohnte einſt einem wüthenden Streite über einen antiken Kopf bei, der bei einem Trödler neben der Propaganda zum Verkaufe ſtand. In Rom, wie in allen andern Städten Italiens, geben ſich die Trödler auch mit dieſer Art Handel ab. Der Kaufmann hatte dieſen Kopf Cajus Gracchus getauft. Einige von den Antiquarien behaupteten, er ſey es; andre wollten ihn wieder zu ſeinem Bruder Tiberius Gracchus machen. Ein Gelehrter ſagte uns, es könne weder der Kopf des Tiberius noch des Cajus ſeyn: denn, ſagte er, die Kinder der Kornelia hatten gebogne Naſen, und dieſer Kopf hat eine breite, gequetſchte. Ein andrer Antiquarius, ein Neapolitaner, endete den Streit durch eine ſeines Geburtslandes würdige Ungezogenheit, die allen Gegenwärtigen zu lachen gab. Er ließ uns bemerken, dieſer Kopf ſey in dem heimlichen Gemache eines Kapuzinerkloſters gefunden, und die verdauete Materie dieſer Mönche müßte noch freſſender ſeyn als andre Materie ähnlicher Art; dadurch wäre die ſonſt gebogne Naſe ſo zerfreſſen worden, daß ſie jetzt platt ſchiene. Schriebe ich für Leute, die man ehedem die gute Geſellſchaft nannte, ſo wäre es allerdings nicht am rechten

Orte, dergleichen Anekdoten anzubringen; aber Schilderungen der Art gehören für den philoſophiſchen Beobachter, in deſſen Augen nichts unerheblich iſt was den Menſchen karakteriſirt, und der ähnliche Gemälde ſehen will, was ſein Gefühl auch oft dabei leiden möge.

Uebrigens kann die Lächerlichkeit dieſer antiquariſchen Pedanten, deren ganze Wiſſenſchaft nur in trocknen Notionen, die gar keinen Nuzzen haben, beſteht, auf keine Weiſe den Caylus, die Alexander Albani's, die Winkelmanns u. ſ. w. treffen, welches achtungswerthe Philoſophen waren, deren gelehrte Unterſuchungen viel Licht über die Künſte, Sitten und Gebräuche des Alterthums verbreiten, und die dazu dienen, uns mit den Schönheiten der klaſſiſchen Autoren vertrauter zu machen.

Das Studium des Alterthums wird in Rom umgemein befördert, weil die Kenntniſſe, welche aus demſelben entſtehen, den Prieſtern nicht verdächtig werden können. So iſt es nicht in Anſehung der ökonomiſchen Wiſſenſchaften, der Phyſik, der Naturgeſchichte, des Handels und des Ackerbaues. Eine theokratiſche Regierung fürchtet nichts ſo ſehr, als die Ausbreitung der erworbnen Kenntniſſe ſolcher Menſchen, die es ſich angelegen ſeyn laſſen, die Dinge zu ergründen. Sie beſorgt, die Mißbräuche ihrer Staatsverwaltung werden dadurch an den Tag kommen, und das Volk werde aus der dichten Finſterniß hervorgehen, worin ſeine Gebiether ſo viel Intereſſe haben es verſunken zu erhalten.

Die

Die Pfarrer.

Nicht von den Kardinälen, den Fürſten und Prälaten darf man nützliche Belehrungen, in Abſicht der Wirkungen der Theokratie, zu vernehmen erwarten. Sich dieſe zu verſchaffen, muß man Bekanntſchaft mit armen Prieſtern und Mönchen ſuchen. Dieſe machen in Rom eine ganz andre Klaſſe, als in andern Ländern aus; vornämlich aber muß man die Pfarrer nicht vernachläſſigen, die immer am beſten wiſſen, was in den Familien, von den höchſten bis zu den niedrigſten, vorgeht.

Ich bin oft mit vielen Pfarrern in Geſellſchaft geweſen. Die Geiſtlichen von dieſer Klaſſe hatten viel Urbanität, und gerade die Art Kenntniſſe, deren ich bedurfte. Ich will dem Leſer das Reſultat einiger meiner Geſpräche mittheilen.

Vergiftungen ſind in Rom ziemlich gewöhnliche Verbrechen. Die Pfarrer erfahren ſie vermittelſt der Beichte. Wenn gleich ihr Amt ihnen auferlegt zu ſchweigen und die Perſonen nicht zu nennen, ſo haben ſie dennoch Freiheit, von den Verbrechen, die geſchehen, zu ſprechen. Vergiftungen geſchehen gewöhnlich unter Verwandten, und ſogar unter den nächſten Blutsverwandten. Welch eine abſcheuliche Regierung, unter welcher Verbrechen, vor welchen die Natur zurückſchaudert, gemein ſind! In London, in Paris, als Städten, deren Bevölkerung noch weit größer, und wo die Sittenverderbniß auf höchſte geſtiegen iſt, ſind dergleichen entſetzliche Uebelthaten doch äußerſt ſelten.

Von eben dieſen Pfarrern habe ich auch vernommen, daß das berühmte Gift, Aqua Tofana, wie es nach der berüchtigten Giftmiſcherinn, welche zuerſt Gebrauch davon machte, heißt, nicht mehr in Neapel, wo es erfunden iſt, fabrizirt wird, ſondern in Perugia, einer Stadt im Kirchenſtaate. Man weiß, daß dieſes unſelige Gift auf eine unfehlbare Art, und mit einer graduellen Langſamkeit, ganz nach der Abſicht desjenigen, der es giebt, wirket. Man hat mich verſichert, dieſes Gift ſey aus arſenikaliſchen Theilen zuſammengeſetzt. Es ſieht wie klares Waſſer aus, und hat weder Geſchmack noch Geruch. Ein Eßlöffel voll dieſes hölliſchen Giftes iſt hinreichend, einer ganzen Flaſche mit Wein alle die ſchädliche Wirkſamkeit, die es ſo furchtbar macht, zu geben. Der Arſenik iſt eine brennende Materie, welche inwendig Geſchwüre hervorbringt, die eine Abzehrung erzeugen, welche den Kranken ins Grab bringt. Argwöhnt man, daß irgend ein Getränk durch dieſes Präparat vergiftet iſt, ſo kann man deſſen gewiß werden, wenn man einige Tropfen des Getränkes auf glühende Kohlen gießt. Wenn der Arſenik ins Feuer kommt, giebt er einen Geruch wie Knoblauch, welcher dann ein ſichrer Beweis ſeines Daſeins iſt.

Die Prälaten, welche zu Statthaltern von Perugia ernennt werden, wiſſen recht gut, daß dieſes abſcheuliche Gift dort bereitet wird. Die Thatſache iſt mir von zweien dieſer Statthalter bekräftigt worden; aber ſie wagen es nicht, wider diejenigen, welche dieſen Handel treiben,

der ſehr einträglich ſeyn ſoll, zu klagen; ſo ſehr fürchten ſie ſich, daß man dieſe heilloſen Waffen gegen ſie ſelbſt wende, und vor welchen es ſo ſchwer iſt ſich zu hüten!

Eben dieſe Pfarrer haben mir eine herzerſchütternde Schilderung des Elendes gemacht, in welchem viele römiſche Familien ſchmachten. Dieſe Armuth hat vielerlei Urſachen, die alle von der Prieſterregierung herrühren. Die große Menge frommer Stiftungen begünſtigt den Müſſiggang und die Abneigung gegen Arbeit. Hausväter leben immer der Hoffnung, ihre Kinder werden bei irgend einem Kardinal oder Fürſten unterkommen, wo ſie ihr Glück machen, oder in dem geiſtlichen Stande ihr Fortkommen finden werden. Alle einträgliche Aemter werden Eheloſen gegeben, und die Prieſter muntern keinen Kunſtfleiß auf, ausgenommen noch etwa die ſchönen Künſte; allein diejenigen, welche ſo berühmt werden, daß es ihnen Geld einbringt, ſind nur in ganz kleiner Anzahl vorhanden. Kann man ſich denn wundern, wenn unter der geiſtlichen Regierung die Felder unbebaut, und die Menſchen, ohne Kraft und Trieb zur Thätigkeit, in ſchimpflicher Unwiſſenheit vergraben ſind?

Klemens XIV.

Die Briefe, welche der Markis Caraccioli unter Ganganelli's Nahmen herausgab, haben viel Glück gemacht. Der gewöhnliche Leſer hat nicht gezweifelt, daß dieſer Papſt ſie nicht ge-

ſchrieben haben ſollte. Aus dieſem Geſichts=punkte betrachtet, hat man ihm Kenntniſſe al=ler Art beigemeſſen. Man muß dieſen Irrthum beſtreiten, und einen Mann, von dem es wich=tig iſt, ihn gehörig zu würdigen, ſowohl in Abſicht ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, als auch in Abſicht der wichtigen Rolle, welche er auf dem politiſchen Schauplatze geſpielt hat, auf ſeinen wahren Werth ſetzen.

Ganganelli war in der That für einen Mönch ein ſeltner Menſch, denn er hatte kei=nes der Laſter ſeiner Mitbrüder. Seine weni=gen Liebeshändel mit Frauenzimmern haben ihn nur ein einzigesmal kompromittirt; welches zu ſeiner Beſſerung hinreichend war. Er gab nie eine hohe verzückte Andacht vor; er war ein Geiſtlicher, und that deſſen Verrichtungen, ohne mit ſeiner Regelmäßigkeit hierin zu prun=ken, und ohne es in den ſtrengen Uebungen ei=nes Cenobiten zu übertreiben. Nüchternheit und Menſchlichkeit waren ſeine Lieblingstugen=den; ſie waren ſeine Begleiterinnen, als er ſeine Zelle mit dem Vatikan vertauſchte. Dieſe Tu=genden hat der berühmte Bildhauer Canova mit ihren Attributen auf ſeinem Grabe vorge=ſtellt; welches auf der Thüre der heiligen Apo=ſtelkirche zu ſehen iſt.

Da er unter Mönchen erzogen war, kannte er beſſer als ſonſt jemand die Mißbräuche und Fehler der geiſtlichen Orden; aus Zwang, dach=te er, müſſe niemand im Kloſter leben. Als Papſt war er immer geneigt, die Bande der Kloſterleute beiderlei Geſchlechts zu löſen, die ſich an ihn um Aufhebung ihrer Gelübde wen=

deten. Er pflegte oft zu ſagen, daß er lieber einen Weltlichen ein ehrbares Leben führen ſähe als einen Mönch, der durch ſein Betragen Anſtoß gäbe. Hätte er noch einige Jahre gelebt, ſo würde er gewiß die geiſtlichen Geſellſchaften, die in katholiſchen Ländern gar zu überhäuft ſind, auf eine geringere Anzahl eingeſchränkt haben.

Ganganelli wußte recht gut, daß die Päpſte im achtzehnten Jahrhunderte ſich nicht des Anſehens, das ſie in den Jahrhunderten der Finſterniß hatten, bedienen könnten. Bei ſeiner Erhebung fand er Portugall gänzlich empört gegen den heiligen Stuhl; Spanien, Neapel, Parma, waren im Begriffe Portugall nachzuahmen, und Frankreich ſtand ihnen bei. Klemens XIV. begann damit, daß er einen ſehr ſchmeichelhaften Brief an den Markis von Pombal ſchrieb. Er ſagte ihm unter andern darin: da das heilige Kollegium, um einige vakante Stellen zu beſetzen, ſich nach Subjekten umſähe, die ſich durch Frömmigkeit und Wiſſenſchaften in gleichem Maaße auszeichneten, ſo glaubte er den Purpur keinem Würdigern, als dem Bruder Seiner Excellenz, Don Paul de Carvaillo, ertheilen zu können. Der neue Kardinal wurde dem päpſtlichen Konſiſtorio angezeigt; allein er ſtarb, ehe er noch den Hut erhalten hatte. Sogleich kondolirte der Papſt den Miniſter, und nachdem er ihm ſein Beileid über den Tod ſeines Bruders bezeigt hatte, erſuchte er den portugieſiſchen Miniſter, ihm doch denjenigen anzuzeigen, den er dieſer Ehre würdig zu ſeyn achtete. Man ſieht, wie

ſehr eine ſo ſchmeichelhafte Achtung von Seiten des Papſtes dem Markis von Pombal gefallen mußte; es erfolgte darauf auch wirklich eine Ausſöhnung zwiſchen Portugall und dem römiſchen Hofe. Die Nuntiatur wurde wieder eingeführt, und alles auf den alten Fuß geſetzt.

Es iſt bekannt, daß Ganganelli die einfachen Sitten eines demüthigen Geiſtlichen in dem Pallaſte der oberſten Prieſter beibehielt. In ſeiner Lebensweiſe änderte er nichts ab, und ließ ſich immer noch von dem Laienbruder aufwarten, der ihn in ſeinem Kloſter bedient hatte, und der zu gleicher Zeit der Aufbewahrer ſeines eingeſammelten Geldes war. Er hatte ſo wenig einen Begriff von dem Werthe des Geldes, daß er eine anſehnliche Summe zu verſchenken glaubte, wovon jemand verſchiedne Jahre leben könne, wenn er zwanzig Thaler gab. Ein Menſch, der ſo erzogen war, der auch keinen Begriff von Rechenkunſt hatte, war nicht fähig, Entwürfe zur Aufnahme des Ackerbaues, des Handels, und des Kunſtfleiſſes zu faſſen. Theologie und Kontroverſe hatte er ſorgfältig ſtudirt; aber Staatswirthſchaft war ihm durchaus fremd.

Er hatte ſich anheiſchig gemacht, den Jeſuitenorden abzuſchaffen; er zögerte immer noch, nicht etwa aus Liebe zu dieſen Geiſtlichen, ſondern aus Beſorgniß, daß dieſer Urtheilsſpruch ihm den Tod zuziehen könne. Er ſchrieb an den König von Spanien, er könne ſeine Bulle nicht geben, bevor er nicht wüßte, daß alle katholiſchen Fürſten ſie genehmigen

würden. Auch ſtellte er ſich vor, der Wiener Hof würde nie der Koalition der Fürſten gegen den Jeſuitenorden beitreten; und ſo glaubte er bei dem Hofe zu Madrid einen ſchicklichen Vorwand, die Aufhebungsbulle zurückzuhalten, gefunden zu haben. In der That würde auch Maria Thereſia, die den Entwurf dieſe Geſellſchaft zu zerſtöhren ungern ſah, fortgefahren haben ſich zu widerſetzen; allein der König von Spanien, dem es mehr als irgend einem andern Fürſten am Herzen lag, daß er ausgeführt würde, hatte ſich eine Abſchrift von einer allgemeinen Beichte zu verſchaffen gewußt, welche die Kaiſerinn bei ihrem Beichtvater, dem Pater Kamphenhüller, abgelegt hatte. Maria Thereſia war ſo betroffen, als ſie dieſes Aktenſtück erhielt, daß ſie ſogleich ihre Einwilligung gab, ſo daß nun der Papſt nicht wieder zurückziehen konnte.

Ganganelli hatte nicht ſobald die Aufhebungsbulle unterſchrieben, als er ſich vergiftet glaubte. Seine angeregte Imagination ſtellte ihm unaufhörlich die fürchterlichſten Phantome dar. Oft weckte er den Bruder, der ihn bediente, auf, und fragte: »Haſt Du dies Ungeheuer geſehen? es hatte den Kopf eines Ochſen, und den Körper eines Menſchen.« Er führte oft dergleichen Reden, welche von der Unordnung ſeines Kopfes und dem Schrecken zeugten, der ſich ſeiner Seele bemeiſtert hatte. Hätte er ſein trauriges Leben einige Monate höher gebracht, ſo hätte man auf Blutgerüſten viele Köpfe ſeiner Sicherheit zum Opfer bringen ſehen. Er hatte ein Verzeichniß verſchied-

ner Perſonen, die er auf die Engelsburg wollte ſetzen laſſen, und diejenigen hatte er durch ein beſonders Merkmal angezeigt, die den Kopf verlieren ſollten. Alles dieſes beweiſet, daß Ganganelli nichts von dem Muthe und der Seelenſtärke beſaß, ſo diejenigen, welche die erſten Rollen auf dem Schauplatze der Welt ſpielen ſollen, auszeichnen muß.

Er iſt nicht, wie man vorgegeben hat, vergiftet worden; er ſtarb an einem Entzündungsfieber, veranlaßt durch ſeine Schlafloſigkeit, und den Zuſtand von Schwäche, worin ihn die beſtändige Angſt verſetzte. Nachdem er die Bulle unterſchrieben hatte, verließ er nicht mehr ſein Zimmer; dieſes wurde durch eine glühende Pfanne geheizt, welches die Luft des Zimmers ſo verdarb, daß diejenigen, die bei ihm zur Audienz kamen, viel Beſchwerde davon empfanden. Er hatte das Bild einer Madonna aus ſeinem Brevier geriſſen, welches er nun ſchon 40 Jahre aufbewahrte, und das ihm beſondere Andacht einflößte. Dieſes Bild befand ſich in ſeinem Zimmer zwiſchen zwei Wachskerzen, die Tag und Nacht nicht erloſchen.

Die Felder bei Rom.

Die Felder in der Gegend von Rom ſind unangebauet und entvölkert, und die Luft iſt für diejenigen, ſo nicht daran gewöhnt ſind, ſehr ungeſund. Von dem Anfange des Mays, bis Ausgange Oktobers herrſchen daſelbſt drei-

tägige Fieber, die oft in Faulfieber ausarten. Im Winter iſt man einer beſtändigen Abwechſelung des Nord- und Südwindes ausgeſetzt. Wenn der Südwind wehet, gehen die alten Leute keck einher, und befinden ſich wohl, indeß die jungen niedergeſchlagen ſcheinen; das Gegentheil bemerkt man, ſobald der Wind aus Norden wehet. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß unbebaute Länder ungeſund zu bewohnen ſind. Der Anbau der Ländereien reinigt die Atmoſphäre, und bringt eine merkliche Veränderung des Klima hervor. Vergleicht man die Ländereien des alten Roms mit den Ländereien des neuen Roms, ſo fällt die Wahrheit dieſer Bemerkung ſehr auf.

Ich erfuhr, als ich in Rom war, daß nur der funfzehnte Theil der ungeheuern Ländereien, welche dieſe Stadt umgeben, angebauet wird. Dieſe kleine, einzeln vertheilte Fleckchen benutztes Land ſind ohne Meierhöfe, ohne Pachtungen, ohne irgend etwas, das von einem Syſteme von Landwirthſchaft zeigte, wie man wohl in andern Ländern ſieht. Das Verfahren, welches man hier anwendet, iſt ſonſt allerwegen unbekannt. Man läßt Bauern aus der Mark Ancona, Modena, Toskana, u. ſ. w. kommen, giebt ihnen täglich eine Flaſche Wein, drei Pfund Brod und fünf Paula. Es werden Hütten von Brettern zuſammengeſchlagen, worin dieſe Bauern die Nacht zubringen. Sie pflügen das Land ſo obenhin, und wenn die Arbeit gethan iſt, gehen ſie wieder nach Hauſe. Zur Zeit der Erndte läßt man ſie wiederkommen. Dieſe Tagelöhner ſtehen bei ihrer Arbeit

unter der Aufſicht von Garden zu Pferde und zu Fuße. Man wird eingeſtehen, daß dieſe Art den Ackerbau zu treiben, ſehr koſtbar, und auch ſogar gefährlich iſt.

Sobald die Erndte verrichtet iſt, beſtimmt die apoſtoliſche Kammer die Taxe des Getreides nach ihrem Gutdünken; und nur dann erſt iſt die Ausfuhr erlaubt, wenn ihre Magazine gefüllt ſind, und ſie es erlaubt. Wenn man dieſe Felder durchſtreift, ſollte man in der That in der Tartarei zu ſeyn wähnen; aber es iſt noch ärger, es iſt ja eine Prieſterregierung!

Die Vacabili.

Wenn man die Geſchichte der Kalifen, inſonderheit derjenigen, die in Bagdad regiert haben, lieſet, wird man durch die Tugenden dieſer mahometaniſchen oberſten Prieſter gerührt; ſie unterſcheiden ſich beinahe durchgehends durch eine Gerechtigkeitsliebe die bis zur Aengſtlichkeit gehet, ſo wie durch Liebe für ihre Völker; wovon rührende Beiſpiele in ihren Lebensgeſchichten vorkommen. Wie ungünſtig ſtechen dagegen die Jahrbücher der römiſchen oberſten Prieſter ab! wie ungünſtig ihrem Andenken! Raub, Habſucht aller Art, ſchreckliche Bedrückungen: dergleichen Züge bieten die päpſtlichen Regierungen dar. Wie ſehr lächerlich jene Diſpenſationen, womit der römiſche Hof einen ſo ſchändlichen Handel treibt! wie lächerlich und verhaßt machen ſie doch die Prie-

ſter, welche ihres Eigennutzes wegen dergleichen Betrügereien erſonnen haben!

Alle dieſe Rechte, dieſe Diſpenſationen ſind verpachtet, und ſie ſind in Rom unter dem Nahmen Vacabili bekannt. Eine dieſer Pachtungen oder Vacabili hat das Recht, Taxen für Heirathsdiſpenſationen in den nach dem kanoniſchen Rechte verbotenen Graden zu ſetzen. Dieſe Taxen werden in den Städten Granada, Sevilla, und anderwärts erhoben, denn es giebt deren eine ſehr große und verſchiedne Menge. Man erhandelt dieſe Verpachtungen öffentlich, ohne alle Schaam; ſie gehen von Hand in Hand, wie Aktien der oſtindiſchen Kompagnie. Dieſe Aktien ſind einer etwas zwangvollen Bedingung unterworfen: ſtirbt jemand, und hinterläßt in ſeinem Taſchenbuche einige Vacabili, ſo fallen ſie der päpſtlichen Kaſſe anheim, die dann aufs neue davon Gebrauch macht; auch ſucht man, wenn man zu ſterben denkt, dieſe Aktien je eher je lieber los zu werden, um ſeinen Erben kein Unrecht zu thun.

Die Vacabili haben 15 bis auf 40 Procent eingebracht; aber ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts haben dieſe Intereſſen, nach Verhältniß daß die Philoſophie anfieng ſich mehr auszubreiten, angefangen abzunehmen. 1787 brachten ſie noch etwa 7 bis 8 Procent ein. Viele dieſer Vacabili ſind in den Händen ihrer Beſitzer erloſchen, ſeitdem ganze Länder das päpſtliche Joch abgeſchüttelt haben. Aber die Prieſter haben, nach ihrer gewöhnlichen Liſt, ſie wieder unter andern, oft ſehr abgeſchmack-

ten Nahmen, hervorgebracht. Die Nahmen der Vacabili ſtellen nie die Sache wirklich vor; ich habe welche geſehen, die den Nahmen Gengis-Chan, Alexander der Groſse, König Mithridates, Coriolan, Salluſt u. ſ. w. führten, damit durch dieſe erdachte Nahmen der prieſterliche Betrug verdeckt, und die Aufmerkſamkeit der Beobachter abgelenkt würde.

Einige Bemerkungen über die beiden vorhergehenden Abſchnitte.

Die Regierung des Prieſtervolks gehört warlich nicht mehr in unſer Zeitalter; und obgleich es in Rom viele Leute, ſelbſt nicht unwiſſende Leute giebt, die von den Vorzügen der geiſtlichen Regierung ſehr eingenommen ſind, ſo kann man doch im Ganzen ſagen, daſs der groſse Haufe anfängt, die Augen zu öffnen. Beſonders hat die franzöſiſche Revolution, Trotz der Anhänger des römiſchen Stuhls, einen Saamen ausgeſtreuet, der ſehr geſchickt iſt, eine neue Ordnung der Dinge in dem Regierungsſyſteme zu entwickeln. Die Prieſter könnten nichts klügers thun, als dem Volke mit der gewünſchten Veränderung entgegen zu kommen. Warten ſie es aber ab, bis ſich die Römer zu der ungeſtümen Bewegung einer Inſurrektion erheben, ſo wird dieſer Zeitpunkt entſetzliche Grauſamkeiten erzeugen; denn die Anwohner der Tiber ſind grauſam und rachſüchtig.

Die Mitglieder des geiſtlichen Raths, wel-

che die vernünftigſten und einſichtsvollſten ſind, und deren Einfluß auch am wirkſamſten ſeyn würde, ſollten einen Plan entwerfen, wie ich ihn für den mayländiſchen Staat entworfen habe. Sie ſollten endlich muthvoll und freimüthig genug ſeyn, dem Volke zu ſagen: »Seyd frei! Hier iſt eine Regierung, werth einer Nation, welche ſich wiedergebähren, und ihre alten Rechte mit ihren alten Tugenden wieder annehmen will! Wählet Euch Eure Oberhäupter, Eure Obrigkeiten! Verdient, Römer zu heißen! Wir haben Eure Geduld zu lange gemißbraucht. Verzeihet uns die ungerechten Bedrückungen, welche wir ſo lange über Euch ausgeübt haben; vergebt ſie uns, in Hinſicht auf unſre Reue und den Willen, alles wieder gut zu machen!«

Laßt dieſe Prieſter damit den Anfang machen, daß ſie der Eheloſigkeit entſagen, dieſer unreinen Quelle der ſchimpflichſten Unordnungen; daß die Annehmlichkeiten rechtmäßiger Verbindung beider Geſchlechter ſie von der Lüderlichkeit abhalten, von der Schande und allen den häßlichen Laſtern, worin ſie ſich wälzen. Laßt ſie Menſchen ſeyn, und ſich nicht ſchämen, es zu ſcheinen. Iſt dieſer erſte Schritt geſchehen, ſo werden alle die übrigen leicht ſeyn.

Es iſt leicht einzuſehen, daß die Abſchaffung der päpſtlichen Würde die Folge dieſer Revolution ſeyn würde. Dann hörte alle Oberherrſchaft über die katholiſchen Nationen auf; dann hätte es ein Ende mit den Diſpenſatio-

nen, den Vacabili, dem Indulgenzienkram, u. ſ. w. Alle dieſe lächerliche Erfindungen des geiſtlichen Betruges und Deſpotismus verſchwänden auf ewig. Die apoſtoliſche Kammer könnte die verhaßten Monopole nicht mehr an ſich ſich reißen; der Ackerbau, der Handel, und alle nützlichen Künſte würden mit neuer Kraft belebt werden, und die erſtaunten Römer würden ihre ſchnellen Fortſchritte mit Bewunderung anſehen.

Was für Begriffe Pius VI. von der Juſtiz hat.

Im September 1787 machten Diebe in Rom verſchiedne Verſuche, des Nachts in den Laden des Herrn Novaglio, päpſtlichen Uhrmachers, einzubrechen. Sie ſuchten die Thür einzuſtoßen; allein man erwachte durch das Geräuſch welches ſie machten, und die Entwürfe dieſer Räuber ſcheiterten. Der Uhrmacher klagte bei dem Prälaten Busca, dem Statthalter von Rom. Dieſer Herr, der jetzt Kardinal iſt, ſagte ſehr viel Schönes, und that nichts. Er iſt ein Mayländer, und nach der, dieſer Nation eignen Nachläſſigkeit, ſtellte er gar keine Nachſuchung in Anſehung der Thäter an. Drei Tage nachher waren die Räuber kühn genug, wieder zu kommen; allein Novaglio, der ſich mehr auf ſeine eigne Maaßregeln, als auf die Hülfe der Polizei verließ, hatte ſich ſo gut befeſtigt, daß die Räuber nochmals ihres Streichs verfehlten. Man muß wiſſen, daß die Straße, in der dieſes geſchah,

im Mittelpunkte liegt, und eine der gangbarſten iſt.

Nach einigen Tagen, als Novaglio nach den Vatikan gieng, um die Uhren aufzuziehen, fragte ihn der Papſt nach den Umſtänden dieſes Vorfalls. Novaglio erzählte ſie ihm ſo, wie man ſie ſo eben geleſen hat. »Nun denn, mein lieber Novaglio, da ſind Sie wohl recht verlegen, wie Sie die Diebe los werden ſollen? Ei zum Tauſend! verſehen Sie ſich mit Flinten und Piſtolen, und feuern Sie auf die Schurken; und tödten Sie deren einen, ſo gebe ich Ihnen im Voraus die Abſolution.«

Dieſe Anekdote erzählte der Ritter Azara in einem Hauſe wo ich mich befand. Ich hielt es anfänglich für einen Scherz, den er uns auftiſchen wollte; aber auch da hielt ich dergleichen Reden eines Papſtes und eines Regenten unwürdig. Allein die Wahrheit dieſes und andrer ähnlichen Ereigniſſe wurden mir wirklich als wahr beſtätigt.

Ich werde Gelegenheit haben, verſchiedne Züge anzuführen, aus welchen ſich der Leſer einen Begriff von den Notionen wird machen können, welche Pius VI. ſich in Anſehung der Juſtizpflege entworfen hat. Ich folge ſtets meiner Methode, die Menſchen durch Thatſachen, oder karakteriſtiſche Reden zu bezeichnen, und ich glaube dieſe Methode ſey die rechte. Ich habe dieſe Schilderungen, ohne ſonderlich auf Ordnung zu ſehen, und ſo wie mir die Gegenſtände aufgefallen ſind, entworfen; allein ich glaube, dieſe Abwechſelung werde dem Leſer beſſer als ein methodiſcher Gang gefallen, der

in einem Werke, welches deſſen nicht ſonderlich empfänglich iſt, nothwendig Langeweile erregen müßte.

Die Landſtraßen.

Die ſchönſten Wege im Kirchenſtaate ſind Denkmäler der Pracht, des Geſchmacks, und des patriotiſchen Eifers der alten Römer. Die neuern Römer ſuchen keinen Vorzug darin, ſo ſchöne Beiſpiele nachzuahmen. Lobt man in ihrer Gegenwart ſo prachtvolle und nützliche Unternehmungen, ſo antworten ſie ganz kalt, daß die Römer wirklich unnachahmlich wären.

Ich wollte, daß die Prälaten, Schatzmeiſter, und andre, welchen die Erhaltung und Ausbeſſerung der Wege aufgetragen iſt, ſich ſehr überzeugten, daß ſchlechte Landſtraßen, außer der Unbequemlichkeit, und der den Reiſenden oft ſo nachtheiligen Verzögerung, auch noch durch die Vertheurung der Lebensmittel, welche ſie veranlaſſen, dem öffentlichen Wohl Nachtheil bringen. Allein dieſe Pfaffen ſind zu ſehr Egoiſten, um ſich um das zu bekümmern, was dem Volke vortheilhaft werden kann; ſie thun nur Gutes, wenn ſie ihren eignen Wohlſtand dadurch befördern können.

Die Geſetze und Verordnungen der römiſchen Regierung ſcheinen auf den Theil, der die Wege angeht, ein beſonderes ſcharfſichtiges Augenmerk gerichtet zu haben; allein bei der Ausführung dieſer Verordnungen gehen die größten Mißbräuche vor. Man überläßt die Unterhaltung alter, und die Anlage neuer Landſtraßen

ſtraßen Unternehmern. Magiſtratsperſonen werden zwar ernannt, die Aufſicht darüber zu haben, ſie legen einen Eid ab, gewiſſenhaft Rechenſchaft von allen Arbeiten abzulegen, allein ſie beſorgen nicht, meineidig durch falſche Berichte zu werden, für welche ſie, wie ſich denken läßt, von den Unternehmern gut belohnt werden. Und dergleichen Räubereien ſind dann auch Schuld, daß die Landſtraßen in allen Provinzen, die unter der apoſtoliſchen Kammer ſtehen, in dem erbärmlichſten Zuſtande ſind. Allein diejenigen, welche die Städte und Munizipalitäten unterhalten, ſind ziemlich gut, weil man ſich vor den Betrügereien ſolcher Unternehmer hütet.

Geiſt der Regierung des neuern Roms.

Obſchon die Analogie nicht immer der Weg iſt, in politiſchen, wie in andern Wiſſenſchaften hinter die Wahrheit zu kommen, ſo kann man indeß doch, ohne gar zu ſehr zu irren, die Fehler der römiſchen Adminiſtration nach dem Theile derſelben, welcher die Landſtraßen angeht, beurtheilen. Der Souverain, der ſolche Mißbräuche verbeſſern ſollte, begünſtigt ſie im Gegentheil, und vervielfältigt ſie durch ſeine unerſättliche Gierigkeit, und durch das Beſtreben einen Neffen zu bereichern, der wohl der dümmſte aller römiſchen Prinzen iſt, ſo man je geſehen hat, ſo lange es päbſtliche Neffen giebt.

Der Pabſt und die meiſten Kardinäle ſind in ihren Vergnügungen vertieft, und denken nur darauf, wie ſie den Ertrag ihrer Uſurpa-

tionen recht ruhig und angenehm genießen wollen. Vaterlandsliebe, Liebe zur Ordnung, Eifer fürs gemeine Beſte ſind ihnen leere Wörter. Als der Prälat Buſca, Statthalter von Rom, in dieſer Stadt eine Polizei, einrichten wollte, deren treffliche Einrichtung er in Paris, Brüſſel und andern Städten, wo er als Nuntius reſidirte, kennen gelernt, ſah er bald ein, daß er ſeltſam in dem Geiſte der römiſchen Staatsverwaltung geirrt hatte. Er gab auch ſeine Entwürfe auf, und ließ alles auf dem alten Fuße, ſehr überzeugt, daß die Hinderniſſe, welche einer nützlichen Reform entgegenſtehen, in einem fehlerhaft eingerichteten Staate, ihrer Natur nach, unüberſteiglich ſind.

Nicht durch Sanftmuth und Schüchternheit kommt man in Rom zu Aemtern, oder macht ſein Glück. Man muß laut werden, und die Leute, um deren Unterſtützung man ſich bewirbt, anfahren. Prieſter ſind von Natur ſchüchtern; ſie wiſſen, daß ihre Herrſchaft ſich nur auf die Furcht, welche von Vorurtheilen erzeugt wird, gründet. Hat der Prieſter jemanden vor ſich, der über dieſe Schwächen weg iſt, ſo nimmt er gleich wieder ſeinen unterwürfigen Ton an, und ſucht ihn durch ſeine Demuth zu gewinnen, aus Beſorgniß, daß er noch andern ſeine Kühnheit mittheilen werde.

Der Prieſtergeiſt, der die Seele dieſer Regierung iſt, iſt dem Aeußern aller Perſonen aufgedrückt. Die größten Infamien werden hier mit einem Anſtriche von Anſtändigkeit begangen; man bietet euch ein Mädchen an, und

ſieht dabei gar andächtig aus. Von dem Pabſte an, bei ſeinen oberprieſterlichen Verrichtungen, und bei dem Debit ſeines heiligen Krams, bis auf den ſchlechteſten Straßenräuber aus den Hefen des Pöbels, wird man beſtohlen, verläumdet; alles geſchieht mit Würde und dem imposanteſten Tone. Aber die Römer, die nicht in Aemtern ſtehen, und deren Geiſt in trägem Müßiggange nicht abgeſtumpft iſt, zeigen viel Kraft in ihrem Karakter, und eine Würde, die an die alten Zeiten der Republik erinnnert. Die Mönche, welche in allen Ländern den Hefen des geiſtlichen Pöbels ausmachen, ſind in Rom ſehr aufgeklärt, artig, höflich, und oft liebenswürdig. Was die Leute betrifft, die ſich ehrlich ihrer Hände Arbeit ernähren, ſo machen dieſe hier, in Abſicht ihrer Sitten, eine ſchätzbare Klaſſe aus; ſie haben viel Geiſt und geſunde Urtheilskraft, woraus der philoſophiſche Beobachter viel Licht auffaſſen kann.

Welcher Regierung die des neuern Roms verglichen werden kann.

Die Regierungsform des neuern Roms hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der türkiſchen, mehr aber noch mit den Einrichtungen der barbariſchen Staaten. Nur muß man die Einführung der Eheloſigkeit der Geiſtlichen ausnehmen, welche in den Ländern, wo Mahomets Religion herrſcht, nicht ſtatt findet, und gegen welche die Anhänger dieſes Propheten

den gröſsten Abſcheu äuſsern. Allein die Eheloſigkeit, welche die römiſchkatholiſchen Geiſtlichen ſich auferlegt haben, brütet Unordnungen bei ihnen aus, wodurch dieſe Einrichtung noch verhaſster wird, und machen einen Unterſchied, der ganz zum Vortheile der Mahometaner ausfällt.

In Algier, in Tunis und Tripoli üben alle die, welchen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten aufgetragen iſt, die gröſsten und frechſten Räubereien aus; eben ſo in Rom. Gleich der päpſtlichen Regierung, vernachläſſigen auch die Machthaber jener afrikaniſchen Nationen die glücklichen Erdſtriche, welche bei einer nur geringen Kultur die reichſten Erndten der mannichfaltigſten Früchte hervorbringen würden; jezt aber verlaſſen und öde liegen, weil der Ackerbau, ſtatt aufgemuntert zu werden, dem gröſsten Zwange, und Bedrückungen aller Art ausgeſezt iſt. In dieſen Staaten haben die öffentlichen Beamten gar keinen Eifer, das öffentliche Wohl zu befördern; und man hat geſehen, daſs dies eben der Fall bei den Agenten des römiſchen Hofes iſt. In Anſehung der Polizei, ſo iſt ſie für gar nichts, in den benannten Städten zu rechnen, und wir haben hinreichend gezeigt, daſs die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, in dieſer Abſicht, keine beſſere Geſeze hat. Die Finanzverwaltung und die verſchiedenen andern Zweige der Staatswirthſchaft haben bei der Vergleichung die nehmliche Aehnlichkeit. Die Bachalien oder Schazmeiſterſchaften werden in den barbariſchen Staaten

um Geſchenke verkauft; derjenige erhält den Vorzug, welcher dem Dey, dem Kaiſer, der Favoritſultaninn, den Miniſtern das anſehnlichſte gemacht hat; dann hält ſich wieder jeder Bacha, mit Wucher, wegen der Geſchenke ſchadlos, indem er die Aga= oder Unterſchatzmeiſterſtellen, und andre von ihm abhängige Bedienungen den Meiſtbiethenden giebt. Eben ſo verhält ſichs in Rom. Die Schatzmeiſterſtellen werden nur durch Geſchenke an den Papſt, an ſeine Neffen, und an den Großſchatzmeiſter erhalten; und die Schatzmeiſter in den Provinzen verkaufen ihrer Seits wieder die Bedienungen, die ſie zu vergeben haben. Die Kultur der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften macht den einzigen auffallenden Unterſchied zwiſchen den Anwohnern der Tiber und denen der afrikaniſchen Küſte. Das Elend des Volks, und die übermäßigen Reichthümer einzelner Perſonen, welches man in den barbariſchen Staaten, ſo wie in dem Kirchenſtaate bemerkt, wo das Vermögen auf die ungleichſte Weiſe vertheilt iſt, ſind Gleichförmigkeiten, welche die gezogene Parallele noch richtiger machen.

Wir wollen die Vergleichung nicht weiter treiben. Er iſt genug, dem unterrichteten Leſer auf die Spur geholfen zu haben. Durch ſeine Kenntniſſe und eigne Bemerkungen wird er das Gemälde, das wir nur ſkizzirt haben, vollenden.

Die Seligſprechungen.

Verſchiedne kluge und gelehrte Italiener halten dieſen geiſtlichen Betrug für eine erhabne Erfindung. Es iſt ausgemacht, daß die Prieſter Mittel gefunden haben, das Axioma, welches ſagt: aus Nichts wird Nichts, Lügen zu ſtrafen; denn ſie beſitzen das Geheimniß, mit Schimären und fantaſtiſchen Viſionen viel Geld zu verdienen.

Viele Menſchen wiſſen nicht, wie es in Rom damit zugehet, wenn die Bildſäule eines neuen Heiligen in ſeiner Niche aufgeſtellt, und ſein Nahme in den Kalender geſetzt werden ſoll. Hier ſind einige Umſtände, welche über dieſe Sache einiges Licht verbreiten werden. Die Rede iſt von einem franzöſiſchen Pilger, der im Geruche der Heiligkeit ſtand, und in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ſtarb.

Dieſer Menſch, aus einem Kanton in Niederbretagne gebürtig, hieß Labre. Er lebte von Allmoſen, behielt nur ganz wenig für ſich, und vertheilte das andere unter andre Bettler. Wir wollen keinesweges die der Tugend, wo ſie auch angetroffen wird, gebührende Achtung ſchmälern. Hätte Labre, der geſund war, und geſunde Gliedmaßen hatte, von dem Ertrage ſeiner Arbeit nicht andern müßigen Bettlern, und die ſo geſund waren wie er, ſondern mit Kindern überhäuften Hausvätern, kranken oder verſtümmelten Perſonen — hätte Labre ſolchen mitgetheilt, ſo wäre ſein mitleidiger Eifer gewiß ſehr lobenswerth geweſen; allein, es iſt eines ehrlichen Mannes ganz unwürdig, von

den Vorübergehenden durch allerlei Klaglieder Geld zu erpreſſen, um den Müſſiggang eines Haufens von Tagedieben zu unterſtützen, und um ſich ſelbſt einer niederträchtigen Bettelei zu ergeben. Es iſt Verbrechen gegen die Geſellſchaft; denn der Hauptberuf des Menſchen iſt Arbeitſamkeit. Die Prieſter haben alle dieſe Begriffe verkehrt, und vornehmlich ſind es Bettler und Tagediebe, womit ſie den Himmel bevölkert haben.

Sobald Labre todt war, ſetzte man ſeinen todten Körper in der Kapelle der Kirche ſeines Kirchſpiels aus. Das Volk ſtrömte herbei, den Körper dieſes Seligen zu ſehen. Es mußte rings umher Wache geſtellt werden, zu verhindern, daß die Leiche nicht in Stücken zerriſſen wurde, um Reliquien davon zu haben. Blinde, Lahme, Taube, kamen von allen Seiten, um geheilt zu werden, und kehrten in dem Zuſtande, in welchem ſie gekommen waren, wieder heim.

Indeß erſcholl die Nachricht von den durch den Heiligen bewirkten Wundern allenthalben. In der Sakriſtei ſaßen Notarien mit ihren Schreibern, die Wunderkuren zu atteſtiren, welche bei ſeinem Grabe geſchahen; man ſtritte ſich um die Lumpen die er getragen hatte, und bezahlte ſie ſehr theuer. Wehe dem, der den kleinſten Zweifel an dieſen Wundern gewagt hätte! Aerzte, von Betſchweſtern bezahlt, waren ſo gefällig, die Kuren, welche durch die gewöhnlichen Mittel, oder durch die Unterſtützung einer guten Natur geſchahen, wunderbar zu finden. Der römiſche Hof ſah dieſes fromme Poſſenſpiel mit Vergnügen, und munterte

unter der Hand dieſen fanatiſchen Eifer auf, ohne indeß etwas zu unternehmen, wodurch er ſich kompromittirte.

Nach der für die Heiligſprechungen eingeführten Prozedur, müſſen funfzig Jahre zwiſchen jener erſten Anerkennung der Wunder, und dem wieder vorgenommenen Prozeſſe verſtreichen, welcher für die Inſtallation des neuen Heiligen auf ſeinen himmliſchen Stuhl ſtatt haben muß. In der Zeit ſind die meiſten Zeugen der erſten Wunder geſtorben; die übriggebliebenen erinnern ſich der Umſtände nicht mehr deutlich, und können zu dem, was vor ſo langer Zeit vorgefallen iſt, weder etwas hinzuthun noch hinwegnehmen. In dieſem funfzigjährigen Zwiſchenraume geht man damit um, das zur Heiligſprechung erforderliche Geld zuſammen zu bringen, welches ſich auf hundert tauſend Thaler, den Thaler zu 4 Livres 10 Sous gerechnet, beläuft. Ich kann verſichern, daß 1790 ſieben und vierzig tauſend Thaler für Labre's Heiligſprechung niedergelegt waren. Von den hunderttauſend Thalern fallen fünf und zwanzigtauſend für die apoſtoliſche Kammer ab; das Uebrige iſt für die Advokaten, Notarien, Prokuratoren u. ſ. w. welche den Prozeß eingeleitet haben.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die von allem dergleichen Aberglauben loßgerißnen Franzoſen viel zur Fabrikation des neuen Heiligen beitragen werden, obgleich er ihr Landsmann iſt. Wir wollen dieſen Abſchnitt mit einem ziemlich luſtigen Ereigniſſe beſchließen.

Als der Kaiſer ein Nonnenkloſter in dem öſtreichiſchen Antheile von Polen aufhob, fand man unter den Rechnungen der Schatzmeiſterinn des Kloſters eine Summe von ſechs und dreißig tauſend Thalern aufgeführt, welche das Kloſter nach Rom für die Kanoniſation einer ſeiner Nonnen geſchickt hatte. Der Kaiſer ſchrieb an den Kardinal Herzan, er ſollte ſich dieſe Summe wiedergeben laſſen, oder der Pabſt ſolle dieſe Nonne ſogleich heilig ſprechen. Der Kardinal erhielt zur Antwort: man wiſſe von dieſer ganzen Sache nichts, es ſey vermuthlich ein Verſehen der Kloſterfrauen. Der Kaiſer ließ ſich mit dieſer Antwort nicht abſpeiſen; und als er die genaueſten Erkundigungen eingezogen hatte, ſchrieb er in der Art, daß man ſeiner Zurückforderung nicht ausweichen konnte. Die apoſtoliſche Kammer antwortete: man habe zwar in der That die Summe erhalten, allein es fehlten noch zwei Wunder, den Prozeß beenden zu können; man würde indeß die niedergelegte Summe behalten, die nicht hinreichend wäre, und an der noch ſo viel fehlte, als zur Vollmachung der 100,000 Thaler, den gewöhnlichen Preis der Seligſprechungen, erforderlich ſey. Der Kaiſer hielt für erſt an ſich; allein einige Zeit nachher, als das Kollegium der Propaganda einige in Gallizien befindliche Grundſtücke verkaufen wollte, wurden ſie auf des Kaiſers Befehl ſequeſtrirt, und es wurde nach Rom geſchrieben, man würde ſie nicht heraus geben, bis die ſechs und dreißig tauſend Thaler erſtattet wären. Die apoſtoliſche Kammer weigerte ſich, ſie heraus

zu geben; und nun bemächtigte ſich der Kaiſer der Güter der Propaganda, die dreißig tauſend Thaler werth waren. Ich habe nicht erfahren, wie ſich das Kollegium der Propaganda mit den römiſchen Hofe mag abgefunden haben.

Das Wochenbette der Prinzeſſinn Herzoginn.

Wenn man in Rom die Prinzeſſinn Herzoginn ſagt, ſo verſteht man die Gemahlinn des päpſtlichen Neffen darunter. Den 6. Oktober 1787 kam ſie mit einem Knaben nieder; wodurch Pius VI. in die lebhafteſte Freude verſetzt wurde. Er verbarg indeß ſein ungemeines Vergnügen darüber, weil er eben, als er die Nachricht erhielt, einen niederländiſchen Biſchof bei ſich hatte. Der Prälat meldete ihm, daß Braband ſich dem Kaiſer wieder ergeben habe: »obſchon die glückliche Niederkunft meiner Nichte, ſagte jetzt der Papſt, mir viel Freude macht; ſo rührt die Nachricht ſo tröſtlicher Neuigkeiten, die Sie mir erzählen, dennoch mein Herz ungleich ſtärker.« Die Kunſt, ſeine wahren Geſinnungen und Empfindungen zu verhehlen, wird von den Leuten, die in Rom in Aemtern ſtehen, viel höher getrieben, als man es an den vornehmſten Perſonen andrer Regierungen zu ſehen gewohnt iſt.

Die Hauptkrankheit, woran Pius VI. laborirt, iſt der Nepotismus. Hätte er vor drei Jahrhunderten regiert, wäre ſein Neffe der größte Souverain Italiens geworden. Indeß

verachtet er doch dieſen Neffen völlig ſo, wie es deſſen durchgängige Unbedeutſamkeit verdient.

Das Wochenbette einer Sultaninn iſt eine ſo wichtige Gelegenheit, daß bei derſelben die vornehmſten Reichsbeamten nie unterlaſſen, ihre Freude und Ergebenheit durch prächtige Geſchenke an den Tag zu legen. So verhält ſichs in Rom mit den Kardinälen und Prälaten, welche um die Gunſt des Papſtes buhlen. Wenn die Familie deſſelben durch einen neuen Sprößling vermehrt wird, ſo ſuchen ſie einer den andern in der Pracht und dem Geſchmacke der Geſchenke zu übertreffen, welche ſie der Wöchnerinn darbringen. Das ganze heilige Kollegium und das Korps der Prälatur that ſich hierin hervor, als die Prinzeſſinn Herzoginn den kleinen Neffen Seiner Heiligkeit zur Welt brachte. Pius VI beſah mit Wohlgefallen die der Mutter dargebrachten Opfer, und lobte diejenigen inſonderheit, deren innerer Werth am beträchtlichſten war. Bei ſolchen Gelegenheiten belegen die Päbſte ihre Unterthanen mit keinen Auflagen; ſie nehmen nur, nach Art der mahometaniſchen Mächte, Kontributionen an, die, obſchon ſie freiwillig zu ſeyn ſcheinen, doch nichts deſto weniger erzwungen ſind.

Der ſpaniſche Miniſter.

Der Ritter von Azara iſt der Mann, der am meiſten Einfluß auf die römiſchen Angelegenheiten hat, und den Agenten der päpſtlichen Gewalt am ſtärkſten imponirt. Ich wer-

de noch oft Gelegenheit haben, dieſes geſchickten Unterhändlers zu erwähnen. Er kennt beſſer, als irgend ſonſt jemand, den Gang der Angelegenheiten des geiſtlichen Hofes. Weil er mit Prieſtern umzugehen weiß, erhält er alles was er will. Er ſpricht nachdrücklich, nimmt einen entſcheidenden oft auch einen ſcherzhaften Ton an, ſo daß er ſie es fühlen läßt, wie er die wichtigſten Angelegenheiten dieſes Hofes nur für Kleinigkeiten achte. Azara hat die Gabe, mit vielem Geiſte ſehr angenehm zu erzählen, ohne daß er Anſpruch darauf zu machen ſcheint. Er iſt der einzige fremde Miniſter in Rom, der wahres Verdienſt hat, und ſeinem Poſten mit philoſophiſcher Einſicht vorſteht. Er iſt gelehrt, hat die griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker vollſtändig inne, ſo wie auch die ſpaniſche, italieniſche und franzöſiſche Litteratur. Ich machte mir eine Freude, ſeinen Umgang zu ſuchen; denn ich lernte immer etwas von ihm. Er lieferte mir reichlich Materialien zu meinem Tagebuche. Ich kann ſagen, daß ich das meiſte, was man über Rom intereſſantes wird geſagt finden, von ihm habe.

Bei meinem erſten Aufenthalte in Rom glaubte ich, der Kardinal Bernis ſey der, welcher hier den meiſten Einfluß habe. Er hat auch einige Jahre hindurch wirklich das Uebergewicht gehabt. Und wenn er an dem Anſehen, welches er der Macht, die er vorſtellte, verdankte, eingebüßt hat, ſo hat er dennoch die Liebe und Achtung aller Welt durch ſeine perſönlichen Tugenden und die treflichen Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens, und auch

durch den ſtattlichen Aufwand, den er immer gemacht hat, für ſich behalten; und iſt es dem Ritter Azara gelungen, den Kardinal von Bernis, ſo zu ſagen, auszuſtechen, ſo hat er zugleich verſtanden, ſich die Freundſchaft dieſes Miniſters zu erhalten, und deſſen Eigenliebe nie zu nahe zu treten. Er beſucht ihn oft, zieht ihn zu Rathe, und weiß es ſogar ſo einzurichten, daß der Kardinal oft Dinge eingeſehen und vorgeſchlagen zu haben glaubt, welche der Ritter zuerſt angegeben hat.

Spanien iſt in Rom ſehr mächtig; auch ſind es die Spanier, welche das mehreſte Geld nach dieſer Hauptſtadt ſchicken; und hätten ſie nicht einen Miniſter, wie den Ritter Azara, ſo würde der römiſche Hof einen ſehr hohen Ton gegegen den Hof von Madrid anzunehmen wagen; denn es iſt eine Verhaltungsregel der geiſtlichen Regierung, ſich die Schwäche der Fürſten, welche dem heiligen Stuhl am ergebenſten zu ſeyn ſcheinen, zu nutze zu machen.

Spanien hat eine wirkliche Gerichtsbarkeit in Rom. Auch iſt der Miniſter der einzige unter den Miniſtern der auswärtigen Mächte, der das Recht hat, eine Wache zu haben. Das Viertel, welches unter dem Nahmen des ſpaniſchen Viertels bekannt iſt, hat viel Umfang. und begreift vierzehn tauſend Einwohner in ſich, die insgeſammt unter dem Schutze des ſpaniſchen Geſandten ſtehen. Wenn ſpaniſche Miniſter in Rom reſidirten, die weniger artig, und weniger Liebhaber der Ordnung wären, als der Ritter von Azara es iſt; ſo wäre das Viertel, der ſpaniſche Platz genannt, die Zu-

flucht der Räuber und eine wahre Diebeshöhle. Azara, indem er auf ſeine Vorrechte hält, läßt eine genaue und wachſame Polizei in dem ganzen Umfange ſeiner Gerichtsbarkeit ausüben. Die Bewohner dieſes Viertels hängen mehr dem ſpaniſchen Miniſter als dem Papſte an; und wenn zwiſchen beiden irgend eine Mißhelligkeit obwaltet, ſo ſchlagen ſie ſich gewöhnlich zur ſpaniſchen Parthei. Das einzige, was ich dem Ritter Azara vorwerfen möchte, iſt, daß er oft zu hitzig eine Jurisdiktion vertheidigt, welche wirklich gegen alle Billigkeit iſt, und in jedem Sinne das Völkerrecht verletzt. Indeß entſteht daraus doch für die Fremden, die in dieſem Viertel wohnen, wo die beſten Gaſthöfe ſind, etwas Gutes: daß nehmlich dieſes der Ort in Rom iſt, wo man bei Tage, wie bei Nacht gleich ſicher iſt; indeß man anderwärts, wo die Polizei des Landes die Aufſicht hat, alles zu befürchten hat.

Die Lieblingshoffnung der Römer.

Die Römer haben zu allen Zeiten den Tod der Päpſte, wenn ſie ſchon eine Weile regiert hatten, ſehr eifrig gewünſcht. Benedikt XIV. wußte das recht gut, und pflegte darüber zu ſcherzen. Er nahm ſehr gleichgültig, obſchon immer ſehr höflich, die an ſeinem Erwählungstage üblichen Gratulationen auf. Einſt wünſchte ihm ein Kardinal bei dieſer Gelegenheit mit vieler Wärme eine lange Reihe von Jahren. Der Papſt unterbrach ihn plötzlich mit der Frage: ob er heut ſeine Meſſe geleſen habe? Der

Kardinal bejahte es. Da ſagte Benedikt lebhaft in ſeinem gewöhnlichen Stile, indem er mit Cazzo begann: »Sie haben ihre Meſſe geleſen, und ſagen in meiner Gegenwart eine ſolche Lüge!« Der Kardinal war ſein allerheiligſter Vikarius; denn alles was die Perſon des Papſtes angeht, iſt ja allerheiligſt. Ueber eben dieſen Kardinal-Vikarius machte er einſt einen drolligten Scherz. Der Kardinal erzählte eine gewiſſe Begebenheit, und ſetzte ſehr lächerliche und unwahrſcheinliche Umſtände hinzu? Benedikt wendet ſich ſchnell gegen ein in ſeinem Zimmer vorhandenes Chriſtusbild, und ſagt: Heiliger Jeſus! Dein Vikarius iſt ſicher ein Kujon; allein ich verſichere Dich, daß der meinige ein noch weit ärgrer iſt.

Sobald ein Papſt anfängt, ſichere Anzeigen des nahen Todes zu geben, ſo geräth in Rom alles in Bewegung. Auf allen Seiten bilden ſich ſchon Intriguen und Kabalen; man läuft, man ſollicitirt, man bietet Geld für Plätze in der Gegend des Vatikans, und man erwartet mit großer Ungeduld den Augenblick, wo von dem Altan des Konklave die bei dieſer Ceremonie üblichen lateiniſchen Worte abgerufen werden: Habemus pontificem maximum, und darauf der Nahme des erwählten. In Rom ſollte vor allen der Hofnung ein Tempel erbauet werden.

Es giebt in andern Ländern Leute, welche ihren Souverainen aufrichtig ergeben ſind. In Wien habe ich zum Beiſpiele viele Perſonen geſehen, welche die Maria Thereſia zärtlich liebten. In Berlin habe ich die Kirchen voll Män-

ner und Frauen geſehen, welche unter Strö-
men von Thränen um die Wiederherſtellung
des großen Friedrichs die Gottheit anfleheten,
wenn ſein Leben in Gefahr war; ich weiß, daß
ſein Tod ſchmerzlich beweint worden iſt. Der-
gleichen ſieht man bei dem Abſterben eines
Papſtes niemals. Die Gebete, die ſeinetwe-
gen angeordnet werden, ſind leere Ceremonie,
woran das Herz keinen Theil hat. Was hilft
eine Oberherrſchaft, wenn derjenige, der da-
mit bekleidet iſt, ſelbſt dann, wenn er das mög-
lichſte Gute thut, von ſeinen Unterthanen we-
der Liebe noch Erkenntlichkeit zu gewärtigen
hat! Indeß ſind dies die an der dreifachen Kro-
ne haftenden Blüthen, die dennoch ein Gegen-
ſtand ſo vieler Ränke und Kabalen iſt.

Entwürfe, deren Ausführung unmög-lich iſt.

Die Römer haben mit der öffentlichen Mei-
nung, welche die andern Staaten leitet, und
zu unſern Zeiten ſo mächtigen Einfluß auf die
Regierungen hat, nicht Schritt gehalten. Sie
bilden ſich ein, der Papſt könne noch eben die
Unterwürfigkeit gegen ſeine Dekrete fordern,
welche ihm in den Jahrhunderten der tiefen
Unwiſſenheit geleiſtet wurde. Sie bemerken
nicht, daß die durch das Licht der Philoſophie
erleuchteten, und über ſo manche Gegenſtände,
die ihnen ſonſt Ehrfurcht einflößten, aufgeklär-
ten Völker, jetzt nur die kirchlichen Betrüge-
reien, die man ihnen für Wahrheit verkaufen
will, von ganzem Herzen verachten.

Selbſt der Papſt war noch in dieſem Irrthume. Seine Reiſe nach Wien hat ihn hierüber belehrt, und ihm gezeigt, was zu unſern Zeiten ein Papſt iſt. Einiges in den Adminiſtrationen der andern Staaten fiel ihm auf, und er wünſchte es in ſeiner Regierung einzuführen. Beſonders ſchien ihm die Zolleinrichtung des Kaiſers nachahmungswürdig; er ſprach deshalb mit dem Kardinal Buoncompagno, ſeinem Staatsſekretair, der eines Rufs genießt, den er bei weitem nicht verdient. Das Reſultat ihrer Berathſchlagung fiel dahin aus, daß bei mehrerer Ordnung, und bei Anwendung größerer Strenge, der Ertrag der Einführungsabgaben in dem Kirchenſtaate noch verdoppelt, ja dreifach erhöht werden müßte. Es iſt ein beklagenswerther Irrthum, nicht einzuſehen, daß man viel eher durch Aufnahme des Ackerbaues, und durch freien Handel den öffentlichen Schatz würde vermehren können.

Selbſt wenn man vorausſetzt — obſchon die Falſchheit dieſer Meinung in die Augen fällt — daß die Einfuhrabgaben eine auf Recht und Nützlichkeit gegründete Auflage ſey, ſo bleibt es doch immer ausgemacht, daß Strenge hier nicht zuläſſig, und bei einer Regierung wie die römiſche, deren Geiſt ganz von dem der andern Staaten abweicht, nicht ausführbar iſt. Wie könnte denn auch eine ſtrenge Zolleinrichtung ſtatt finden, wenn der Souverain die größte Schonung anzuwenden hat, um die Prinzen, Kardinäle, Prälaten, und noch eine Menge andrer vornehmen, betitelten und pri-

vilegirten Geiſtlichen nicht aufzubringen, und die Zollbedienten nicht lange der Unterſtützung eines ſehr alten Papſtes, deſſen Macht bald ein Ende haben muß, genießen können, in einem Lande, wo ein Menſch aus der allerunterſten Klaſſe zur päpſtlichen Würde gelangen kann, und dann nicht unterlaſſen würde, ſich oder ſeine Freunde und Verwandte wegen der gegen ſie verübten Gewaltthätigkeit zu rächen! Hier iſt ein Ereigniß, welches zur Bekräftigung deſſen, was ich geſagt habe, dienen wird. Der ruſſiſche Geſandte, Graf Szabrousky, kam 1787 nach Rom, und ſein Wagen wurde von den Wachen am Stadtthore angehalten. Er ſollte auf das Zollamt fahren, um ſeine Koffres viſitiren zu laſſen. Der Graf fuhr die Wachen an, und behandelte ſie auf gut ruſſiſch; ſie wollten ſich mit den ſehr ſtrengen Verordnungen, welche der Herr Schatzmeiſter gegeben hätte, entſchuldigen. »Geht, und ſagt in meinem Nahmen, der Monſignor Schatzmeiſter ſolle ſich zum T... ſcheren.« Dann rief er dem Poſtillion: »Fahr zu, oder ich werde dich...« Der Schwager ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Der Wagen verſchwand, und die Wache ſtand wie verſteinert da.

Die Annona.

Das iſt ein Finanzzweig des Kirchenſtaates. Man ſchreibt die Erfindung dieſer Einrichtung, welche den Ackerbau zu Grunde gerichtet hat, der mehr als zu bekannten Donna Olympia zu, wel-

che unter dem Pontifikate Innocentius X. eines großen Anſehens genoß. Nach den Grundgeſetzen der Annona iſt jeder Landbauer verbunden, ſein Getreide nach einer von dem Fürſten feſtgeſetzten Taxe, welche ſehr unter dem Preiſe der Sache iſt, zu verkaufen. Privatperſonen müſſen ihr Mehl von den Bäckern kaufen, und dieſe wieder von der apoſtoliſchen Kammer, welche die ſehr hochwürdige genannt wird, obſchon ſie ſehr wenig ehrwürdig iſt. Alle diejenigen, welche bei dieſer Anſtalt angeſetzt ſind, ſorgen nur dafür, ſo viel Geld einzuſcharren, als ſie nur können, und fügen noch Erpreſſungen hinzu, welche die eigenthümlichen Fehler des Inſtituts mit ſich bringen.

Man verkauft in Rom zu allen Zeiten zwei und zwanzig Loth Waizenbrod für einen Bajocco. Dadurch wird dem Ackerbau ein beträchtlicher Abbruch gethan, um eine Menge Taugenichtſe, wovon es in dieſer Stadt wimmelt, zu ernähren.

Es iſt wirklich hölliſch, daß die Kardinäle, die begünſtigten Prälaten, beſonders der Großſchatzmeiſter, ja der Papſt ſelbſt und ſeine Neffen, wenn er welche hat, Aktien in dieſer Ferme haben. Kann man ſich nach dieſem wundern, daß die Felder verlaſſen liegen, wenn das Getreide zu ſo niedrigen Preiſen gehalten wird, welche dem Fleiße des Anbauers ſo wenig Belohnung darbieten?

Seit einigen Jahren hat man den Anbauern die Ausfuhr des Getreides nachgegeben; allein dagegen mußten ſie der Kammer, für jeden Rubbo, ein Gewicht von fünf und zwanzig

Pfund, bald zehn, bald zwölf, und wohl oft zwanzig Paula's erlegen. Es iſt offenbar, daß ſo ſchmählige Bedingungen die Erlaubniß nicht ſehr einträglich machten. Man kann ganz ſicher dieſen Theil der päpſtlichen Staatsverwaltung mit den Regierungen von Algier, Tunis, und der des Kaiſers von Marokko vergleichen. In allen dieſen Ländern bemächtigt ſich der Souverain des Getreides, und treibt einen verhaßten Alleinhandel damit.

Prieſter, die ihr dieſes Nahmens unwürdig ſeyd! Eure ſchändliche Habſucht und Unwiſſenheit in der Staatswirthſchaft, welche doch die zur Wohlfahrt eines Staats unentbehrlichſte Wiſſenſchaft iſt; die ihr ein der Bevölkerung ſo durchaus günſtiges Land entvölkert, und die Aecker brach gemacht habt, welche unter einer andern Regierung alles was die Erde nur an den Menſchen verſchwenden kann, im Ueberfluſſe erzeugte — Wir wollen es laut ſagen, es beſtändig wiederholen: die geiſtliche Regierung iſt die ſchlimmſte von allen; es iſt der wahre Deſpot des Montesquieu, welcher, um die Früchte einzuſammeln, den Baum umhauet.

Der anſtößige Widerſpruch.

Nichts iſt ſo anſtößig, unbillig und abgeſchmackter, als die Art der römiſchen Regierung, die Verbrechen anzuſehen und zu beſtrafen. Oft ziehen ſehr verzeihliche Fehler armen Unglücklichen die ſtrengſten Strafen zu; und Böſewichter, die ſich mit den ſcheußlichſten Miſ-

ſethaten befleckt haben, bleiben ungeſtraft. Hier iſt eine Begebenheit, die ſich, als ich mich 1787 in Rom aufhielt, eben zutrug.

Ein armer Bernhardinermönch, der, um einen ältern Bruder zu begünſtigen, von ſeinen Eltern ins Kloſter zu gehen gezwungen wurde, war von der Natur mit einem Temperamente ausgeſteuert, welche ihm das Gelübde der Keuſchheit ſehr läſtig machte. Er ſah einſt auf einem Spaziergange ein junges Mädchen, gegen welche die heftigſte Leidenſchaft bei ihm rege wurde. Blicke und Mienen von Seiten der jungen Perſon ließen ihn hoffen, er werde alles bei ihr wagen dürfen. Er gieng ihr nach, und erreichte bald ſeinen Endzweck. Unſer von Liebe und Vergnügen berauſchte Mönch vergißt ſich, und bleibt die Nacht bei ſeiner Schönen. Der Superior des Kloſters wurde bald gewahr, daß der junge Bernhardiner nicht zu Hauſe gekommen war, und gab der Polizei einen Wink, welche auch bald den Ort entdeckte, wo unſre Liebenden noch einander in den Armen lagen. Sie wurden ins Gefängniß geſchleppt. Das Mädchen kam ins Zuchthaus, und der Mönch wurde, nachdem er durchaus mit Ruthen war gepeitſcht worden, auf lebenslang in ein tiefes Loch geſteckt, wo er bei Waſſer und Brod ſaß. Ein entſetzliches Beiſpiel, welches zu den vielen andern gehört, weswegen jedes gefühlvolle Herz die Grauſamkeit und Intoleranz des Pfaffenthums verabſcheuen muß!

Den nämlichen Tag, als dies geſchah, ſtritte ſich ein Mann mit einem Gaſtwirthe um ei-

nige Schnitte Schinken, welche er, wie er ſag-
te, zweimal bezahlen ſollte. Der wüthende Wirth giebt jenem einen Fang mit einem breiten Meſſer, und ſo ſehr der Unglückliche auch flehen und ſchreien mochte, bringt er ihn doch mit verſchiednen Stichen um. Obſchon die Juſtiz dieſen Mord erfuhr, ſo geſchah doch nicht die mindeſte Nachſuchung, und kein Schritt, den Mörder zu beſtrafen. Es vergiengen drei Tage; endlich entſchloß ſich der Gaſtwirth davon zu gehen, mehr aus Vorſicht, als aus beſondrer Furcht. Zwei Monate nachher kam er zurück, trieb ſein Gewerbe vor wie nach, ohne auf irgend eine Weiſe beunruhigt zu werden.

Pius VI. iſt ſehr eitel auf ſeine Geſtalt.

Die ſchöne Figur Pius VI. flößt ihm eine lächerliche, und inſonderheit für einen Papſt ſehr unſchickliche Eitelkeit ein. Es iſt ihm ein ernſthaftes Geſchäft, bei allen Gelegenheiten die Annehmlichkeiten ſeiner Perſon zu zeigen. Er ſieht oft in den Spiegel, und ſtudirt ſeine Geſtus, wie ein Schauſpieler der ſeine Rolle wiederholt. Er iſt in der That ein ſehr ſchöner Mann; ſeine Geſichtszüge ſind ſehr regelmäßig, indeſſen iſt ſeine Phyſiognomie weder majeſtätiſch noch geiſtreich, obgleich der Reiz ſeines Mienenſpiels, und ſeine Leichtigkeit ſich auszudrücken, ſehr einnehmen. Er will auch bei andern die äußerlichen Verdienſte, die ihn ſo zufrieden mit ſich ſelbſt machen, antreffen,

und derjenige, der dieſen eitlen Vorzug beſitzt, iſt ſicher, ihm zu gefallen.

Bei einer akademiſchen Disputation ließen die Vorſteher der Propaganda eine Rede von einem jungen Neger aus Congo, in Gegenwart des heiligen Vaters, halten. Man glaubte dem Papſte eine Freude damit zu machen, wenn man ihm zeigte, daß die heilige Kirche, ſogar unter dem heißen Erdgürtel, Unterthanen habe. Allein dieſe Vorſteher kannten Pius VI. ſehr wenig. Congo geht ihn nichts an, iſt ihm ſehr gleichgültig, weil er weder Gold noch Geld noch Edelſteine daher bekommt. Der Papſt ſah in dem jungen afrikaniſchen Redner nur einen Neger, deſſen Häßlichkeit ihm empörend ſchien. Er zeigte ſich ſehr mißvergnügt darüber, und befahl ſehr ausdrücklich, künftig möchte man ihn mit dem Anblicke ſo ſehr widriger Gegenſtände verſchonen.

Der Kardinal von York.

Dieſer Herr hat eine Zeitlang in Rom, und beſonders während der Regierung Klemens XIII. Rezzonico, eine große Rolle geſpielt. Seine erhabne Geburt, die Unglücksfälle, welche ſeine Familie betroffen haben, obgleich ſie ſich ſolche ſelbſt zugezogen hat, der Königstitel und der königliche Prunk, deſſen ſein Vater noch genoß, dies alles giebt ihm jetzt noch einen ſehr ausgezeichneten Rang vor den andern Kardinälen. Er wird Königliche Hoheit Eminentissima genannt.

Der Kardinal reſidirt in Frascati, woſelbſt er Biſchof iſt, und wo er jährlich mehr als vierzig tauſend Thaler verzehrt. Ohngeachtet der Vortheile, welche ſein Aufenthalt den Einwohnern dieſer Stadt verſchafft, iſt er ihnen doch durch ſeine groſze Intoleranz, ſeinen Abſcheu gegen die unſchuldigſten Vergnügungen, welchen ſie ſich gern überließen, von Herzen verhaßt. Auf den entfernteſten Argwohn läßt er ein Mädchen verhaften; und wenn es tüchtig ausgepeitſcht iſt, wird ſie wieder bei Waſſer und Brod eingeſperrt. Auf die unerwieſenſte Anklage wird oft ein Prieſter oder Mönch öffentlich aufgegriffen und gefangen geſetzt. Er ſähe gern, daß alle Menſchen ihr ganzes Leben in der Kirche zubrächten, und Frascati ein einziges großes Kloſter wäre.

Ich bin dieſer Eminenz vorgeſtellt worden; ich wurde artig aufgenommen, und zum Diner eingeladen. Das war eben für mich kein unterhaltender Tag. Der Kardinal that Fragen an mich, die eben von keinem unterrichteten Manne zeigten. Man ſoll nicht gewagte Urtheile fällen. Ich entlarve zwar die Heuchler gern; allein ich muß entſcheidende Beweiſe gegen ſie haben. Ich will mich alſo lediglich auf das einſchränken, was ich geſehen habe, ohne Folgerungen daraus zu ziehen. Sein Pallaſt ſchien mir voller ſchönen Jünglinge in Abbe's Tracht zu ſeyn. Darüber argwohnte ich, dieſe königliche Eminenz könne wohl vielleicht den Geſchmack einiger ſeiner Mitbrüder haben. Da ich dieſe jungen Leute aber nicht ausfragen

konnte, habe ich keine fernere Anzeichen erhalten, wodurch dieſer Argwohn beſtätigt würde.

Sein größtes Vergnügen ſind die prieſterlichen Funktionen; und man iſt ſicher, ſeine Gunſt zu erwerben, wenn man auf die Art, wie er ſie verrichtet, ſehr aufmerkſam zu ſeyn ſcheint. Kurz, er iſt ein Narr aus dem Hauſe Stuart, und ſeines Urſprungs würdig. Einſt war er bei Benedikt XIV. zur Audienz, hielt ſich über anderthalb Stunden dort auf, und legte dem Papſte allerlei unſchickliche Fragen vor; welches Seiner Heiligkeit, die eben viel zu expediren hatten, viele Langeweile machte. Endlich gieng er doch; und Lambertini ſagte mit ſeiner gewohnten Fröhlichkeit: Cazzo, es wundert mich nicht, daß die Engländer dieſe unausſtehliche langweilige Race von Ueberläſtigen los zu werden ſuchten; es thut mir nur leid, daß ſie uns ein Geſchenk damit gemacht haben.

Der Adel des Neffen von Pius VI.

Die Adelſucht iſt eine ſehr alte Schimäre, und es iſt gar nicht zu verwundern, daß ſo viele Menſchen, aus allen Zeitaltern, nach den Vorzügen, welche ſie gewährt, getrachtet haben. Wenige Menſchen haben Philoſophie genug, den Adel nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen, und ihn von allem dem Tand zu entblößen, der ihn in den Augen des großen Haufens ſo anziehend macht. Ein Prieſter, der das Haupt einer Religion iſt, welche lehrt, daß

alle Menſchen gleich ſind, und bei ſeinen größ-ten heiligſten Feierlichkeiten die Nichtigkeit aller irrdiſchen Hoheit anſchaulich zu machen ſtrebt — ein Papſt ſollte mehr noch, als irgend ein andrer, über dieſe Schwachheit erhaben ſeyn. Indeß hat Pius VI. die allerlächerlichſte Eitelkeit über dieſen Punkt geäußert. Seinen Ehrgeiz zu kützeln, haben die Genealogiſten den Urſprung des Hauſes Oneſti, aus welchem ſein Neffe abſtammte, aus den älteſten Urkunden, ſogar aus den heiligen Legenden hervorgeſucht. Dies iſts, was eine ſo abgeſchmackte als burleske Unwiſſenheit erſann, um dieſe Familie von einem Heiligen herzuleiten.

In dem Leben des heiligen Romualdo, des Stifters eines noch beſtehenden geiſtlichen Ordens, deſſen Leben in lateiniſcher Sprache geſchrieben iſt, heißt es: Romualdus ex honeſtis parentibus natus. Man hielt das Beiwort honeſtis für den Vaternahmen des Heiligen, und es wurde 1787 ein Werk, mit allem typographiſchen Luxus gedruckt, worin man beweiſen wollte, Sankt Romualdo ſtamme von einer Familie Oneſti, und von dieſer der Neffe des Papſtes in gerader Linie ab. Da über die Familie Braſchi, von welcher Pius VI. iſt, kein Zweifel ſtatt findet, ſo mußte noch, um die Eitelkeit des Papſtes über jeden Punkt zu befriedigen, bewieſen werden, daß ſeine Schweſter, indem ſie ſich mit einem Abkömmlinge des Hauſes Oneſti vermählte, ſich nicht meſalliirt hatte. Dieſe hat den Prinz Herzog gebohren, deſſen Talente wir nicht ermangeln werden zu preiſen, und ſeine Großſprechereien anzufüh-

ren, wenn die Gelegenheit ſich dazu darbieten wird.

Der Kardinal Anton Maria Doria.

Dieſer Fürſt der heiligen Kirche hat ſich in Paris durch ſeinen Geiſt und ſeine Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, ſo lange er in dieſer Stadt als päpſtlicher Nuntius lebte. Bei ſeiner Rückkehr erhielt er die Legation von Ravenna, welche die einträglichſte iſt; aber es iſt nicht mehr von ihm geſprochen worden.

Er war der dritte Sohn der Familie Doria, und fand Mittel, ſeinen jüngern Bruder zu übervortheilen, welcher nach der in großen Familien eingeführten Einrichtung, vor ihm verſorgt werden ſollte. So fieng er es an, um die Nunciatur von Paris zu erhalten, wo er ſchon ſonſt geweſen war, und ſich wieder dahin ſehnte. Er beſtellte bei einem Juwelier in Rom ein erzbiſchöfliches Kreuz von ſehr großem Werthe; dies gab dann den Müſſiggängern der chriſtlichen Hauptſtadt Stoff zu mancher Muthmaßung. Indeß ſein Vater für ſeinen zweiten Sohn um die franzöſiſche Nunciatur anhielt, intriguirte Anton Doria, von welchem hier die Rede iſt, heimlich auch darum. Als das Kreuz fertig war, forderte der Juwelier ſeine Bezahlung. Anton, der nicht im Stande war zu bezahlen, geſtand ſeinem Vater und älterm Bruder, er ſey ſo unbeſonnen geweſen, ein Kreuz zu beſtellen, deſſen er ſich bald bedienen zu können hoffte. Der Papſt erfuhr die Verlegenheit des Prinzen Doria, ließ ihn kommen, und

ſagte: »Ihr Sohn hat eine Unbeſonnenheit begangen, die man gut zu machen ſuchen muß. Ich ſehe für Sie keinen andern Ausweg, als daß Sie das Kreuz bezahlen, und es ihm dann ſchenken. Ich meines Theils werde ihm die Nunciatur in Paris ertheilen, und von Ihnen wird er die Penſion, die Sie ihrem Aelteſten zugedacht haben, erhalten. Dieſer ſchickt ſich, nach dem was man mir von ihm geſagt hat, nicht ſo gut dazu als ſein Bruder Antonius; aber ich nehme es über mich, ihm eine ſeinem Karakter angemeßne Verſorgung zu verſchaffen.« So erlangte Anton Doria, was er ſo ſehnlich wünſchte; und beide Brüder wurden bald nachher Kardinäle.

Der Graf Rivera

Iſt der Geſandte des Königs von Sardinien. Obgleich die Macht die er repräſentirt, eine der unwichtigſten iſt, ſo hatte er dennoch in Rom vielen Einfluß. Dieſer Mann war ungemein ſcharfſinnig, und hatte viele Kenntniſſe. Man fürchtete ihn wegen ſeiner Freimüthigkeit und Lebhaftigkeit, die ihn oft ſehr ſcharfe und pikante Reden auszuſtoßen trieb.

Man weiß, daß Pius VI. die Sankt Peters Sakriſtei hat erbauen laſſen, und daß er mit Wohlgefallen von dieſem auf ſein Geheiß aufgeführtem Gebäude ſpricht. Einſt als der Graf Rivera bei ihm zur Audienz war, machte der Papſt eine prunkvolle Beſchreibung von dieſem Gebäude. Nachdem Rivera ihn eine Weile angehört hatte, und ſich das Geſagte noch ein-

mal hatte wiederholen laſſen — denn er fieng ſchon damals an taub zu werden — ſagte er endlich zu dem heiligen Vater: »Nun verſtehe ich was es iſt. Dieſes Gebäude iſt ganz was es ſeyn muß, um das Wappen und den Nahmen Eurer Heiligkeit daran zu ſetzen.«

Als er einſt bei dem Papſte Klemens XIII. kam, fand er dieſen in Thränen zerfließend. Klemens vertraute ihm die Urſache ſeines Kummers, der von dem Betragen des portugieſiſchen Hofes herrührte, an welchem man ſeine Autorität nicht anerkennen wollte, und ſie beſchimpfte: »Allerheiligſter Vater,« ſagte der Graf, »Eure Heiligkeit zieht ſich viel Verlegenheit und Kränkungen zu, weil Sie nicht zu bemerken belieben, daß wir in dem achtzehnten Jahrhunderte ſchon weit vorgerückt ſind.

Das ganze diplomatiſche Korps war bei dem venetianiſchen Geſandten verſammelt, und es wurde viel von den Zeitangelegenheiten geſprochen. Rivera, nachdem er eine Zeitlang ſtill geſchwiegen hatte, antwortete denen, welche ſeine Meinung wiſſen wollten: ich, ich meine, daß wenn unſre Herren vernünftig würden, wir alle in Rom nichts mehr zu thun hätten, als unſre Statüen- und Gemäldeſammlungen zu kompletiren.

Ganganelli hatte beſondre Achtung für Rivera. Dieſer Miniſter liebte die Jeſuiten nicht, und wußte beſſer, als ſonſt jemand, alles Böſe was dieſe Geſellſchaft angerichtet hatte; er rieth indeß doch dem Papſte ſie beizubehalten. Er ſah den Nachtheil, welchen ihre Aufhebung für die Kirche nach ſich ziehen würde, und die

Gefahr, welcher Ganganelli ausgeſetzt war. Er liebte dieſen Papſt ungemein, und ſagte, es ſei der ehrlichſte Mann, welcher je auf dem päpſtlichen Stuhle geſeſſen habe.

Der Prätendent.

Als ich dieſem unglücklichen Abkömmlinge ſo vieler Könige vorgeſtellt wurde, unterſuchte ich ſogleich, ob er eine große Aehnlichkeit mit den Zügen hätte, welche die Prinzen aus dem Hauſe Stuart auszeichnen. Man kann keine größre ſehen. Der Anblick dieſes Mannes gab mir Anlaß zu mancher Betrachtung über die Wandelbarkeit der menſchlichen Größe, wovon er ein auffallendes Beiſpiel war. Ich begleitete ihn in Gedanken nach Schottland, wo er nach einigen vorübergehenden Vortheilen die grauſamſten Widerwärtigkeiten erfuhr, und den augenſcheinlichſten Gefahren ausgeſetzt war. »Das iſt alſo der Unglückliche, ſagte ich bei mir ſelbſt, welcher ſo lange zwiſchen Thron und Blutgerüſt geſtanden hat!«

Man hat mich verſichert, daß, als der König von Schweden, Guſtaf III. das erſtemal den Prätendenten ſah, er bei dem Anblicke dieſes unglücklichen Prinzen einen Strom von Thränen zu vergießen ſich nicht habe erwähren können. Ein Mann wie Guſtaf, der einen ſo hohen Werth auf unumſchränkte Gewalt ſetzte, mußte mehr als ein andrer das Schickſal des Enkels von Jakob II. bejammern, der nun einen der vornehmſten Throne der Welt beſäße, wenn

ſein Ahnherr geſcheut geweſen wäre. Vielleicht dachte er auch an ſeine eigne Gefahr, und daß, wäre die Revolution in Schweden nicht gelungen, er auf einem Blutgerüſte würde geſtorben ſeyn.

Das Andenken an ſeine Unglücksfälle zu ſchwächen, hatte er ſich einer ſteten Trunkenheit ergeben, welche endlich ſeine intellektuellen Kräfte ganz aufzehrte. Ich habe ihn immer auf einem Sopha ſchlummern ſehen, oder daß er einen kleinen Hund, der ihm nicht von der Seite kam, liebkoſete. Aber Trotz dieſer traurigen Umſtände erinnerte man ſich doch der Beweiſe von Tapferkeit und Heroismus, welche er in ſeinen jüngern Jahren gegeben hatte. Man ärgerte ſich, daß Frankreich ihn bei einer ſo wichtigen Unternehmung, als die Wiedererlangung der engliſchen Krone war, ſo ſchlecht unterſtützt hatte. Da er mit ſo geringen Hülfsmitteln ſo viel gethan hatte: was würde er nicht mit anſehnlicherer Macht ausgerichtet haben!

Eine Anekdote, welche ſich auf dieſen Prinzen bezieht.

Man weiß, daß zufolge eines geheimen Artikels des Aachner Friedens, Frankreich ſich anheiſchig machte, dieſen Prinzen aus ſeinen Staaten zu ſchaffen. Da er ſich nicht ſo gleich nach dem erhaltnen Befehle bequemte, wurde dem Herrn von Vaudreuil aufgetragen, ihn zu arretiren. Dieſe Generalsperſon richtete ſeinen

Auftrag auf eine für dieſen Prinzen ſehr harte und beſchimpfende Art aus, ſo daß er endlich aufs äußerſte getrieben eine Piſtole hervor zog. Augenblicklich wurde er von Soldaten gepackt, und der Abkömmling ſo mächtiger Monarchen mußte ſich, wie ein gemeiner Verbrecher, binden laſſen. Er blieb einige Tage, unter der Aufſicht dieſes Offiziers, eingeſperrt, welcher ihn oft in ſeinem Gefängniſſe, in Begleitung ſeines Sohnes, beſuchte; und dieſer iſt der nämliche Herr von Vaudreuil, der Liebling der Herzoginn von Polignac und Marien Antoinettens, Königinn von Frankreich. Er iſt durch ſeine vornehme Abentheuer ſo berühmt geworden.

Dieſe für einen Fürſten, für einen jungen Helden ſo kränkende Begebenheit war von der Art, daß ſie ſeinem Gedächtniſſe lange eingeprägt bleiben mußte. Auch hatte er, ungeachtet der Stumpfheit, worin er verfallen war, noch ein ſehr lebhaftes Andenken an dieſen Umſtand behalten.

Als Frau von Polignac 1787 nach Rom kam, begleitete ſie Herr von Vaudreuil. Er war ſo unbeſcheiden neugierig, den Prätendenten ſehen zu wollen. Die Herzoginn von Albanien, eine natürliche Tochter dieſes Herrn, wußte nicht, daß er Bezug auf die Gefangennehmung ihres Vaters in Paris hatte, und beeiferte ſich, ihm eine ſo wichtige Perſon vorzuſtellen. Sein Nahme wurde dem Prinzen nicht vorher genannt, weil die Herzoginn ihn ſelbſt einführen wollte. Sobald er ins Zimmer trat, erkannte der unglückliche Stuart ſogleich das

ver-

verhaßte Geſicht, deſſen er ſich noch ſo lebhaft erinnerte, und fiel ohnmächtig hin. Er wurde wieder zu ſich gebracht, und Vaudreuil war genöthigt, ſich zu entfernen. Dadurch daß dieſer allenthalben erzählte, wodurch dieſer Zufall veranlaßt worden war, erfuhr man, auf welche Art ſein Vater ſich gegen einen Prinzen betragen hatte, deſſen Unglücksfälle und perſönliche Eigenſchaften jedem weniger rohen Menſchen, als es dieſer Helfershelfer eines Despoten war, Ehrfurcht und Mitleiden eingeflößt haben würden.

Das Kollegium der Propaganda.

Als die neuern Römer dieſes Inſtitut anlegten, fanden ſie im Alterthume kein Vorbild dazu, außer bei den Braminen. Allein dieſe haben ſich bei ihren Miſſionen bloß auf Aſien eingeſchränkt, und nie ein ſo allgemeines Syſtem geiſtlicher Betrügerei erſonnen.

In dieſem Kollegium werden junge Leute in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Sprachen unterrichtet, damit ſie die Lehren der chriſtlichen Religion, und die despotiſchen Grundſätze des päſtlichen Regimentes in alle Welt zu verbreiten im Stande ſeyn mögen. Dieſe ſonſt ſo anſehnliche Einrichtung iſt jetzt durch die Räubereien Pius VI. ſehr herunter gekommen; wie man Gelegenheit haben wird zu bemerken.

Man hat mir in dieſer Anſtalt Buchdrukkereien gezeigt, die hinreichend Lettern haben, um in achtzehn oder neunzehn fremden Sprachen drucken zu können. Wäre ein ſolches In-

ſtitut in der Abſicht geſtiftet, die bürgerliche Geſellſchaft zu vervollkommnen, das Licht einer geſunden Philoſophie, und die Wohlthaten der Künſte in entfernten Himmelsſtrichen zu verbreiten, ſo gäbe es nichts ehrwürdigeres als das Kollegium der Propaganda; aber weit gefehlt, daß die Stifter eine ſo rühmliche Abſicht damit verbunden haben ſollten!

Unter den Seltenheiten in der Kunſtkammer dieſes Hauſes bemerkt man einen Alkoran, der für das Original ſelbſt gehalten wird, ſo wie es Mahomet einem ſeiner Schüler diktirt hat. Die Originalität deſſelben iſt von Perſonen, die in der arabiſchen Litteratur wohl bewandert ſind, anerkannt worden; und verſchiedne mahometaniſche Große haben beträchtliche Summen dafür geboten. Auch ſind dort viel Rechnungs- und Tagebücher, die man auf türkiſchen Schiffen gefunden hat, ſo auch Waffen und Kleidungen barbariſcher wilder Völker, Originalbücher dieſer verſchiednen Nationen, eine Menge Bildniſſe der Kaiſer in Konſtantinopel, und vielerlei Geſchenke entfernter Nationen an die Päpſte. Das letzte iſt von dem Vorgänger des Kaiſers von China. Klemens IV. hat es von ihm nebſt einem Schreiben erhalten, worinn er dieſem Papſte die größten Lobſprüche beilegt, und ihm zu ſeiner Erhöhung Glück wünſcht. Der Kaiſer nennt den Papſt ſeinen allertheuerſten Freund; wobei er ihn verſichert, daß es die Chriſten in ſeinem Staate immer gut haben, und die ungehinderte Ausübung ihrer Religion behalten ſollen.

Das Kollegium der Propaganda wurde ehedem ſehr gut adminiſtrirt. Die Direktoren konnten durch gute Wirthſchaft alle Jahr zwanzig tauſend Thaler unterbringen. Aber der gegenwärtige Pabſt, der auf Freibeuterei weit erpichter als ein algieriſcher Seeräuber iſt, und der wohl den Apoſteln ſelbſt die Haut abzöge, hat das Vermögen dieſes Kollegiums nicht verſchont. Er hat demſelben aus eigner Macht viele Kapitalien genommen, und ſie zu Endzwecken verwendet, die mit der Abſicht dieſer Stiftung in gar keinem Bezuge ſtehen. Im Jahre 1787 hatte dieſes Kollegium ſchon sechszig tauſend Thaler Schulden.

Der Kardinal Gerdil.

Seit es Kardinale giebt, glaube ich nicht, daß es häßlichere gegeben habe, als dieſen Gerdil. Er ſieht vollkommen einem Affen gleich; die Unreinlichkeit ſeiner Kleider, ſein immer ungekämmtes Haar machen ſeine Häßlichkeit noch empörender. Welch ein Kontraſt zwiſchen dieſem Scheuſal, und dem immer eleganten und ſauber gekleideten Papſt! Man denke ſich zu jenen ſcheußlichen Zügen noch die Heuchlermiene, ſo hat man den vollſtändigen Abriß dieſes Kardinals.

Der König von Sardinien hat dieſem garſtigen Mönche den Kardinalshut verſchaft, um ihn dafür zu belohnen, daß er verſchiedne Jahre hindurch die Prinzen der königlichen Familie unterrichtet hat. Man wird anderwärts die Folgen dieſer herrlichen Erziehung ſehen.

Freilich hat ein ſonderbares Unglück gewollt, daß Condillac und Keraglio, Leute von großen Verdienſten, nichts beſſeres an ihrem Schüler, dem Herzoge von Parma gezogen haben.

Gerdils Werke haben einigen Ruf in Italien, weil er über Gegenſtände, welche den Italienern wenig bekannt ſind, geſchrieben hat. Die geſchätzteſten ſind der Anti-Emile, und Anti-Contrakt ſocial; aber ein verſtändiger Leſer findet, daß Gerdil der Mann nicht iſt, der eine gute Kritik des philoſophiſchen und politiſchen Syſtems J. J. Rouſſeau's zu liefern im Stande war.

Der Kardinal lebt bei ſeinen alten Mitbrüdern, den Barnabiten, dem Anſcheine nach, ſehr regelmäßig und erbaulich. Die Verläumdung verſchont ihn, und ſetzt keine anſtößige Anekdote auf ſeine Rechnung. Er ſteht in dem Rufe der Heiligkeit, Wiſſenſchaft, und ſogar Geſchicklichkeit in Weltangelegenheiten. Pius VI., der nicht gern häßliche Perſonen leiden mag, liebt den Gerdil nicht, und macht ſich ſogar zuweilen eine Luſt, ſeine Mönchsmanieren nachzuahmen. Man ſagt, dieſer Kardinal ſtrebe nach der dreifachen Krone; und es wäre nicht zu verwundern, wenn er ſie erlangte.

Der Kardinal Negroni.

Wenn Pius VI. ſterben ſollte, ſo wäre Negroni einer von denjenigen, für welche die Stimmen des heiligen Kollegiums günſtig ausfallen könnten. Er hat einen unbeſcholtnen

Ruf, eine ziemlich angenehme Figur, und man hält dafür, daß er bei Führung der Angelegenheiten ſehr ehrlich und treuherzig zu Werke gehet; welches bei einem Prieſter gewiß etwas ſehr ſeltnes iſt. Was mir vollends eine gute Meinung für ihn beigebracht hat, iſt das Lob, welches ihm der Ritter von Azara beilegte.

Negroni iſt Kardinal datarius, und er ſteht dieſer Stelle ſo vor, daß er allgemeine Achtung verdient. Er iſt ſehr thätig, lieſt aufmerkſam alles was ihm eingereicht, und hört geduldig an, was ihm geſagt wird. Er iſt eben nicht der Erſte an Scharfblick, aber er hat doch viel Urtheilskraft; und was ihm die Natur an Genie verſagt hat, erſetzt er durch anhaltenden Fleiß und ſtetige Aufmerkſamkeit. Der Pabſt iſt ihm nicht ſehr zugethan; aber er muß dennoch ſeinen Verdienſten und ſeinem moraliſchen Karakter Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Pius VI. ſagt: »Negroni iſt eigenſinnig, aber er iſt ein guter Mann.« Und indeß iſt er weder das eine noch das andre, nach dem gewöhnlichen Sinne, welcher dieſen Ausdrücken beigelegt zu werden pflegt.

Die dreifache Krone macht die Menſchen beredt.

Wer nicht nach Ehrenſtellen ſtrebt, ſagt in Rom ziemlich offen was er denkt; aber Verſtellung und Düſternheit bezeichnet alle, die nach etwas ſtreben. Je näher ein Prälat dem Gipfel der Ehre kommt, je andächtiger und in ſich gekehrter erſcheint er. Als ich bei öffentlichen

Feierlichkeiten die ganze zahlreiche Prälatur vorüberziehen ſah, hätte ich genau beſtimmen können, wie nahe oder fern ein jeder vom Kardinalspurpur war.

Ein Kardinal, der es weiß, daß er nie Papſt werden kann, zeigt ſich, wie er iſt; aber der, welcher Anſpruch auf die dreifache Krone macht, bedient ſich der allerausgedachteſten Heuchelei. Er zeigt dann äußerlich den Karakter, der ſeinem natürlichen, und der Erziehung die er erhalten hat, am allerentgegengeſetzteſten iſt.

Hat ein Kardinal es dann ſo weit gebracht, daß er ſeine Stirne mit der ſo erſehnten Krone ſchmückt, ſo verändert ſich ſein Karakter plötzlich. Indeß verändert er ſich keinesweges; im Gegentheile zeigt er ſich jetzt offenbarer wie er von Natur iſt. Er hat nun nichts mehr zu beſorgen; er zwingt ſich nicht mehr; der verſtellte Kranke gewinnt plötzlich neue Kräfte; der Blinde ſieht; der Taube hört. Die Komödie, welche Sixtus V. aufführte, hatten ſchon andere Kardinäle vor ihm geſpielt. Sie wird noch wieder vorkommen, aber nicht mehr lange; denn das Licht fängt an durchzudringen und die Geiſter helle zu machen.

Diejenigen, welche die Geſchichte der Päpſte geleſen haben, müſſen eine Reflexion gemacht haben, die mir oft eingefallen iſt: nemlich, daß die, welche die päpſtliche Würde erlangt haben, nicht eloquenter, ſondern redſeliger, wortreicher, geſchwätziger geworden ſind. Einige haben geglaubt das rührte von der Ueberzeugung ihrer Unfehlbarkeit her. Ich

glaube aber nicht, daß dieſes die Urſache der Geläufigkeit ihrer Zunge iſt, die man bei den neuen Päpſten bemerken will; ich glaube vielmehr, daß dieß von dem Zwange herrührt, den ſie ſich bis dahin angethan haben. Dieſe Bemerkung kann man auch in Abſicht der Einſamen, die zu einem immerwährenden Stillſchweigen verdammt ſind, anwenden. Sie werden unleidliche Schwätzer, wenn ſie in die Welt zurückkehren, und wieder ſprechen dürfen.

Pius VI. beſtätigt mehr als einer, die Wahrheit dieſer Bemerkung. Er thut mehr als ſchwatzen; er wird hitzig, aufgebracht, und flucht wie ein Karrenſchieber. Und hat er untergeordnete Perſonen, Bedienten und dergleichen vor ſich, ſo vergißt er ſich ſo, daß er ſie ſchlägt.

Freundlichkeit des römiſchen Volks.

Rom iſt nicht nur eine prächtige Stadt, ſie iſt auch eine der am beſten gepflaſterten; und obſchon das Erdreich allenthalben ungleich, und bald erhöht bald tief iſt, ſo läßt es ſich doch gut gehen. Man ſieht an der Sorgfalt, mit welcher die Regierung das Steinpflaſter unterhält, daß ſie das Volk achtet, und bange iſt, es aufzubringen. Paris hat ſehr ſchlechtes Steinpflaſter, und es dauert lange, ehe ein Fremder ſich daran gewöhnt. Das iſt eine Folge des Deſpotismus vor der Revolution. Man muß hoffen, daß man jetzt die Städte in Frankreich ſchöner, die Straßen breiter, und mit

Trottoirs für die Fußgänger verſehen, wie man in London ſiehet, einrichten wird.

Obgleich die geiſtliche Regierung ganz ohne Energie iſt, und die Gemüther unter dem Joche des Aberglaubens niedergedrückt ſind, ſo trägt doch das Andenken ihrer ehmaligen Herrlichkeit, die Schönheit der alten Denkmäler, die Pracht der neuen Gebäude, die Heiterkeit des Himmels dazu bei, die Ideen der Römer zu veredeln, und ihrem Tone eine Höflichkeit und Freundlichkeit zu geben, den man bei keinem andern Volke bemerkt. Dieſe Urbanität iſt ſogar den Einwohnern, welche in Rom die unterſte Klaſſe ausmachen, zu Theil geworden.

Da ſie einmal wiſſen, daß der Zufluß von Fremden zu ihrem Lebensunterhalte beiträgt, ſo ſind ſie ſehr bereitwillig, alle Fragen der Neugierigen, welche die ſchönen Denkmäler zu bewundern nach Rom kommen, zu beantworten. Sie verſtehen ſich zu allen von ihnen abhängenden Dienſten, und ſind dienſtfertig ohne Eigennutz. Es würde ſogar ihren Stolz beleidigen, wenn man ihnen in dieſem Falle das mindeſte anböte. Meine Art, allerlei Menſchen zu meinem Unterrichte auszufragen, iſt mir nirgends nützlicher als in Rom geweſen.

Die Gewohnheit, Meiſterſtücke aller Gattung immer vor Augen zu haben, hat den Römern einen ſo ſichern und auserleſenen Geſchmack gebildet, daß ſie vermittelſt deſſen mit dem größten Scharfſinne die Schönheiten und Fehler eines Kunſtwerkes würdigen, und über deſſen Werth, gleich dem geübteſten Kenner, urtheilen. Auch verlaſſen die Künſtler ungern

einen Ort, wo, ihren Nacheifrungstrieb anzuſeuern, ſie außer der beträchtlichen Bezahlung, welche ſie für ihre Arbeiten erhalten, auch den gerechten Zoll an Lob einerndten, der ihnen gebührt, und welchen ein hierin aufgeklärtes und gefühlvolles Volk ſich beeifert ihnen zu ertheilen.

Indeß ſind wieder die nehmlichen Römer, welche bei den Produkten der ſchönen Künſte in Entzücken gerathen, äußerſt kalt gegen einen Mann, der in der Gelehrſamkeit oder den ſchönen Wiſſenſchaften berühmt iſt. Das macht, weil ſie, ausgenommen die Alterthümer, die Mahlerei, die Bildhauerkunſt und Muſik, gar keine Kenntniß von den Gegenſtänden haben, welche gründlich nachgedacht ſeyn wollen, und weil ihre Regierung ſie in dieſer Hinſicht in ſchimpflicher Unwiſſenheit läßt.

Das Jeſuiterkollegium.

Dieſes berühmte Kollegium, der Hauptort eines Ordens, der ſo viel Lermen in der Welt gemacht hat, verdient allerdings eine Unterſuchung. Ich werde weder von Architektur, noch Gemälden oder Statuen ſprechen: dieſe Dinge gehen den Zweck dieſes Buches nichts an.

In dieſem Kollegio ſind hundert Exjeſuiten, welche vermuthlich nicht verpflichtet ſind, ſich nach den Regeln eines aufgehobenen Ordens zu richten; die meiſten davon thun es aber dennoch regelmäßig und eifrig. Stirbt einer von dieſen Exjeſuiten, ſo ernennt der Papſt einen andern an ſeine Stelle; und das iſt für

dieſen Geiſtlichen eine zwiefache Vergünſtigung; denn außer dem Vergnügen, an einem Orte zu ſeyn, wo ſein Orden zur Zeit ſeiner Exiſtenz mit Glanze lebte, hat er den Vortheil freier Wohnung und Nahrung.

Ich habe nicht ohne einige Rührung die tiefe und ſtille Trauer auf den Geſichtern dieſer Geiſtlichen eingeprägt gefunden. Sie ſchienen noch ganz ſo beſtürzt als den erſten Tag, da die Aufhebungsbulle bekannt gemacht wurde. Doch aber verzieh ich ihnen nicht die Bitterkeit ihrer Reden, wenn das Geſpräch auf Ganganelli kam. Sie zu beſänftigen ſagte ich ihnen, was ich bei dem Artikel, der von dieſem Papſte handelt, in Bezug ſeines Widerwillens, den Orden aufzuheben, deſſen Exiſtenz er für nothwendig, und dem Wohl Roms und der Kirche überhaupt für erſprießlich hielt, geſagt habe.

Dieſe Jeſuiten haben mir viel von ihren Mitbrüdern in Rußland erzählt. Pius VI. hat auf Anſuchen der Kaiſerinn ihr Inſtitut für rechtmäßig erklärt, ſo daß man ſie als wirkliche Jeſuiten anzuſehen hat. Auch hat die Kaiſerinn ſcherzend geſagt, »ſie unterhielte dieſe ausländiſchen Pflanzen in ihren botaniſchen Gärten, um denen, die es verlangen würden, Saamen geben zu können.«

In den Unterredungen, welche ich mit dieſen Jeſuiten hatte, haben ſie mir bei Gelegenheit der franzöſiſchen Revolution geſagt, ſie würde nicht ſtatt gehabt haben, wäre ihr Orden nicht aus dieſem Lande vertrieben wor-

den. »Mit uns, ſagten ſie, hat man die chriſtliche Religion vertrieben. Die Franzoſen haben alle Grundſätze dieſer Religion, die wir ihnen lieb machten, aufgegeben; und ſo haben ſie alle Subordination abgeworfen, und göttlichen und menſchlichen Geſetzen getrotzt.« Von Spanien redeten ſie als von einem Lande, wo bald das oberſte zu unterſt gekehrt ſeyn würde.

Der Haß, welchen Karl III. König von Spanien, ihnen geſchworen hat, rührte daher, weil dieſe Patres ausgebreitet hatten, er ſey ein Sohn des Kardinals Alberoni, und Philipp V. ſey nicht ſein Vater. Sobald er auch Gelegenheit fand, ſich an ihnen zu rächen, ließ er ſie nicht vorbeigehen.

Obſchon ihr Orden nicht mehr vorhanden iſt, genießen ſie dennoch in Rom eines großen Anſehens. Die Prälaten, die Kardinäle, und oft der Papſt ſelbſt ziehen ſie zu Rathe, und befolgen ihre Meinungen. Der Pater Zaccaria, ein Jeſuite, hat ſich mit dem Jakobinermönche Mamucchi zuſammengethan; und dieſe beiden Ränkemacher, die in allem was nicht weſentlich zu ihrem Stande gehört, in der größten Unwiſſenheit ſind, leiten bei vielen Gelegenheiten Pius VI. und laſſen ihn manche Dummheit begehen.

Memo, venetianiſcher Geſandter.

Dieſer Menſch hatte ſich einen Ruf von Weisheit angemaßt, der ihm zur Vorſprache

diente, auf die Dogenwürde von Venedig nach dem Tode Paul Reniers Anſpruch zu machen. Er hatte ſich viele Stimmen erkauft; aber ein Mitwerber, der ſich durch ſeine Freigebigkeit noch mehr Stimmen gewonnen hatte, trug den Sieg davon.

Memo iſt der unverſchämteſte Lügner, der je gelebt hat; man weiß, daß die Lügner ein gutes Gedachtniß haben müſſen, um ſich nicht zu verrathen; und dieſe Geiſteseigenſchaft iſt bei Memo eben nicht hervorſtechend, wodurch er mancher Unannehmlichkeit ausgeſetzt iſt. Eines Tages ſchlug er dem Papſte jemanden zu einem Bißthume in Dalmation vor. Der Mann, welchen Memo vorſchlug, hatte in Venedig einige Monate wegen eines Diebſtahls im Gefängniſſe geſeſſen, ohne daß er ſich hinreichend deshalb gereinigt hatte. Der Papſt ſchlug ihn geradehin aus, und ſagte, er wähle zu dieſer Stelle einen in Venedig ſehr geachteten Franziskanermönch. Noch an dem nemlichen Abend erzählte Memo allenthalben, er habe Seiner Heiligkeit dieſen Mann zum Bißthume in Dalmatien vorgeſchlagen.

Außer dieſer ſchönen Eigenſchaft iſt Memo auch noch der intereſſirteſte Menſch von der Welt. Er macht alles zu Gelde; Gnadenſachen, Bedienungen, alles wird ihm bezahlt, und im Voraus bezahlt; alles iſt ihm feil.

Er hat die ſkandalöſe Kronik von Rom vollkommen inne, ſo wie die Geſchichte aller Dinee's und Soupee's, wovon er ſehr umſtändliche Beſchreibungen nach Venedig ſchickt. Seine Unterredung iſt ein Gewebe poſſenhafter

Anekdoten, und ſehr freier Erzählungen, welche er ganz ſchamlos, in Gegenwart der ehrwürdigſten Prälaten nnd ehrbarer Frauen anbringt. Das mag genug vom Memo ſeyn, der indeß doch auf dem Punkte ſtand, Doge zu werden.

Die ſchöne Reliquie.

Man gräbt unaufhörlich in Rom und den umliegenden Gegenden nach. Ein jeder kann bei ſich nachgraben; aber um in den Ländereien, die wüſte liegen und dem Publikum gehören, nachgraben zu dürfen, muß man einen Erlaubnißſchein vom Papſte haben; und dieſer wird nicht immer gewährt. Alles was an Seltenheiten gefunden wird, muß ins klementiniſche Muſäum, welches nach ſeinem Stifter Klemens XIV. Ganganelli genannt wird, abgeliefert werden.

Neuerlich hat man an dem Orte angefangen zu graben, von dem die geſchickteſten Alterthumsforſcher glauben, daß es das Grab der Scipionen ſey. Herr Dutens, welcher Geſandſchaftsſekretair in Turin geweſen war, befand ſich eben damals in Rom. Er war häufig an den, den Alterthumsliebhabern ſo werthen Oertern geweſen. Einſt fand er, unter vielen der Zerſtörung entgangnen Sachen, einen Zahn, deſſen er ſich eiligſt bemächtigte. Er ließ ihn in einen mit ſchönen Brillanten umgebnen Ring faſſen. Das iſt vermuthlich eine koſtbare Antike. Vielleicht gehörte dieſer Zahn einem beſondern Anhänger der Scipionen, oder

einem Lieblingsſklaven; vielleicht iſt es wohl gar ein Zahn des Scipio Afrikanus, oder des Zerſtörers von Karthago. Auf jeden Fall iſt dieſe Reliquie ein ſehr intereſſantes Stück; aber wenn man einige Knochen von Markus Aurelius, Epiktet, oder Tacitus fände: welche Ehrfurcht würde eine ſolche Reliquie dem Philoſophen und dem Geſchichtskundigen einflößen! Mit welchem heiligen Schauer würde der Freund der Freiheit das Tuch ſehen, womit Cicero ſich das Geſicht trocknete, nachdem er eine Catilinarie oder Phillippike gehalten hatte! Wie gern würde er eine große Reiſe unternehmen, dieſe ſchätzbare Reliquie zu bewundern, und überlaſſen es dem Einfältigen, nach Turin zu reiſen, um das heilige Schweißtuch zu küſſen, oder in Neapel das Blut des heiligen Januari anzubeten!

Römiſcher Kunſtfleiß.

Ich wurde einſt durch einen ſehr liebenswürdigen Prälaten in einem Hauſe vorgeſtellt, deſſen Herr ein achtzigjähriger ſehr geſchwätziger Greis war. Sein Sohn, ein Mann von 40 Jahren, hatte ſich kürzlich mit einer achtzehnjährigen Perſon verheirathet, die ſehr hübſch war, eine ſchöne Stimme hatte, und die Muſik aus dem Grunde verſtand. Dieſer Mann hatte mehr Kenntniſſe, als man in Rom bei Leuten ſeiner Art gewöhnlich antrift. Er hatte die franzöſiſche Sprache und Litteratur vollkommen inne. Ich wunderte mich, ſo viele Kenntviſſe bei jemand zu finden, der nie aus

Rom gekommen war. Der Alte löſte mir das Räthſel dadurch, daß er mir ſagte, er habe, ehe er ſich in Rom häuslich niedergelaſſen, die vornehmſten Höfe Deutſchlands beſucht. Ich will hier ſeine Geſchichte erzählen, weil ſie dazu dienen wird, mit einer Gattung Induſtrie bekannt zu machen, die außerhalb Rom wohl nicht bekannt ſeyn möchte.

Dieſer Greis heißt Herkules Aldrovandi. In Italien iſt eine vornehme Familie dieſes Nahmens. Er war der Sohn eines wenig bemittelten Advokaten, der ihn zuerſt zu einem Antiquarius hingebracht hatte, welcher ihn Gemälde und Statuen ſchätzen lehrte. Sein Vater hatte ihm das zur Leitung geiſtlicher Angelegenheiten erforderliche Geſchwätz beigebracht, beſonders was bei Dispenſationen, und Conceſſionen, kurz, bei allem was die Datarie des römiſchen Hofes heißt, vorkommt.

Aldrovandi's Vater ſtarb, und er verließ nun ein Gewerbe, bei welchem er, ohne eine zu beträchtliche Zeit dazu aufzuopfern, nicht hoffen konnte, ſich irgend einen Nahmen zu machen. Sein Vermögen beſtand aus einigen hundert Thalern, die er mit Nutzen anzulegen entſchloſſen war. Er verſchaffte ſich Empfehlungsſchreiben an einige deutſche Prälaten, und benutzte ſeinen Nahmen, den die Geſchichte in ihren Jahrbüchern aufbewahrt hat. So verließ er 1731 Rom als ein Menſch von drei und zwanzig Jahren. Zu der Zeit war Deutſchland noch nicht philoſophiſch geſinnt. Karl VI. regierte, und mit ihm ſaßen

die Vorurtheile auf dem Throne. Gelehrſamkeit und Genealogie ſind die Lieblinsneigungen der Deutſchen. Sie betreiben das Studium des Alterthums mit dem lebhafteſten Eifer; dies iſt ſogar in ihren Nationalkarakter verwebt. Herkules beſaß die Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaft, worinn die bloße Nomenklatur oft das Wiſſen erſetzt. Er kannte die Meiſterwerke der Bildergallerien und der Muſäen in Rom. Er hatte den allgemeinen Sinn fürs Schöne, welcher den Römern bei den Ausländern eine Superiorität giebt, die ſie in ihrem eignen Lande nicht haben. Bei dieſen Halbtalenten verſtand er auch die todten Sprachen, römiſche und griechiſche Geſchichte; für die Alterthumsliebhaber eine köſtliche Gelehrſamkeit!

Den Römern iſt Wohlredenheit gewöhnlich. Aldrovandi beſaß dies Talent im höchſten Grade, und ſeine Unterhaltung wär, obſchon etwas weitſchweifig, dennoch ſehr angenehm. Befragte man ihn nach ſeinem Nahmen, ſo antwortete er beſcheiden, hohe Geburt ſey ein eitler Vorzug, ein verſtändiger Menſch müſſe ſich nichts darauf zu gute thun, er wünſchte nach ſeinen Handlungen beurtheilt zu werden. Ging ihm irgend ein ehrlicher Deutſcher in dieſer Abſicht zu nahe auf den Leib, ſo ſetzte er noch hinzu, der Zweig der Familie, von welchem er abſtamme, ſey von dem Glücke wenig begünſtigt, und er ſey nur ein jüngrer Bruder. Dann hörten die Lobſprüche gar nicht auf; und das erleichterte ihm den Handel mit Gemälden, Medaillen, und allem was zur Alterthumskunde gehört.

Der

Der junge kluge Antiquarius hielt ſich abwechſelnd in Wien, Dresden, Braunſchweig, Hamburg, Mannheim, Trier, und einigen andern Städten auf. Allenthalben fand er gute Aufnahme; allenthalben wurde er mit Geſchenken überſchüttet. Seine Gemmen, Agate, und andre antiken Steine wurden vortheilhaft umgeſetzt; er tauſchte andre dagegen ein, und mit dieſen Handel verdiente er ſehr viel. Das Zutrauen verſchiedner vornehmen Leute brachte ihn auf den Gedanken, das Halbtalent, welches ſein Vater ihm als einziges Erbe hinterlaſſen hatte, zu ſeinem Nutzen anzuwenden. Er übernahm verſchiedne Sachen bei der Dataſie auszumachen, wußte den unerträglich langſamen Gang dieſer Kammer zu beſchleunigen, und ſo das Geld ſeiner Klienten zu ſchonen.

Nachdem er funfzehn Jahr daran gearbeitet hatte, ſich einen Nahmen in dieſer ſonderbaren, nur den Römern zuſtändigen Gattung zu machen, fühlte ſich Aldrovandi von dem carus amor patriae ergriffen. Hundert tauſend Thaler, welche er voran nach Rom geſchickt, und gut untergebracht hatte, gaben ihm ſehr angenehme Ausſichten auf ſein künftiges Etabliſſement. Ehe er Deutſchland verließ, bot er ſeine Dienſte als Kommiſſionair verſchiednen Perſonen an, deren Angelegenheiten er bis dahin zu ihrer Zufriedenheit beſorgt hatte. Einige Regenten des mittlern Ranges gaben ihm den Titel als ihres Agenten in Rom, und als ſolchem, Gehalte. Und viele Vornehme machten ihn in Abſicht der Künſte zu ihrem Korreſpondenten.

Mit Vermögen überſchüttet kam nun Aldrovandi nach Rom zurück, wo er ein junges Mädchen von Stande heirathete, mit welcher er gut lebte, und die ihm einen Erben gab. Er kaufte einen Pallaſt, und richtete ein großes Haus ein; er trieb immer noch das Gewerbe, das ihm ſo viel eingebracht hatte, gab ſeinem Sohne eine gute Erziehung, und verſäumte nicht, ihm die Kenntniſſe beizubringen, die zur Vergrößerung des Vermögens erforderlich waren.

Die Beſoldung, welche ihm die ausländiſchen Fürſten gaben, ſetzten ihn in den Stand, die Fremden, die an ihn adreſſirt wurden, zu bewirthen; und dieſer Mann, der, als er aus Rom gieng, höchſtens ſechs hundert Thaler hatte, beſaß jetzt mehr als funfzig tauſend Livres Einkünfte. Er nahm jeden, der ihm empfohlen war, gut auf, pflegte gern ſeine Geſchichte zu erzählen, und hatte nur den Fehler, der vielleicht zu ſeinem hohen Alter gehört, daß er zu redſelig, beinahe geſchwätzig war. Es iſt ſehr ſonderbar, daß er durch einen funfzehnjährigen Aufenthalt in Deutſchland auch nicht die geringſten Kenntniſſe der darin gebräuchlichen Sprache erlangt hatte, und ſonderbarer noch, daß es ihm dem ungeachtet überall ſo geglückt hatte.

Der berühmte Goldoni wurde, als er in Rom war, bei Aldrovandi ſehr gut aufgenommen, welcher ihm die dem Verdienſte gebührende Achtung, und die noch ſchmeichelhafteren Aufmerkſamkeiten, welche man nur der Freundſchaft verdankt, in ſeinem Hauſe erwies. Der italieniſche Moliere glaubte in ſeinem Wirthe

ein treflliches Süjet für die Bühne gefunden zu haben, und konnte dem Triebe, ihn darauf zu bringen, nicht widerſtehen. Was aber der ehrliche Mann ſich nicht erlauben muß, und Moliere nicht gethan hätte, er machte ihn lächerlich, indem er ihn zur Hauptperſon ſeines Stücks, der Prahler, machte. O Erkenntlichkeit! Wie ſelten biſt du bei einem Dichter!

Stolz des römiſchen Volks.

Ich habe zu erkennen gegeben, daß Artigkeit gegen Fremde der unterſcheidende Karakter der Römer iſt; ich habe geſagt, daß ſie Achtung, ja ſogar Ehrfurcht für ſie haben. Aber ich muß hinzuſetzen, daß dieſe nicht knechtiſch, wie bei dem Volke in Deutſchland iſt. Deutſche von der geringern Klaſſe ſehen in ihren Obern Herren, vor welchen ſie ſich beugen; und wenn das Ungefähr oder die Umſtände ihnen den Zutritt zu den Häuſern ihrer Großen verſchaffen, ſo nahen ſie ſich ihnen mit ſolcher Demuth, die nach Sklaverei ſchmeckt. Die Römer im Gegentheil laſſen nie etwas knechtiſches blicken; und ihr Betragen in dieſer Abſicht iſt ein Gegenſatz des Genie's ihrer Sprache. Dieſe iſt konventionel; indeß die Natur ſelbſt dem Römer ein rechtmäßiges Gefühl ſeiner Würde ins Herz prägte.

Lord Hervey, Herzog von Briſtol, Biſchof von Derry in Irrland, hat ſich lange in Rom aufgehalten. Man hatte ſo viel Achtung für dieſen Prälaten, daß man ihm Sonntags öffentlichen Gottesdienſt in ſeinem Hauſe zu hal-

ten verſtattete. Die Engländer und alle Fremde, die zur proteſtantiſchen Kirche gehören, konnten in ſeiner Kapelle dem Gottesdienſte beiwohnen, wo engliſch und franzöſiſch gepredigt wurde. Die Polizei gab Achtung, daß dieſer fremde Gottesdienſt nicht geſtöhrt wurde; und die Achtung für Gaſtfreundſchaft hielt die Römer über einen, ihnen ſonſt ſehr delikaten Punkt in Schranken.

Hervey war großmüthig, er that ſehr viel Gutes; und das Volk beeiferte ſich, Erkenntlichkeit dafür zu zeigen, durch eine Art von Ehrfurcht, welche ſein Betragen erzeugte, und er vielleicht auf Rechnung ſeiner Würde ſchrieb. Durch berühmte Schwätzer gegen die Römer eingenommen, traute er ihnen gar keine Energie zu, und hielt dafür, man könne ſie ungeahndet beleidigen. Er dachte, laut mitſprechen mache ſie ſchon furchtſam; er irrte gleichwohl. Er ließ ſich von dem berühmten Battoni mahlen. Indeß der Künſtler arbeitete, plauderte der Prälat, und viel zu viel; denn unter den geiſtreichen Sachen, welche den Battoni belehrten oder ihm die Zeit vertrieben, mengte er ſolche Lappereien, über die der Künſtler die Achſeln zuckte. Nachdem er ihm wechſelsweiſe die Zeit vertrieben, und auch Langeweile gemacht hatte, fiel es ihm ein zu ſagen; »Aber, Herr Battoni, Sie ſind ja immer ſtill, indeß müſſen Sie doch viel Sachen wiſſen.« Der Künſtler antwortete lächelnd: »Mylord, ich bin ein Maler, und verſtehe wenig von dem, was ſich nicht auf meine Kunſt bezieht. Spräche ich

ſo lange und viel wie Sie, ſo könnten mir allerdings mit unter intereſſante Züge entwiſchen. Das wären aber Blitze mitten in der dickſten Finſterniß.« Dieſe, mit dem ruhigſten Tone gegebne Antwort imponirte dem Prälaten Herzog auf einen Augenblick, beſſerte ihn aber nicht. Ihm gehörte etwas derberes, welches er auch bald veranlaßte. Einſt vergaß er ſich ſo ſehr, daß er einen Lohnbedienten mit ſeinem Rohre ſchlagen wollte. Dieſer Mann hielt ihm den Arm und ſagte: »Du unverſchämter Mylord Du, weißt Du nicht daß ich ein Römer bin, und daß ich ein Paar Hände habe wie Du; und wo Du es Dir einfallen läßt, die Deinigen zu gebrauchen, ſo glaube mir, die meinigen werden ſich tüchtig wehren?« Mylord ſetzte ſich dem Verſuche nicht aus. Es beliebte ihm nun einzuſehen, daß ein Römer ein Menſch, und kein Sklave ſey.

Als Joſeph II. das letztemal in Rom war, gieng er allein ſpazieren, und ſprach, ſeiner Gewohnheit gemäß, mit jedem, dem er begegnete, gütig. Als er in Campo-Vacino war, befragte er Schlächter, die in ihrem Gewerbe dort waren, um die Polizeianſtalten; »Ich »weiß nicht, ſagte einer von dieſen Leuten, wie »die Polizei in Wien beſchaffen iſt; man ſagt, »ſie tauge nicht viel; aber wärſt Du klug geweſen, und hätteſt guten Rath angenommen, ſo »würdeſt Du Dir die Liebe des römiſchen Volkes, welche es Dir bei Deinem erſten Aufenthalte allhier bezeigt hat, zu nutze gemacht ha-

»ben; und ſtatt Dich damit zu befaſſen, unſre »Prieſter um Kleinigkeiten zu verfolgen, wür»deſt Du Dich bei uns niedergelaſſen haben. »Du wäreſt ein ächter römiſcher König gewor»den, Du hätteſt Dich aber anders aufführen »müſſen, und uns nicht wie Deine Laſtthiere, »die man Deutſche nennt, behandeln müſſen.«

Ein ganz gemeiner Menſch ſagte zu dem Könige von Schweden, der eine Statue, die er lange beſehen hatte, nicht kaufte: »Man »ſagt uns, Dein Königreich ſey arm, und daß »Du deshalb unſre Meiſterwerke nicht kaufſt. »Hätteſt Du nicht beſſer gethan, zu Hauſe zu »bleiben, und Deinen Unterthanen die Reiſe»koſten zu erſparen? ob ſie gleich nicht groß »ſind, könnte es ſie doch erleichtert haben.«

Man fand einſt Zettel an den Statuen des Pasquin und Marforio: Was giebts Neues in Rom? fragte Pasquin. Marforio antwortete: Wir haben den Grafen von Haga hier (bekanntlich der Nahme, welchen der König von Schweden bei ſeinem Inkognito angenommen hatte) der alles anſieht, alles behandelt, und nichts kauft.

Vor zwölf Jahren war der verſtorbne Landgraf von Heſſenkaſſel in Rom. Er wurde vom Volke ziemlich ſchlecht aufgenommen. Es hatte Muth genug, ihm merken zu laſſen, es wiſſe recht gut, daß er die Koſten ſeiner Reiſe mit dem Blute ſeiner Unterthanen beſtritte, welche er den Engländern verkaufte, um ein Volk, das ſeine Feſſeln abgeworfen hatte, wieder unterjochen zu helfen. Man fand viel Satyren an der Statue des Pasquin, und alle warfen

dem Landgrafen ſeine Tyrannei vor. Was müſſen nun die Römer wohl von dem Sohne dieſes Fürſten denken?

Der Prinz Braſchi übte ſich einſt im Reiten. Sein Hof war voller Menſchen; das mißfiel dem gnädigen Herrn, der ſichs einfallen ließ laut zu ſagen: Man ſchaffe doch dieſes Kropzeug heraus! — Du haſt ganz recht uns ſo zu behandeln, ſagte einer von den Umſtehenden, indem er weggieng, wir verdienen dieſen Schimpfnahmen, weil wir ſo dumm, ſo niederträchtig ſind, Deine und Deines Onkels Unverſchämtheiten zu dulden. — Der nämliche Prinz wollte Ausbeſſerungen an ſeinem Pallaſte vornehmen, und ließ zu dieſem Behuf Arbeiter kommen. Er hat wenig Begriffe, und weiß dieſe nicht einmal auszudrücken. So leicht die Römer auch zu begreifen pflegen was ihnen geſagt wird, konnten dieſe doch aus dem wortreichen und unbedeutenden Schwalle von Reden Seiner Excellenz nicht klug werden, und er mußte ſich die Mühe geben, wieder von vorne anzufangen. Nun riß ihm die Geduld, und er nannte ſie dumme unwiſſende Eſel u. ſ. w. Das ſind wir vermuthlich, ſagte ein Arbeitsmann, weil wir ſo geduldig die Laſten tragen, die Du und die Deinigen uns auflegen. Wir ſind dumme Teufel, daß wir Dich nicht, wie Du es verdienſt, durchprügeln; aber wiſſe, daß Du nicht ſo viel werth biſt, wie diejenigen, die Du ſchimpfeſt, und daß, wenn Du ſo wie

wir leben müßteſt, Du bald Hungers ſterben würdeſt. Dieſer erlauchte Neffe des allerheiligſten Vaters gieng einſt in der Villa Pinciana ſpazieren; dies iſt ein dem Prinzen Borgheſe gehöriges prächtiges Landhaus, und liegt nicht weit vom Thore del Popolo. Man hatte ſo eben einen alten Sarkophag entdeckt. Es war eine große Menge Menſchen hinzugeſtrömt, und ein jeder erſchöpfte ſich in Vermuthungen. Die, welche der Prinz äußerte, verrieth ſo viel Unwiſſenheit, daß einer der Neugierigen ſich nicht enthielt auszurufen: O was iſt der Neffe des Allerheiligſten für ein Dummkopf! Er hörte, wie er apoſtrophirt wurde, und nahm es klüglich ſtillſchweigend hin. Die Römer ſchonen Niemand.

Dieſe Abkömmlinge von den Eroberern des größten Theils der damals bekannten Welt treiben den Stolz ſo weit, daß ſie die Armuth ſolchen Verrichtungen, die ihnen erniedrigend deuchten, vorziehen. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Erniedrigung in dem Müſſiggange, und Niederträchtigkeit in dem Laſter liegt.

Die Speiſewirthe, Wirthshäusler und andre Kleinhändler zubereiteter Lebensmittel ſind mehrentheils Ausländer, welche auch die Maronen zubereiten. Dieſe Leute ſind beinahe immer Mayländer. Schokoladenmacher und Limonadiers kommen aus der öſtreichiſchen Lombardei. Die Aufſicht und Unterhaltung der prächtigen Springbrunnen, welche die Stadt ſchmücken, ſind ebenfalls Mayländern anvertrauet, welche ſich auf Kanäle verſtehen, und das Röhrwerk unter der Erde zu leiten wiſſen;

und ſie machen ein Geheimniß aus der Art wie ſie ſelbige führen, oder ausbeſſern. Nie laſſen dieſe Arbeiter Fremde unter ſich zu; und ohne ſie wäre in Rom kein Menſch im Stande, einem Brunnen, deſſen Röhren verſtopft wären, wieder Waſſer zu verſchaffen.

Indeß zufolge einer ſonderbaren Inkonſequenz, weigern ſich eben dieſe ſtolzen Römer nicht, das Schlächterhandwerk zu treiben, welches dem Abdeckergewerbe doch ſo verwandt iſt. Und dieſe Verrichtung deucht ihnen nicht erniedrigend. Sie bringt ihnen viel ein, obgleich ſie von den Prälaten, ſo in Aemtern ſtehen, den Kardinälen, und ſelbſt von Seiner Heiligkeit hart bedrückt werden.

Ich bin weit entfernt, die Vorurtheile der Römer, in Abſicht verſchiedner nützlichen Gewerbe, zu billigen; aber entſchuldigt würde ich ſie in einiger Abſicht haben, wenn ſie nicht mit ſich ſelbſt auf eine zu augenſcheinliche Art im Widerſpruche ſtänden, als daß ich es mit Stillſchweigen übergehen könnte. Beinahe alle Livreebedienten ſind gebohrne Römer. Wie können dieſe Menſchen, die ſo manche Verrichtungen als Erniedrigungen anſehen, ſo daß ſie ihnen ſelbſt die Armuth vorziehen, wie können ſie, ohne ſich zu ſchämen, die Livree tragen? Wie iſt es ferner möglich, daß ſie, bei dieſer freiwilligen Erniedrigung, ihren angeerbten Stolz beibehalten? Es iſt wahr, ihre Gebieter bezeigen ihnen eine Achtung, von der man im übrigen Europa nichts weiß, weil ſie Antworten und Repreſſalien beſorgen. Freilich können ſie, nachdem ſie alles mit ihnen ausgeſtanden ha-

ben, nichts thun, als ihnen ihren Abſchied geben, ohne ihnen ihre Vergehen und Laſter vorwerfen zu dürfen; allein prägt ſich die Dienſtbarkeit weniger in den Zügen eines Menſchen ein, den man unter irgend einem Vorwande verabſchieden kann, und der ſeiner Wege geht, ohne zu fragen, weshalb er abgedankt wird? Ich glaube den Grund dieſer Art zu denken und zu handeln entdeckt zu haben. Sie kann nur auf einem allgemein angenommenen Vorurtheile beruhen, welches eine Reihe von Jahrhunderten geheiligt, und die Unwiſſenheit beibehalten hat. Jeder Römer iſt feſt bei ſich überzeugt, daß man nur in Rom angenehm leben kann, und daß außerhalb Rom alles barbariſch iſt, Land und Leute, Sitten und Gebräuche. Dieſes Vorurtheil macht ihn hochmüthig; dieſen Hochmuth weiß er mit Liebe zum Gewinnſte zu verbinden; und aus dieſen vereinigten Syſtemen entſpringt die Achtung, die er dem Fremden bezeugt, der von den äußerſten Enden von Europa herbeikommt, um zu ſeinem Unterhalte beizutragen, den er ſich ſonſt nicht zu verſchaffen weiß. Zufolge dieſes Nationalſtolzes reiſen die Römer wenig in fremde Länder. Sie kennen die fremden Nationen nur nach lügenhaften Berichten, oder durch Traditionen, die ſich von Zeit auf Zeit fortpflanzen, und wodurch ſie erfahren, daß dieſe Nationen von den alten Römern überwunden worden ſind; oder auch, daß das neuere Rom ſie in das kirchliche Joch geſchmiedet, und ſie oft durch ſeine Bannflüche geſchreckt hat.

Das römiſche Volk hat Karakter; und wenn es je dahin käme, ſeine politiſche Lage, und die ihr anklebende Erniedrigung zu faſſen, es würde ſich erheben, würde frei, und nie wieder unterjocht werden können. Der Geiz, den man nicht mit der Liebe zum Gewinne verwechſeln muß, gehört nicht zu ſeinen Fehlern. Die zu allen Zeiten berühmten Bewohner dieſer Stadt haben Sprache, Religion und Gebräuche, aber nicht ihren Karakter verändert. Sie lieben, wie ihre Vorfahren, die Verſchwendung, die Pracht, und inſonderheit die Schauſpiele. Man giebt ihnen dergleichen, ſie ſind zufrieden, und ſind nicht ekel in der Wahl derſelben. Die feierliche Einſetzung des Papſtes iſt für ſie ein Feſt, dem tauſend andre nicht gleich kommen. Sie genießen es nicht ſelten, weil die Päpſte nur erſt in einem hohen, und zuweilen ganz hinfälligen Alter zu dieſer Würde gelangen. Ueberdem noch die Ernennung der Kardinäle, ihr Einzug in das heilige Kollegium, und der Antritt ihrer Aemter, ſind alles Schauſpiele, woran ſie ſich ergötzen. So verewigen die Prieſter die Kindheit ihrer unglücklichen Unterthanen, und hindern ſie, das Licht zu empfangen, deſſen Wirkung ſie fürchten. Aber wie ſehr ſich auch die Regierung — welche ſich auf Betrug gründet, und durch Täuſchung erhalten wird — dagegen ſtämme: die Zeiten verfließen, und die Tage der Zerſtörung ſind nicht mehr fern.

Die natürliche Sorgloſigkeit der Römer hat bei ihnen die Fortſchritte der Aufklärung verzögert. Sie genießen des Gegenwärtigen, oh-

ne ſich um die Zukunft zu bekümmern. Wenig gefehlt, daß ſie es wie die Karaiben machen, welche des Morgens ihre Hangmatte gegen ein Getränk, das ihnen ſchmeckt, vertauſchen, ohne daran zu denken, daß ſie ihnen am Abende fehlen wird, um ſich gegen die wilden Thiere zu ſchützen. Beſtürzt über jene Sorgloſigkeit habe ich oft zu Hausvätern geſagt: Aber morgen kann Ihnen das Allernothwendigſte, das Brod, fehlen! — Gott wird ſorgen, war die Antwort, als ob ſie es mit einander verabredet hätten. Gerathen ſie in Armuth, ſo verlaſſen ſie ſich auf die Klöſter, auf die prunkende Wohlthätigkeit der Kardinäle, auf die frommen Stiftungen ihrer leichtgläubigen Vorfahren, und endlich auf die unmoraliſche und barbariſche Gewohnheit, die Hofnung einer Nachkommenſchaft dem ungewiſſen Vortheile, ihren männlichen Kindern eine harmoniſche Stimme zu verſchaffen, aufzuopfern.

Selbſt im Schooße des tiefſten Elendes iſt das Volk fröhlich, und ſpricht von den Feſten, welche es erwartet, oder die eben ſtatt haben. Brod und Schauſpiele, das muß es haben. Wenn die Päpſte ſichs einkommen ließen, die Girandole der Engelsburg am St. Peterstage, oder die Erleuchtung der Kuppel der Peterskirche abzuſchaffen, ſo würde der Aufſtand ſo groß ſeyn, als wenn die Bäcker abgeſchafft würden. Die Geſchichte der neuern Römer, welche eigentlich die der Päpſte iſt, liefert viele Beiſpiele davon.

Die Aſſembleen.

Sie ſind in den italieniſchen Städten unter der Benennung Converſazioni bekannt. Die römiſchen haben den Anſtrich der Regierungsform und des Kirchlichen. Die Zeit wird mit Pflichten der Etikette hingebracht, und kein vernünftiger Menſch kann ſie intereſſant finden. Zwang und Steifheit haben den Vorſitz. Die Fröhlichkeit iſt ſelbſt für die jungen Leute daraus verbannt. Es ſcheint, als habe Mißtrauen alle Herzen eingenommen. Man darf ſich jenen angenehmen Herzensergießungen, in welchen der Reiz des geſelligen Lebens beſteht, nicht überlaſſen. Man ſieht ſich forſchend an, und ſchweigt. Fremde, welche nicht gleichartige Beſorgniſſe haben, können indeß in einer ernſthaften Geſellſchaft, die ſich nur wie am Drathe bewegt, keinen Frohſinn äußern. Das Spiel kommt endlich dieſen von Langeweile gepeinigten Leuten, und die ſo ganz zu dieſer Plage geſchaffen ſind, zur Hülfe. Spielt die Hauswirthinn nicht, ſo bemächtigt ſie ſich irgend einer Eminenz, oder eines Miniſters, und plaudert mit ihm bis die Geſellſchaft auseinander geht. Die mit Würden bekleideten Perſonen thun desgleichen, und dieſe Tete a Tetes ſind ſo ernſthaft und heimlich, daß man eine Fliege könnte fliegen hören. Die Unbewegbarkeit dieſer Männer gleicht ſo ziemlich dem Anſtande der alten römiſchen Senatoren, als ſie auf ihren Gerichtsſtühlen ſaßen, und von den Galliern ermordet zu werden erwarteten. Einem Fremden bleibt, um der Vereinzelung, die

ihm ſo ſonderbar auffällt, zu entgehen, weiter nichts übrig, als ſich wieder an einen Fremden zu wenden. Wehe ihm, wenn er der Einzige in der Geſellſchaft iſt!

Die Aſſemblee der Prinzeſſinn Borgheſe iſt die mindeſt traurige von allen, welche der hohe Adel in Rom giebt; aber man ſpielt dort ein hölliſches Spiel; und aus dieſem Geſichtspunkte wird man geſchätzt. Daraus folgt, daß zuweilen ein Geck, ein Narr, ein Reicher, ein Glücklicher oder ein Intriguant daſelbſt obenan ſtehet, und nach ſeinem Gutdünken unverſchämt ſeyn darf. Wenn das Alter aber Anſprüche macht, welche Jugend und Schönheit kaum zu rechtfertigen vermögen, ſo wird der vernünſtige Mann, ſtatt der ihrem Geſchlechte, Alter und Range ſchuldigen Ehrfurcht, Verachtung an ihre Stelle zu ſetzen gezwungen.

Was man in Rom, ſo wie in andern Ländern, mit der Benennung, gute Geſellſchaft, bezeichnet, darin bekümmert man ſich ſehr wenig um die Unterhaltung mit Fremden. Die Prälaten, welche in Aemtern bei dem heiligen Kollegio ſtehen, oder ſich dadurch zu Grunde richten, vergebens darnach zu ſtreben, ſind von der allgemeinen Regel ausgenommen. Man ſieht ſie mit Vergnügen, aber ſie nehmen geſchwind die Landesſitten an, und werden noch unerträglicher als die andern.

Bei der Prinzeſſinn della Sankta Cruce herrſcht ein wenig mehr römiſche Urbanität, beſonders wenn nur kleiner Cercle iſt, wo nur ausgeſuchte Geſellſchaft zugelaſſen wird. Um zehn Uhr Abends findet man bei ihr den Kar-

dinal Bernis, und alle Diplomatiker. Die Unterhaltung iſt wirklich angenehm, intereſſant, und kann mit der in den guten Häuſern in Paris verglichen werden. Dieſe von dem franzöſiſchen Anakreon erzogne Dame hat ſich einen Theil ſeines Geiſtes zu eigen zu machen gewußt, und verbindet nun mit den Reizen ihres Geſchlechtes die Lieblichkeit, welche den Kardinal vor dem großen Haufen ſeiner Mitbrüder auszeichnet.

Der bis zum Uebermaaße ceremonienreiche römiſche Adel iſt im Ganzen nichts weniger als liebenswürdig. Wird man von einem Herrn der hohen Klaſſe eingeladen, ſo wird man mit einem Apparate aufgenommen, der ſchon allein hinreicht, jede Freude zu verſcheuchen. Mayland iſt die einzige Stadt in Italien, wo offne Tafel gehalten wird, und wo man beinahe wie in Paris lebt. Die Gaſtmähler der römiſchen Vornehmen ſind ſo prunkvoll, daß man ſie für Abkömmlinge des Apicius und des Lukullus halten ſollte. Es koſtet viel, um in Rom ſo prächtig zu traktiren, weil daſelbſt alles, was zu einer feinen Tafel gehört, ſehr theuer iſt; ausgenommen Wildpret, woran auf den öden Feldern der Hauptſtadt der Cäſaren ein Ueberfluß iſt. Es iſt alſo natürlich, daß die Römer nicht gern ſehen, wenn man ihnen ſagt: Ich eſſe heut zu Mittage bei Ihnen. Die Etikette verpflichtet die Römer, Erfriſchungen bei ihren Aſſembleen vorzuſetzen. Dieſe ſind köſtlich, und werden im Ueberfluſſe gereicht. Das Gefrorne iſt in Geſtalt von Obelisken. In den Kaffeehäuſern bekommt man für ſechs Ba-

jocci eine Pyramide von Gefrornem dreimal hö- her wie in Paris, und viel beſſer zubereitet. Der einzige Unterſchied zwiſchen dem Gefrornen, welches man in Rom und in Neapel kauft, be- ſteht in der Reinlichkeit, und der Vergleich fällt ganz zum Vortheile des erſtern aus, wo die Aufwärter in den Kaffeehäuſern ganz beſon- ders abgeſchliffen und höflich ſind.

Die Gegenwart von drei oder vier Kardi- nälen iſt in einer Aſſemblee ſehr beſchwerlich für die Zuſchauer. Dieſe Eminenzen gehen un- abläſſig auf und ab; man muß ihnen den Platz überlaſſen, ſie auf jeden Schritt grüßen, und ſich wohl in Acht nehmen, daß man nicht auf die Schleppe ihrer weiten Kleidung tritt. Die ſie umgebenden Prälaten gehen gebückt, und gleichen nicht übel den Polypen, die allenthal- ben wimmeln, und jeden ihrer Theile immer neu erzeugen. Die römiſche Höflichkeit erfor- dert, daß man jeder Phraſis, welche aus dem geweiheten Munde der Eminenz, die einen wür- diget ihn anzureden, hervorgehet, mit lautem Beifalle ſchmeichle.

Die Römer ſind nur in der Geſchichte ihres Landes und der der ſchönen Künſte bewan- dert. Von dieſen letztern haben ſie insgeſammt allgemeine Kenntniſſe, und wenigſtens die No- menklatur inne. Alle werfen ſich als Beſchüz- zer, als Liebhaber derſelben auf, obſchon in der That der größre Theil nur ſehr oberfläch- liche Kenntniſſe davon hat. Der Prinz Borg- heſe gehört nicht zu dieſen. Er kennt ſehr gut den Werth deſſen, was er beſitzt, und er beſitzt

eines der ſchönſten Muſäen in Rom, und vielleicht in ganz Europa.

Die Römer haben gar keinen Begriff von mühſamen und nützlichen Wiſſenſchaften; und von ausländiſcher Litteratur wiſſen ſie gar nichts. Die Natur hat viel für ſie gethan; ſie ſind ihr aber in nichts zu Hülfe gekommen. Der Herzog von Cery iſt der einzige wirklich Gelehrte.

Ich habe angemerkt, daß in Rom viel geſpielt wird. Die Regierung weiß es, wagt aber nicht, dieſen Mißbrauch abzuſtellen. Viele Menſchen richten ſich dadurch zu Grunde; den Raub, den man den Fremden abnimmt, theilt man ſich am liebſten.

Bürgerliche Geſellſchaften ſind angenehmer. Dieſe Mittelklaſſe iſt unterichteter; man findet darin die alleranziehendſte Treuherzigkeit. In den Häuſern der Bürger ſiehet man ſehr hübſche Frauenzimmer, deren zuvorkommendes artiges Weſen ungemein gegen den ſteifen Hochmuth der vornehmen Damen abſticht.

Der berühmte Mengs.

Die Geſchichte eines Mannes von Genie iſt immer intereſſant, weil ſie mit den Begebenheiten und Sitten ſeines Vaterlandes und Zeitalters in nothwendiger Verbindung ſteht. Die von Mengs enthält Umſtände, welche in den Plan dieſes Werks eingreifen.

Raphel Mengs wurde zu Außig in Böhmen gebohren. Sein Vater war aus Dännemark, und von August III. nach Dreßden beru-

ſen worden, wo er ſich niederließ. Er war ein Mahler, und ſein gröſstes Verdienſt war, der Vater desjenigen zu ſeyn, der den Innhalt dieſes Kapitels ausmacht.

Dieſer Mann hatte mehrere Kinder, die er mehr als Tyrann als wie ein Vater behandelte. Nie erſchienen ſie öffentlich; und die Lehren, welche er ihnen gab, verband er mit ſolchen Mißhandlungen, daß die Natur ſich in Abſicht des Raphaels erſchöpft haben muß, ihn zum größten Mahler ſeines Zeitalters zu bilden. Niemand in Dreßden wußte von der Exiſtenz dieſer unglücklichen Opfer. Sie würden vermuthlich in den Stuben oder vielmehr Gefängniſſen, worin ſie aufbehalten wurden, umgekommen ſeyn, hätte es der Zufall nicht anders gewollt.

Mengs wohnte einſt einem Konzerte bei. Ein berühmter Tonkünſtler ſang ſo bezaubernd, daß dieſer bis zur Wildheit rohe Menſch davon gerührt wurde. Er gieng an den neuern Orpheus heran, der mit Vergnügen die Wirkung ſeines Talentes bemerkte, und bat ihn, noch einmal zu ſingen: »Ich will es gern, ſagte der Sänger, aber mit dem Bedinge, daß Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, um die ich Sie bitten werde.« Mengs ahndete nicht, was geſchehen würde, und ſagte es zu. Daß Sie nemlich ſo gut ſeyn wollen, ſagte der menſchenfreundliche Mann, der zufällig einige Nachricht von dem häuslichen Betragen dieſes grauſamen Vaters bekommen hatte, mir zu erlauben, daß ich das Stück, welches Sie ſo gern noch einmal hören wollen, in Gegen-

wart Ihrer geſammten Familie wiederhole. Und nur das wünſche ich in Ihrer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung bei meiner Gegenwart verändert zu finden. Ich will Ihre Kinder ſehen, und ſie ſollen Theil an dem Vergnügen, daß Sie genoſſen haben, nehmen. Der erſtaunte Mengs wagte weder zu läugnen, daß er Vater ſey, noch was er einmal verſprochen hatte, abzulehnen; und dieſer Tonkünſtler, der ſeine Abſichten hatte, führte verſchiedne Perſonen noch mit zu ihm, welche dieſe jungen Kinder in einem Zuſtande von Schüchternheit und Niedergeſchlagenheit, der ſchwerlich zu beſchreiben iſt, fanden.

Die Stadt, und bald nachher der Hof von Dreßden, erfuhren dieſe Anekdote. Der König von Polen verlangte dieſe Familie zu ſehen, und da Raphaels Bildung ihm gefiel, verſtattete er ihm den Zugang zu ſeiner Bildergallerie. Als der junge Menſch die prächtigen Muſter der Kunſt, die er vergötterte, ſah, und beſonders die Nacht, von Correggio, glaubte er in eine andre Welt verſetzt zu ſeyn, und er fühlte ſich von dem Genius der Künſte begeiſtert. Von dieſer Zeit an übertrafen ſeine Fortſchritte alle Erwartung der Kenner. Da er nun, ohne die Ruthe fürchten zu dürfen, ſeinem Hange folgen durfte, nahm er ſeinen Weg nach Italien, kam in Rom an, wo das Studium der Werke Raphaels von Urbino ſeinen Geſchmack läuterte, und ſeinen Pinſel führte. Bald nachher wurde er wegen des Reichthums und der Zierlichkeit ſeiner Kompoſition bewundert. Als er einſt auf der Straße

einer jungen Perſon von mehr als menſchlicher Schönheit begegnete, verlangte er ſie von ihren Eltern, um Modell zu ſtehen. Dieſe, obgleich nur arm, entſchloſſen ſich nicht leicht dazu, und endlich nur unter der Bedingung, daß ihre Mutter ſie in allen Sitzungen begleiten dürfe. Der junge Künſtler ließ ſich das gefallen, und bald durchglühete das Feuer ſeiner Imagination auch ſein Herz. Die Armuth des Mädchens, ihre Anhänglichkeit an die katholiſche Religion, ſchreckten ihren Liebhaber nicht ab, der nicht anſtand, ihr ſeine Anſprüche und ſeine Religion zum Opfer zu bringen. Er wurde katholiſch, heirathete, und nun überließ er ſich ruhiger und ungetheilt den Eingebungen ſeines Genie's.

Er wurde nach Madrid berufen, von dem dortigen Hofe mit Ehrenbezeugungen und Geſchenken überhäuft, und kam endlich zurück, um in dem von ihm erwählten Vaterlande zu ſterben. Keine Laſter, wenig Fehler, viele Tugenden, dies war Mengs Karakter, von ſeiner Kindheit bis an ſein Grab. Er ſtarb in ſeinem zwei und funfzigſten Jahre. Eine durchgängige Erſchöpfung, welche er ſich durch anhaltende Arbeit zugezogen hatte, raubte ihn ſeinen Freunden und Bewunderern. Einige Monate vor ſeinem Ende wurden ſeine Freunde, durch häufige Abweſenheiten ſeiner Vernunft, auf dieſen Verluſt vorbereitet. Er war ganz abgeſtumpft, und in dieſer Lage vergoß er oft Thränen, und klagte, er hätte keinen Freund mehr auf der Welt. Ach! ſagte er mit innig durchdrungene Tone zu dem Ritter

von Azara, der ihn nicht verlaſſen hate: »Sie verlaſſen mich auch! Sie waren mein Feund, und ſind es nun nicht mehr! Seine Grille war, alle Augenblicke ſeine Wohnung zu verändern. Seine Kinder, und alle ſeine Bekannte waren nur immer geſchäftig, ihm Wohnungen aufzuſuchen. Man ſchrieb dieſe große Abſtumpfung einem Getränke zu, welches ihm einer von den, unter der Benennung Alchemiſten bekannten Quackſalbern gegeben hatte. Dieſer hatte ſich ſeines Zutrauens bemächtigt, und ihn in ſeine ſogenannte geheime Künſte eingeweihet. Allein ich denke, die wahre Urſache einer ſolchen Abnahme ſey dem Uebermaße ſeiner Arbeitſamkeit zuzuſchreiben, und daß das Uebel ſchon geſchehen war, als Raphael ſich in die Schimären der Alchemie einließ.

Der letzte Lebenstag dieſes den Künſten theuren Mannes wurde durch eine Sonderbarkeit bezeichnet, welche Azara jedermann hat wiſſen laſſen. Er befand ſich bei dieſem ſterbenden Freunde, und da er ihn ängſtlich einen Jeden, der ins Zimmer trat, fragen hörte, ob ſie eine anſtändige Wohnung für ihn gefunden hätten, ſagte er zu ihm; Mein Freund, denken Sie doch darauf, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, Sie haben nicht mehr viel Zeit dazu übrig. Raphael wendete ſich jetzt an Azara, wie einer, der plötzlich aus einem tiefen Schlafe erwacht, und antwortete: Ach mein lieber Azara! daran erkenne ich meinen Freund wieder. Ja ich fühle es, daß

meine Auflöſung herannahet. Ich habe nichts in Ordnung zu bringen. Sie kennen meine Umſtände, Sie waren immer mein Freund, nehmen Sie ſich meiner Familie an. Azara verſprach es und hielt Wort. Einige Stunden nachher ſtarb Mengs.

Sobald er todt war, bemächtigte ſich der Kardinal Gaetani eines beinahe vollendeten Gemäldes. Azara wurde darüber aufgebracht, und begegnete dem Kardinal mit aller Verachtung, welche ihm dieſe Handlung eingab, und mit allem Stolze eines Geſandten des Königs von Spanien. Er forderte dieſes Portrait im Nahmen ſeines Herrn zurück, und der Herzog von Sarmiento machte, ſo viel dies möglich war, ſeines Bruders Fehler wieder gut, indem er den Erben funfzig Louisd'or zuſandte. Azara erhielt vom Papſte, daß der Auditor der Rota dazu ernannt wurde, die Aufſicht bei dem Verkaufe der Sachen ſeines Freundes zu haben. Er gab ſich alle Mühe, ſie durch Konkurrenz auf ſchickliche Preiſe zu ſteigern. Die Kaiſerinn von Rußland gab ihrem Reſidenten in Fraukreich den Auftrag, ihr Gemälde, Zeichnungen, Skizzen, und andre ähnliche Dinge, bis auf vierzehntauſend Thaler werth zu erſtehen. Das Uebrige der Verſteigerung betrug zwölf tauſend Thaler. Die Söhne dieſes berühmten Künſtlers nahmen ſpaniſche Dienſte, und die Töchter erhielten eine dem Vermögen der Brüder angemeſſene Ausſtattung. Azara beſorgte Mengs Leichenbegängniß, welches prächtig war. Man errichtete ihm ein Grabmal im Pantheon,

und ſeine Aſche ruhet bei der Aſche berühmter Männer.

Dieſer Auszug aus Raphael Mengs Leben dient, die Rechtſchaffenheit des Ritters Azara, und das Anſehen, welches dieſe mit Feſtigkeit verbundene Rechtſchaffenheit über den eingeengten Geiſt der Eminenzen gewonnen hatte, ins Licht zu ſetzen. Wir müſſen bemerken, daß eben dieſer Azara der Baumeiſter ſeines Glückes ſelbſt iſt. Durch die Menge ſeiner Talente und durch ſein großes Verdienſt beſiegte er das Vorurtheil. Möchte zum allgemeinen Beſten dies Beiſpiel nachgeahmt werden! Möchte das ächte Verdienſt ſtets über die Zufälligkeit einer hohen Geburt ſiegen! Der einzige ſchätzbare Adel iſt der Seelenadel.

Die Vorſtellung, oder die wirkliche Komödie.

Lebten wir noch in den glücklichen Zeiten, wo die nekromantiſchen Künſte ſo ſchöne Dinge bewirkten, wo durch den Schlag einer Gerte ein Menſch von einem Ende der Welt ins andre verſetzt wurde, und ein Chineſe hätte auf dieſe Weiſe ſeine Reiſe nach Rom ganz bequem zurückgelegt, er käme aber in Rom eben zur Zeit der feierlichen Einführung eines Papſtes an, ſo würde er den oberſten Beherrſcher aller Potentaten zu ſehen glauben. Wohnte er der Sitzung des Konſiſtoriums bei, wenn die Sachwalter dem europäiſchen Lama die Subjekte zur Beſetzung der erledigten

Biſsthümer vorſchlagen, ſo würde er denken, die Monarchen flehten um ſeine Gnade. Der bei dieſen Gelegenheiten übliche Stil, den noch keine Macht den Muth hatte abzuſchaffen, iſt die Sprache der Erniedrigung, und beſchimpft das achtzehnte Jahrhundert.

Bei gewiſſen Feierlichkeiten, und wenn der Papſt in der Peterskirche adminiſtrirt, wird er auf einem Seſſel bis in die Kirche getragen; vor ihm, neben und hinter ihm, gehen Schweizerwachen, ſchwer bewaffnet, und leichte, prächtig gekleidete Truppen her. Zwei große Fächer von weißen Pfauenfedern wehen ihm von beiden Seiten friſche Luft zu, daß der Knecht der Knechte Gottes leichter athme. Adminiſtrirt er in einer entferntern Kirche, ſo fährt er dahin mit dem nehmlichen Gefolge, begleitet von den in Rom reſidirenden Kardinälen, und einer Menge Prälaten, die zu ſeinem Hofe gehören, oder dazu gehören möchten. Dann ſetzt er ſich erſt an der Kirchthüre auf ſeinen Stuhl; und ich begreife nur nicht, daß es Seiner Heiligkeit noch nicht einfiel, ſich ſogar auf dem Altar ſelbſt ausſtellen zu laſſen. Erinnert dieſer orientaliſche Pomp an die letzten Kalifen von Bagdad, ſo muß man ſich auch ihres Falls erinnern. Die Aehnlichkeit iſt auffallend, und die Kataſtrophe kann es auch werden. Dem ſey wie ihm wolle, der hochmüthige oberſte Prieſter nimmt bei ſolchen Gelegenheiten die Anbetungen des großen Haufens an, bei welchem dieſes ſo oft wiederhohlte Schauſpiel immer noch eine unſinnige Freude erregt.

Die von der Eitelkeit angeordneten Kniebeu-

gungen, welchen der Schwachſinn ſich unterwarf, und die nun die Länge der Zeit geheiligt hat, welche nur zu oft Mißbräuche in Geſetze umſchuf, werden während dem Meßopfer ſo oft wiederhohlt, daß man glauben ſollte, ſie machten einen Theil des Altardienſtes aus, wenn man nicht gewiß wüßte, daß von ein und ſiebenzigen sechs und vierzig die Perſon des Papſtes gölten. Da kann man doch wohl ſagen, daß er in Rom die Gottheit iſt, der man Weihrauch ſtreut. Dieſe, Gott allein gebührende Verehrung empört die Römer im geringſten nicht. So geneigt ſie übrigens auch ſind, das Betragen der Päpſte zu tadeln, beobachten ſie doch dieſe unanſtändige Verehrung mit einer Regelmäßigkeit, welche eben keinen ſonderlichen Begriff von ihrer Urtheilskraft giebt.

Der Philoſoph, welcher dieſem Schauſpiele beiwohnt, ſeufzt über die lange Dauer dieſer frommen Poſſe. Es verdrießt ihn, Menſchen ſich vor ihres Gleichen beugen, und ihm in der demüthigſten Stellung ein Stück ſeines kirchlichen und oberprieſterlichen Gewandes überreichen zu ſehen. Man muß ſagen, daß Pius VI. treflich dieſe ermüdende Rolle einer ſo komiſchen als thörigten Vorſtellung aushält. Ein trefliches Mienenſpiel, eine edle Geſtalt, ſein Wuchs, ſein würdevolles Anſehen, dies alles verſtärkt die allervollſtändigſte Täuſchung.

Bei der Kumunion nahet ſich nicht der Vikarius Chriſti, den er beſcheidentlich ſich anmaßt vorzuſtellen, ſeinem himmliſchen Herrn, ſondern der Chriſtus ſelbſt wird gezwungen, dem Vikarius entgegen zu kommen. Auf ſeinem

Throne ſitzend, ſaugt der Papſt, durch eine goldne Röhre, das Blut des Lammes an ſich. Während dies geſchiehet, ſtellen ſich einige Schreiber der apoſtoliſchen Kammer vor Seine Heiligkeit hin, zünden etwas Werg an, und ſagen dabei: Heiligſter Vater, ſo vergehet dieſer Welt Herrlichkeit! Dieſer wiederhohlte Ausruf hat bis jetzt nichts auf die Nachfolger der Apoſtel bewirkt. Hochmuth, Bitterkeit, Liſt, dies iſt der Karakter, den ſie in dem Augenblicke, da ihre Stirn die dreifache Krone berührt, annehmen.

Dieſe Vorſtellung hat noch Thorheiten an ſich, die weit lächerlicher ſind, als ich ſie eben beſchrieben habe. Um vor dem Vater der Gläubigen erſcheinen zu dürfen, muß man in dem Vorzimmer den Degen, Stock, Hut und Handſchuh zurücklaſſen; man muß ſich ferner der erniedrigenden Ceremonie des Fußküſſens unterwerfen. Es iſt wahr, auf dem Pantoffel iſt eine ſtrahlende Sonne, das Sinnbild der Hoſtie, geſtickt. Aber dieſe Liſt iſt minder ſinnreich als die eines Doge von Venedig.*) Im

*) Auf der Mütze des Doge iſt ein Kreuz, und zwar iſt es bei folgender Gelegenheit darauf gekommen. In Venedig iſt der Gebrauch, das Haupt zu entblößen, wenn man den Doge anredet. Dandola hatte einen zwei und achtzigjährigen Vater. Dieſer Greis meinte, die Würde eines Doge hebe das Verhältniß als Sohn nicht auf, und er ſey dem Doge keine Ehrfurchtsbeweiſe ſchuldig; aber um nicht gegen das Geſetz zu handeln, ging er in der ſtrengſten Kälte mit dem bloßen Kopfe. Der Doge ſetzte ein Kreuz auf ſeine Mütze, und der Greis, der es in einem Augenblicke ſah, in dem er nicht auf ſeiner Hut

J. 1774 ſiegte der deutſche Stolz über die italieniſche Liſt. Der Fürſt Lobkowitz, General über Marien Thereſiens Kriegsheere, hielt ſich mit ſeinen Truppen in der Gegend von Rom auf, und wünſchte den Pabſt zu ſehen. Man ſagte ihm im Voraus dies Ceremoniel; aber er behielt die ſeiner Nation eigne Kaltblütiakeit, und ſchien nicht zu verſtehen, was ihm in italieniſcher Sprache geſagt wurde, obgleich er dieſe Sprache ſelbſt ſehr gut redete. Er kam bewafnet, und ließ bei der erſten Verbeugung Hut und Stock fallen. Der Papſt lächelte und befahl den Kammerſchreibern, es aufzunehmen, und dem Fürſten wiederzugeben. Er fügte hinzu: »Die Befehlshaber der Armeen laſſen den Hut und Kommandoſtaab nie von ſich.«

Stephan Brandi.

Die ſicherſte Empfehlung, die man bei Pius VI. haben kann, iſt die ſeines Kammerdieners. Stephan Brandi heißt dieſer glückliche, faſt hätte ich geſagt, geweihete Sterbliche. Er kennt den Karakter ſeines Herrn vollkommen, ſeine Fehler, ſeine Schwächen, und weiß dieſe und jene gut zu benutzen. Die Toilettgeſchäfte Seiner Heiligkeit ſind ihm beinahe ausſchließend übertragen, und kein Theil derſelben wird vernachläſſigt. Bei jeder ihm obliegenden Pflicht — und dieſe ſind ſo zahlreich,

war, grüßte ihn, indem er ſagte: Nicht meinem Sohne erzeige ich dieſe Ehre, ſondern dem Zeichen unſers Heils gilt ſie.

ſo ins Kleine gehend, als die Dienſte bei der vollſtändigſten Stutzerinn, unterläßt er nie, die Reize Seiner Heiligkeit herauszuſtreichen, und zu verſichern, daß ſie den Ornamenten mehr Glanz verleihen, als dieſe ihnen geben können. Dieſe, die Toilette betreffende Geſchicklichkeit, dieſe Lobpreiſungen, die kein Ende nehmen, ſind bei dem heiligen Vater nicht die einzigen Verdienſte des Brandi; er iſt auch noch der heimliche Agent, der auf Befehl den Verkauf der Pfründen und erledigten Aemter negocirt.

Es iſt vorauszuſetzen, daß Brandi ſich ſelbſt bei dieſem Handel nicht vergeſſen wird. Wenn er die Angelegenheiten ſeines Herrn beſorgt, beſorgt er die ſeinigen zugleich mit.

Ich glaube dem Leſer einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich ihm einen Auszug aus dem Toilettengeſpräche des heiligen Vaters mit Brandi mittheile.

Brandi.

Wiſſen Eure Heiligkeit, daß eine Stelle erledigt iſt?

Papſt.

Ja! Wem werden wir ſie geben?

Brandi.

Sie ſteht dem . . . . an. Er iſt nicht reich, iſt aber immer ein eifriger Anhänger des Hauſes Oneſti geweſen, er iſt ein ziemlich guter Teufel, und . . .

Papſt.

Ach ich verſtehe, er wird vermuthlich erkenntlich ſeyn?

Brandi.

Das denke ich; aber das iſt noch nicht alles.

Papſt.

Weiter.

Brandi.

Der Prinz von . . . bittet um eine Gnade, welche den Glanz ſeines Hauſes vermehrt. Es will nicht viel ſagen, wenn man betrachtet, wie hoch er dieſe Gefälligkeit anſchlagen will.

Papſt.

Aber . . . .

Brandi.

Der Neffe Ihrer Heiligkeit geht halb Part. Alſo keine Schwürigkeit, er und ich ſind dabei intereſſirt. Das Publikum . . .

Pabſt.

Wird böſe auf Dich ſeyn.

Brandi.

Diesmal wird das Publikum ſtill ſeyn. Er iſt ein guter Menſch. Wäre dies nicht, ſo wiſſen Eure Heiligkeit, was für eine Summe er mir auch geboten hätte, würde ich mich nicht in dieſe Angelegenheit eingelaſſen haben.

Papſt.

Ich bewillige Dir dieſe Stelle. Aber du weißt, daß meine Finanzen. . . .

Brandi.

Morgen, wenn Eure Heiligkeit aufſtehen, finden Sie auf Ihrer Toilette was ſie bedürfen. Sie können ſich auf meine Treue verlaſſen.

Papſt.

A propos! Der General der . . . iſt ſehr häßlich. Er kann ſich gar nicht präſentien. Die

Wahl, die Du mich haſt machen laſſen, wird nicht allgemein gebilligt.

Brandi.

Wer iſt der Mann, den Sie nicht verdunkelten? Wen Sie auch zu wählen für gut finden, wo giebt es einen, der Ihnen verglichen, werden könne? Weſentlich iſt es, daß dieſer Mann ſehr für Sie taugt; daß die Klöſter ſeines Ordens Ihnen blindlings unterworfen ſind, und daß der Einfluß, welchen ihnen Ihr geiſtlicher Rock auf die Gewiſſen giebt, Ihr ſchwankendes Anſehen erhalte; beſonders in den Ländern, welche von den ruchloſen Maximen jenes ultramontaniſchen Atheiſtenhaufens angeſteckt ſind, die der Antichriſt losgekettet hat, Ihnen zu ſchaden.

Brandi ſorgt bei jedem Handel der Art, daß ſeines Herren Ehre geſichert ſey. Der Neffe protegirt, und Brandi ſchlägt vor! Die Theilung geſchieht nachher, je nachdem dieſe drei es verabredet haben, die zu geſcheut ſind, um ſich zu veruneinigen. Brandi iſt unſtreitig der klügſte von dieſen Triumvirs neuerer Gattung. Er iſt eigennützig, aber kein Kundſchafter, kein Angeber. Er trägt ſeinem Herrn nie etwas zu, daß dieſen kränken, oder jemanden zu Grunde richten könnte. Auf einem Poſten, der ſo viel Neid erregen, und ihm Feinde zuziehen muß, hat er dieſe durch ſeine Mäßigkeit in Schranken gehalten und oft die Verbindungen jener zerſtöhrt. Er weiß mit Klugheit den ſchicklichen Zeitpunkt zu wählen, und er fordert von Seiner Heiligkeit, was er gern durchſetzen möchte, nur erſt, nachdem er die Laune

des Tages ausgeforſcht hat. Auch weiß er die Verachtung, welche ihm der Prinz Neffe einflößt, klüglich zurückzuhalten, und ſteht ſehr bei dieſem in Gnaden, ohne jedoch vor ihm zu kriechen. Er hat ſein ganzes Geſchütz gegen den Papſt gerichtet, dem er ſo nothwendig, wie die Luft die er einathmet, geworden iſt.

Ich habe mit dieſem ſonderbaren Manne ein halbes Stündchen verplaudert. Seine Geſtalt und ſein Betragen iſt gemein; aber ſein Kopf iſt es nicht. Ich habe ihn von Mönchen umgeben geſehen, welche ihm ſolche Beweiſe äußrer Ehrfurcht gaben, die ſich von denen, die ſie dem Papſte ſelbſt bezeigen, wenig unterſchieden. Die vornehmen Prälaten, ſelbſt die Kardinäle beſuchen ihn. Er nimmt ſie ohne Hochmuth, aber auch ohne zu kriechen auf. Ihm verdankt der Kardinal Duguani die Nunciatur in Frankreich; und nur dieſe mächtige Vorſprache war im Stande, ſie ihm zu verſchaffen. Ich weiß nicht ob er ſie bezahlt hat.

Brandi iſt ſehr reich. Er wohnt ſehr gut, iſt prächtig eingerichtet, und ſeine Zimmer ſind voll köſtlicher Sachen, die ihm geſchenkt worden ſind. Es iſt Gewohnheit in Rom, noch irgend ein Geſchenk dem Gelde, ſo man giebt, beizufügen. Die Künſte rechnen ihn unter ihre Gönner, und wahrſcheinlich verdankt er dieſer Gönnerſchaft die köſtlichen Sachen, die er beſitzt. Dem ſey wie ihm wolle, da die Päpſte von je an ihre Lieblinge hatten, ſo trifft es ſich ſehr glücklich, daß dieſer bei einigen Fehlern auch Tugenden beſitzt, von welchen ſo manches der Weſen nichts weiß, welche ſich vom Schweiß

der Armen mäſten, und ſich auf Koſten der Wittwen und Waiſen bereichern.

Der Kardinal Franziskus Albani.

Er iſt der Dechant des heiligen Kollegiums. Er iſt zwar alt, allein er hat dieſen Titel ſchon lange, welcher, ohne auf Alter Rückſicht zu nehmen, der Priorität der Aufnahme zu Theil wird. Dieſer Kardinal iſt ein Neffe des berühmten Kardinals Alexander Albani, und erhielt den Kardinalshut, als er beinahe noch ein Kind war. Er iſt ein harter, beinahe roher Mann. Sein Grundſatz iſt: man muß nie verzeihen, und Hinrichtungen ſind nöthig, um durch Beiſpiel das Uebelwollen eines Feindes in den Schranken zu halten. Sein Ton, ſeine Manieren, ſeine Reden, entſprechen vollkommen ſeinen Grundſätzen. Die Waffen, die man in ſeinen Zimmern ſieht, ſind nicht immer müßig geweſen, und ſie waren es zu der Zeit noch nicht, als ich ſie ſah. Uebertrieben rachſüchtig, hatte er immer Bravo's im Solde, welchen er ſeine Rache auftrug. Er beſchützt die Meuchelmörder, und nimmt ſie unter ſeine Hausgenoſſen auf, damit ſie ſogleich bereit ſind, ſeine blutdürſtigen Befehle auszurichten. Sein Geiz kommt ſeiner Härte gleich, ſeine Protektion iſt für Geld feil, und ſein Pallaſt iſt der Schutzort der Bankerutirer und der Meuchelmörder. Seine Sitten ſind ſo verſchrien, daß die Bedienten, die er ſeiner Dienſte entläßt, in Rom bei keiner Herrſchaft wieder ankommen können; ein ſolcher Menſch muß

ſein Vaterland verlaſſen, um ſeinen Lebens-unterhalt zu finden, oder er vermehrt die Menge der Banditen.

Dieſer Kardinal hat den Römern verſchiedenemal den ärgerlichen Auftritt, und das unſelige Beiſpiel gegeben, daß er durch einen von ihm veranſtalteten Auflauf den Sbirren diejenigen, welche zum Schwerdte der Juſtiz verurtheilt waren, entreißen ließ. Unter der Oberherrſchaft eines ſchüchternen Papſtes, der ſich ſelbſt bewußt iſt, nicht untadelhaft zu ſeyn, überläßt ſich dieſer Kardinal ganz furchtlos Ausſchweifungen, welche ihm ſeine nie beſtrittne Leidenſchaften eingeben.

Ich kann dieſen Artikel, der mich nicht beſchäftigt haben würde, wenn er nicht Bezug auf die Fehler der prieſterlichen Regierung hätte, ich kann dieſen Artikel nicht beſchließen, ſage ich, ohne den Geiſt des Leſers bei dem Karakter des Kardinals Alexander Albani ausruhen zu laſſen, der ein Onkel des verabſcheuungswürdigen und verabſcheuten Franziskus iſt.

Dieſe Eminenz ſtand bei dem ſogenannten heiligen Kollegium in großem Anſehen. Er hatte den ehrenvollen Beinahmen: Beſchützer des deutſchen Reiches, verdiente ihn auch durch die Dienſte, die er demſelben leiſtete; und zwiſchen ihm und den übrigen Kardinälen blieb immer eine große Lücke. Künſte und Wiſſenſchaften verlohren an ihm, als er ſtarb, einen aufgeklärten Mecän. Allgemeine Achtung folgte ihm bis ins Grab, und ſein Andenken iſt allen rechtſchaffnen Leuten theuer. Geliebt von ſeines Gleichen, von den Päpſten hochge-

achtet, die ſich immer beeiferten ihn auszuzeich= nen, vom Volke angebetet, regierte er wirklich in Rom; und da ſeine Herrſchaft von ſeinen Tugenden herrührte, war ſie auch unerſchüt= terlich wie dieſe.

Er war ſehr gelehrt in der Medaillenkenntniß, und ſo eingeweihet als er in dem Studium des ſchönen Alterthums war, hinderte ihn der Ver= luſt ſeines Geſichts nicht, die Medaillen zu un= terſcheiden. Sein feiner Geſchmack, ſeine auser= leſene Beurtheilung erſetzten ihm die bei andern Menſchen ſo unentbehrliche Fähigkeit. Zwanzig Jahre hindurch war er das Orakel bei allen Erörterungen über die Natur, Vollkommenheit und Gattung der Gemmen, und über das Al= terthum der ausgegrabenen Monumente. Sei= ne Kenntniſſe waren ſo ausgebreitet, ſein In= ſtinkt — wenn man ſo ſagen kann — ſo ſicher, daß, wenn er nur einigemal mit der Hand über das, was man ihm vorhielt, gefahren war, er ſehr richtig die Klaſſe angab, worun= ter es gehörte, oder das Jahrhundert, worinn es gemacht war. Für Wiſſenſchaft und Gelehr= ſamkeit gebohren, kultivirte er ſie, ohne ſie zu erlernen. Albani war gleich der Biene, welche den Saft aus den Blumen ſaugt, die ſie um= flattert. Man hat mich verſichert, daß, als er acht Unterredungen mit Montesquiou gehabt hatte, er im Stande geweſen ſey, über die Werke dieſes berühmten Mannes ſo zu ſpre= chen, als ob er ſie Zeit ſeines Lebens ſtudiert hätte. Dies war mit die Wirkung ſeines ſtar= ken Gedächtniſſes, welches ihm bis an ſein En= de getreu blieb.

Sein Haushofmeiſter, den er ſcherzweiſe Markus Agrippa hieß, begleitete ihn allenthalben. Die Blindheit, die ihn befallen hatte, hinderte ihn nicht, die Honneurs ſeines Hauſes zu machen. Wenn er Damen bei ſich aufnahm, reichte er ihnen die Hand, und Markus führte ihn. Ihm war es genug, daß ſie ihm bei ihren Nahmen gemeldet wurden, um einer jeden, ihrem Range und Alter angemeſſen, etwas ſchmeichelhaftes zu ſagen. Die Art ſeiner Geſchäfte wirkte nie auf ſeine Laune; er verband die Artigkeit eines Weltmannes mit den gelehrten Kenntniſſen, und vermied jedes gelehrte Geſchwätz; welches auch immer aus guter Geſellſchaft verbannt ſeyn ſollte.

Albani war ein großer Verehrer der Frauenzimmer geweſen. Alle, die ſeines vertrauten Umganges genoſſen hatten, waren liebenswürdiger durch ihn geworden. Viele vornehme Römer verdankten ihm eine beſſere Erziehung, als ſolche, welche ihnen beſoldete Erzieher gaben. Er bildete berühmte Künſtler, unter welchen man Winkelmann nennen kann.

Ob er gleich reich war, nahmen der Unterhalt ſeines Hauſes, und ſeine Phantaſieausgaben ſeine Einkünfte ſehr weg; ſo daß er oft in beunruhigender Geldverlegenheit war. Dann ließ er den treuen Markus rufen, der durch ſeine geiſtreichen Einfälle die verſtimmte Laune ſeines Herrn wieder ins Gleichgewicht brachte. Hier iſt einer, der ihm gefiel, ob er gleich einen Tadel ſeines Privatlebens enthielt. Er liebte die Markiſe Cheruſini, und machte ihrentwegen große Ausgaben. Einſt, als er ein

köſtliches Stück kaufen wollte, fehlte es ihm an Gelde dazu, und er ließ dem Markus ſeine Betrübniß darüber merken, der ihm ein Mittel angeben ſollte, ſeine Luſt zu dieſem Handel mit den Umſtänden ſeines Geldbeutels zu vereinigen. Nichts iſt leichter, als Eure Eminenz zu befriedigen, ſagte dieſer Mann. — Aber ich habe kein Geld. — Sie ſollen gleich etwas bekommen. — Du willſt borgen. — Nein; Euer Eminenz ſind zu vorſichtig, um dieſen Weg einzuſchlagen, beſonders wenn die Rede von einer bloßen Phantaſie iſt. — Nun denn, ſag' an, Markus, wie willſt du's machen? — Es iſt genug, wenn ich Ihnen einen einzigen Bajocco ſchaffe. *) — Ein Bajocco! Du biſt nicht geſcheut, mein lieber Markus. Im geringſten nicht, Monſignor; ich will es Ihnen beweiſen. Für einen Bajocco kaufe ich ein Scheit Holz; dieſes Scheit Holz angezündet und in irgend einem Winkel des Pallaſtes Cheruſini gut angebracht, wird derſelbe, da er einzeln ſteht, bald aufgezehrt ſeyn. Welch ein Gewinnſt für Eure Eminenz! Die Summen, welche Sie täglich zum Unterhalte derer, die ihn bewohnen, verſchwenden, werden in ihrem Schatze bleiben, und Euer Eminenz werden nicht mehr in Verlegenheit gerathen, wenn Sie etwas zu kaufen wünſchen. Der Kardinal fühlte den Stich; aber dieſe Wendung ſchien ihm ſo drolligt, daß er ſie herzlich belachte. Das Apropos dieſer Poſſe zu verſtehen, muß man wiſſen, daß die ſchöne Markiſe damals die Fa-

*) Eine kleine römiſche Münze, die zehn franzöſiſche Deniers werth iſt.

voritſultaninn des Kardinals war, und ihm viel koſtete. Der treue Diener ergriff dieſen Zeitpunkt, ſeinem Herrn die Inkonvenienz der ungeheuren, ſo oft wiederhohlten Ausgaben fühlen zu laſſen.

Dem Kardinal Alexander Albani iſt die Idee der gänzlichen Wiederherſtellung der Statuen zu verdanken. Vorher unterſuchte man die Statuen, wenn man irgend einen glücklichen Fund gethan hatte, und man warf die, welchen die Köpfe fehlten, weg. Alle dieſe Steine lagen auf den Landſtraßen zerſtreut, und man brauchte ſie zum Baue, oder um Häuſer aus zubeſſern. Der Kardinal kam auf den Gedanken, dieſe Fragmente beſſer zu benutzen. Er ließ ſie in ſeinen Weinberg bringen, und in Ordnung ſtellen, ſo daß man ſich ihrer im Nothfalle bedienen konnte, um ein Ganzes daraus zuſammen zu ſetzen; welches dann oft köſtliche Werke des höchſten Alterthums ſind.

Der Prälat Stay.

Wird in Rom von Niemand, in Abſicht ſeiner Kenntniſſe und ſeines Scharfſinnes übertroffen. Mit dem Sekretariate der Breven, unter dem Pontifikate des Lambertini, beehrt, (denn in der Stadt der Cäſaren, die nun die Prieſterſtadt geworden iſt, iſt alles, was vom heiligen Vater herrührt, ehrenvoll) ſtand er dieſer Bedienung noch vor, als ich das letztemal in dieſem Theile von Italien war. Dieſer Poſten iſt vielleicht der einzige, auf den die Kabale keinen Einfluß haben kann. Nur ein, in den

Studien der geiſtlichen Geſetze ſehr bewanderte Mann, und der zierlich lateiniſch ſchreibt, kann ihn erhalten.

Dieſer Prälat Stay iſt in Raguſa gebohren, und beſitzt die volle Achtung ſeiner Mitbürger. Er iſt deſſen würdig, ſo wie des Rufes, den er ſich in der litterariſchen Welt erworben hat. Er hat es weit in der Experimentalphyſik gebracht, und würde es vermuthlich noch weiter gebracht haben, wenn ſeine Geſchäfte es zugelaſſen hätten. Sanftmuth und Freundlichkeit ſind die Hauptzüge ſeines Karakters. Seine Geſpräche ſind intereſſant und belehrend, und ich verdanke dieſem Manne, der ſo gelehrt als liebenswürdig iſt, die beſten Nachrichten vom Kirchenſtaate und der Stadt Rom insbeſondere.

Stay wird oft vom Podagra geplagt. Dieſerwegen hat ihm der Papſt auch die Pflicht erlaſſen, ihm nach dem Vatikan zu folgen, wenn er denſelben bewohnt. Er hat ſeine Wohnung im Quirinal, wo Seine Heiligkeit die ſchöne Jahrszeit zubringen. Die geſunde Luft, und die Lage gegen Mittag, machen dieſen Ort für kränkliche Perſonen ſehr zuträglich.

Ich habe mir oft vorgeſtellt, daß die erhabnen Verdienſte dieſes Prälaten ſeiner Beförderung im Wege ſtänden. Da es ſchwer geweſen wäre, ihn auf ſeinem Poſten zu erſetzen, hat man nicht für gut gefunden, ihn mit dem Purpur zu ſchmücken. Das iſt eben nicht das erſtemal, daß Regenten den Glücksſtand eines ſchätzbaren Unterthanen ihrem beſondern Intereſſe aufgeopfert haben. Solcher Egoismus

iſt in allen Zeitaltern, an allen Orten, und unter allen Regierungsformen einheimiſch; und gewiß werden es nicht die Prieſter ſeyn, welche mit dem Beiſpiele der Uneigennützigkeit vorangehen.

Er beſitzt noch in ſeinem hohen Alter alle Gedächtnißkraft ſeiner Jugend; und ſeine Schreibart, die an ſich gut iſt, nimmt noch alle, den Gegenſtänden, worüber er zu verhandeln hat, angemeßne Auſtriche an. Wenn ihm, was ich eben nicht vorausſetze, dieſes Werk zu Geſichte kommen ſollte, ſo ſollte es mir ein ungemeines Vergnügen machen, daß er das, was ihn angeht, läſe. Er würde Erkenntlichkeit und Ehrfurcht darin entdecken, welche die Wahrheitsliebe auszudrücken gebiethet.

Der Pater Jaquier.

Er lebte nicht mehr, als ich das zweitemal in Rom war. Ich hatte ihn gekannt und bedauerte ſeinen Verluſt. Er war einer der beſten Mathematiker ſeines Zeitalters. Mit dieſer Wiſſenſchaft verband er auch ſehr gründliche phyſikaliſche Kenntniſſe, Naturgeſchichte und Chemie.

Er war ein gebohrner Franzoſe, und geſellte ſich den Pater Le Sueur, einen Minimen zu ſeinen Arbeiten bei, der ſein Landsmann und Nacheifrer in den Wiſſenſchaften war. Seine ſo mannigfaltigen und gründlichen Kenntniſſe ſetzten diejenigen in Erſtaunen, welche ihn in dem Kloſter della trinitate del monte, wo er ſich niedergelaſſen hatte, beſuchten.

Jaquier hatte auf der Univerſität della Sapienzia in Rom eine Profeſſur gehabt. Sein arbeitſames Leben vermochte die Römer nicht zur Nachſicht gegen ſeine Schwachheiten, die von ſeinem Alter, und dem innigen Bewußtſeyn ſeines Werthes herrührten. Er ſtrebte nach der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen, und wußte nicht, daß man um ſie zu erlangen, ſcheinen müſſe, ſich nicht darum zu bekümmern. Zu viel Anſprüche, beſonders wenn ſie ausſchließend ſind, widerſtehen denen, an welche ſie ergehen. Jaquier hätte gern geſehen, daß von nichts als von ihm geſprochen würde. Sobald man aufhörte, ſich mit ihm zu beſchäftigen, glaubte er vergeſſen zu ſeyn. Er ergoß ſich in Klagen über den Undank der Menſchen, und richtete ſie ohne Unterſchied an jeden, der ihm in den Weg kam.

Der Kardinal Bernis ſchätzte, liebte, bedauerte und ertrug ihn. Einſt, als das ewige Geſchwätz wieder kein Ende nahm, und Jaquier der Eminenz wieder eine Menge ſchwerer Vergehen vorgeworfen hatte, welche alle in einem anſcheinenden Nachlaſſen der ausſchließenden Achtung, auf welche er Anſpruch machte, beſtanden, ſagte ihm der Kardinal: »Mein würdiger Landsmann, hören Sie mich an! Ich liebe und ehre Sie; aber ich kann Ihnen das nicht jeden Augenblick auf eine fühlbare Art beweiſen. Sie wiſſen, welche Pflichten der Poſten, den ich hier bekleide, mir auflegt. Wenn Fürſten und Fremde vom erſten Range mir die Ehre erzeigen, auf meine Einladung zu erſcheinen, ſo iſt es ganz natürlich, daß ich mich mit ihnen

beſchäftige. Alle Aufmerkſamkeit gebührt dann ihnen; und in der Zeit muß der Mann, den ich innerlich vorziehe, ſich als meinen Hausgenoſſen anſehen, und keine Diverſion fordern, welche eine Unhöflichkeit wäre. Allein, um doch die Pflichten der Geſellſchaft mit der Empfindlichkeit, welche Ihre Klagen veranlaßt, zu vereinigen, wollen wir einen Vergleich verabreden. Kommen Sie an Galla-Tagen zu mir, ſo ſehen Sie mich im Hereinkommen an. Dieſes Zeichen (er legte den Zeigefinger an die Naſe) wird Ihnen zu erkennen geben, daß ich an meinen Freund denke, wenn ſchon der Wohlſtand mich daran zu verhindern ſcheint.»

Dieſe Herablaſſung des Kardinals beruhigte den Pater Jaquier. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Pünktlichkeit des Kardinals Bernis, ſein Wort zu halten, zu bemerken; und der achtungswerthe, aber zu empfindliche Greis lächelte dann, und ſeine Laune wurde allerliebſt. Neunzig Jahre ſind ein großer Schutzbrief für Schwächen; allein das wenig nachſichtige Publikum überſieht eher Laſter als Lächerlichkeiten.

Die Toleranz des Minimenordens.

Unter den verſchiednen Anekdoten, welche der Pater Jaquier gern zu erzählen pflegte, iſt eine, die mir werth ſcheint, in dieſes Werk aufgenommen zu werden. Es muß der Menſchheit wichtig ſeyn zu wiſſen, daß es in Frankreich einen geiſtlichen Orden gegeben ha-

be, welcher ſich zu allen Zeiten durch ſeine toleranten Grundſätze ausgezeichnet hat. Die italieniſchen und ſpaniſchen Ordensmänner haben das Beiſpiel der franzöſiſchen Minimen nicht befolgt. Es ſcheint, als ob dieſe die erſtaunenswürdige Revolution von 1789 vorausgeſehen haben.

Der berühmte Vaucanſon war ein Minime geweſen. Er war Jaquiers Zeitgenoſſe, und ſie hatten zuſammen ſtudirt, wurden auch zu gleicher Zeit zu Prieſtern eingeweiht. Vaucanſon wurde dieſer Stand zuwider; er entwiſchte aus ſeinem Kloſter, ohne irgend jemanden ſein Vorhaben anvertraut zu haben. Er kehrte in die Welt zurück, und ſtellte ſich jederman vor, ohne ſeinen Nahmen zu verändern. Dann verliebte er ſich in ein ſehr hübſches Mädchen, heirathete ſie, und wurde in der Folge durch ſeine Arbeiten berühmt.

Dieſe Berühmtheit hätte ſeinen Untergang nach ſich ziehen können, hätten ſeine Mitbrüder den Antrieben ihrer Nachſucht, dieſer in den Klöſtern verehrten Gottheit, gefolgt. Sie wußten recht gut, daß Vaucanſon ihnen gehörte, ſie flüſterten es ſich leiſe zu; allein keiner war geneigt, ein ſolches wichtiges Geheimniß auszubreiten. Sie kamen in Geſellſchaften mit ihm zuſammen, und ſchienen ihn nur nach ſeinem Rufe als Gelehrten zu kennen. Sie ließen ihn ruhig in ſeinem Kabinette und im Schooße der Seinigen. Wir kennen Sie wieder, ſagten einige; aber leben Sie glücklich, und arbeiten Sie im Frieden.“

Woher dieſe Toleranz? das macht, dieſe geiſtliche Geſellſchaft beſtand aus menſchlich geſinnten Menſchen, die wenig Vorurtheile hatten, und nicht dafür hielten, Angeben gehöre zu den Obliegenheiten ihres Standes. Die meiſten unter ihnen gaben ſich mit den Wiſſenſchaften ab. Seit vierzig Jahr hatten ſie den weiſen Grundſatz, nur wenige Novizen anzunehmen. Die zu dieſer Abſicht beſtimmten Häuſer waren verſchloſſen; und kamen junge Leute, welche in den Orden aufgenommen ſeyn wollten, ſo ſuchten ſie es ihnen, ſtatt ſie anzulokken und aufzumuntern, auszureden. Die Abnahme ihrer Anzahl ſetzte ſie in den Stand, ihr Leben genußreicher zu machen. Ihr Tiſch wurde reichlicher und beſſer beſetzt. Refektorium und jede andre Obliegenheit außer den Offizien wurden abgeſchafft. Ihre Superioren wurden nur der Form wegen gewählt; ſonſt geſtatteten ihnen dieſe eine Freiheit, welche zu genießen ſie ſelbſt froh waren.

Dieſes Faktum iſt wahr. Nicht nur hat der Pater Jaquier es mir bekräftigt, ſondern ich habe Gelegenheit gehabt, mich ſelbſt davon zu überführen. »Das Zeitalter, worinn wir leben, ſagten ſie, iſt nicht das Zeitalter der Mönche. Die Mode hat lange geherrſcht; aber ſie iſt vorüber. Unſre klöſterliche Exiſtenz wird ebenfalls vorübergehen. Sie wird zerſtöhrt werden; laßt uns die noch übrige Zeit benuzzen! Laßt uns des Guten was wir haben, in Frieden genießen. Ein jeder folge dem Hange in Freiheit, wenn er nur nicht der allgemeinen Freiheit Eintrag thut. Jede Art von Auf=

munterung und Erleichterung werde demjenigen, welchem Studiren Bedürfniß iſt. Wir wollen niemanden um Meinungen verfolgen. Laßt uns vernünftig ſeyn, und unſer Inſtitut höre auf durch die allmähliche Erlöſchung der Individuen, aus welchen es beſtehet.

Der Stifter dieſes Ordens, welcher der untoleranteſte und närriſchte aller Menſchen war, hätte ſich wohl nie vorgeſtellt, daß ſeine Kinder ſo abarten würden. Die herbe, rohe Tugend weiß nur von Entbehrungen. Die Toleranz ſieht nur in den Menſchen Gegenſtände, welche der allgemeinen Geſellſchaft angehören, und ihr wiedergegeben werden müſſen; und ich denke, die Revolution in Frankreich wird dieſen ehrwürdigen Männern nicht zuwider geweſen ſeyn.

Der Kardinal Bernis.

Dieſer Fürſt der Kirche iſt in Frankreich zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, den Urſprung ſeines Glücks, und den ſeiner Unfälle zu erwähnen. Es iſt bekannt, wie er aus ſeinem Exilium gerufen wurde, um nach Rom geſendet zu werden, unter dem prunkvollen Titel: Beſchützer von Frankreich; ein für die Krone, die ſich deſſen bedient, ſehr erniedrigender, und jetzt ganz nichtig gewordner Titel! Wir wollen die erſten Jahre von Bernis politiſcher Laufbahn gar nicht in Erinnerung bringen, und nur in ihm ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine Großmuth gegen ſeine Landsleute, und ſeinen Hang

zu den Künſten und ſchönen Wiſſenſchaften bemerken.

Der ernſthafteſte Vorwurf, welchen er verdient, betrift ſeine authentiſche Mißbilligung alles deſſen, was von der konſtituirenden Nationalverſammlung ausgieng. Er hat laut genug geſagt, daß die in ſeinem Vaterlande geſchehene Revolution ſeine letzten Lebenstage in Trauer und Bitterkeit verhüllte. Läßt ſich dieſes aber nicht dem Orte zuſchreiben, wo der Kardinal lebte, und den Zeiten, welche er durchlebt hat? Der beträchtlichſte Theil ſeines Lebens iſt im Geräuſche des Hofes und in den von dem Miniſterium unzertrennbaren Intriguen verſtrichen; einen andern Theil deſſelben hat er unter hochmüthigen Prieſtern zugebracht, die nur kriechende Gewürme um ſich haben, und ſich für die Beherrſcher Himmels und der Erde halten. Der gute Gebrauch, welchen er beſtändig von den ihm vom franzöſiſchen Hofe angewieſenen Summen machte, ſprach auch zu ſeinem Beſten, und verwandelte das, was bei einem Andern vielleicht Fehler des Herzens geweſen wäre, in einen Irrthum des Verſtandes.

Seitdem der Kardinal Bernis Rom zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte gewählt hat, hat er die Muſen verabſchiedet, und ſich ganz den Staatsangelegenheiten geweiht. Spricht man mit ihm von ſeinen Werken, ſo bemüht er ſich das Geſpräch davon abzulenken; und gelingt ihm das nicht, ſo antwortet er dadurch, daß er ſie ſeine Jugendſünden nennt. In den erſten Jahren ſeines Aufenthaltes bei dem heiligen Vater machte er eine ſehr glänzende Rolle.

Obgleich in zwanzig Jahren große Veränderungen in dem heiligen Kollegium vorgegangen ſind, und der ſpaniſche Hof wieder den gröſſern Einfluß an ſich zu reißen wußte, hat ſich doch Bernis einen Theil ſeines Anſehens, welches er theils der Achtung für die Nation, die er vorſtellte, theils auch ſeinen perſönlichen Eigenſchaften verdankte, erhalten. Der Ritter von Azara, von welchem bei dem Artikel **Mengs** die Rede geweſen iſt, hat ſich gegen ihn ſtets mit der ſeinen Jahren und ſeiner Würde gebührenden Ehrfurcht betragen.

Bernis hat lange die Staatsangelegenheiten mit der Leichtigkeit eines Franzoſen betrieben, welcher nicht begreift, daß Kleinigkeiten wichtig ſeyn können; allein Alter und Gewohnheit haben ſeine Natur verändert. Er iſt ganz ſo kleinigkeitsſüchtig, ganz ſo Kardinal geworden, als die andern in Rom ſich aufhaltenden bepurpurten Diplomatiker.

Sein Haus war auf dem größten Fuß eingerichtet. Er hielt offne Tafel; und es war hinreichend, daß man ihm war vorgeſtellt worden, um immer ſeinen Platz daran zu haben. Dieſer tägliche Aufwand, die häufigen Feten, welche er mit ſo viel Pracht als Geſchmacke gab, die Diebereien ſeiner Bedienten, alles trug zu ſeinem Untergange bei. Sein Haus war den Römern ein Abbild der Unordnungen des Hofes, welchen er vorſtellte. Seine Familie, welche in Frankreich den Auftrag hatte, ſeinen Gütern vorzuſtehen, trug auch dazu bei, ihn alles Ungemach erfahren zu laſſen. Jedes Jahr brachte Hagelſchlag, Ueberſchwemmung, Dürre,

Verderben über ſeine Beſitzungen, als ob ſichs untereinander verabredet hätte: und was dieſe Landplagen nicht wegnahmen, gieng für Ausbeſſerungen hin; ſo daß der Kardinal, bei hundert tauſend römiſchen Thalern Einkünfte, endlich ſo in Schulden gerathen war, daß er ſich nicht heraus zu helfen wußte, ohne eine durchgängige Einſchränkung vorzunehmen. Sie fand ſtatt; allein ein wenig zu ſpät. Hätte dieſer mehr verſchwenderiſche als geſcheute Mann mit ſich ſelbſt abgerechnet: er würde während ſeiner langen Agentenſchaft ein Vermögen haben ſammeln können, welches Erſatz für das Deficit der Revolution geweſen wäre, an welche er nur da erſt glaubte, als ihm ſeine Gehalte geſtrichen wurden. Seine verbindlichen Manieren, die Wohlthaten, welche er zur Zeit da es ihm wohl gieng, reichlich austheilte, die Güte ſeines Herzens, haben ihm ſo viel Herzen, als es Einwohner in Rom giebt, zu eigen gemacht. Die Achtung, welche ſein Betragen ihm zugezogen hat, iſt ſo ſtark, daß ich nicht zweifle, ſie habe Einfluß auf die Geſinnungen des Volks in Abſicht der Republik.

Seine Religion iſt ein Problem, welches er ſelbſt nur zu löſen vermag. In ſeiner Jugend war er mehr als Philoſoph, im reifern Alter geheimnißvoll, und im Alter in ſich ſelbſt verſchloſſen. Darüber weiß man nicht, was er eigentlich denkt; und was man ſich auch über dieſe in Rom äußerſt delikate Materie in ſeiner Gegenwart zu ſprechen erlauben mag, ſo giebt er kein Zeichen der Billigung oder Mißbilligung von ſich.

Von ſeinen Hausgenoſſen wird er angebetet, von allen, die ſich ihm nahen, geliebt, und niemand hat je über ihn zu klagen gehabt. Wenn er auf Befehl ſeines Hofes gegen jemand zu inquiriren hatte, wußte er die Pflichten ſeines Poſtens mit ſeiner natürlichen Herzensgüte zu verbinden. Es erſchienen einige Satyren auf ihn; er kannte die Verfaſſer, und würdigte ſie nicht, ſie beſtrafen zu laſſen. Viele von dieſen waren genöthigt, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, und er that ihnen Gutes; welches er, ohne ungerecht zu ſeyn, hätte unterlaſſen können. Eine Menge Züge, welche alle ſeinem Herzen zur Ehre gereichen, haben ihn ſo feſt in die öffentliche Achtung geſetzt, daß die Folgen der franzöſiſchen Revolution ihn nichts von der Achtung und Ehrfurcht benommen haben, welche ihm die vorzüglichſten Perſonen zur Zeit ſeiner glänzenden Periode bezeigten.

Der Kardinal Corſini.

Als Neffe eines Papſtes erhielt er in ſeiner Jugend ſchon den Kardinalshut. Es iſt ein von allen Päpſten beobachteter Gebrauch, den Kardinalshut den nächſten Verwandten des Papſtes zu geben, von welchen ſie ſelbſt ihn erhielten. Da Corſini immer in Rom gelebt hat, zu keinem auswärtigen Fürſten gehört, an ſich gar keines Anſehens genießt; ſo muß er unter diejenigen gehören, welche nach der dreifachen Krone ſtreben. Seine Kollegen, welche ihn zu kennnen glauben, könnten ihm vielleicht, in Hofnung unter ſeinem Nahmen zu regieren,

ihre Stimmen geben; ſie könnten ſich aber auch wohl irren, und in die Zeiten des erſten Brutus, und berühmten Sixtus V. zurückgeſetzt werden.

Sein Karakter iſt weſentlich gut. Fern von allem Geziere und dem Stolze ſeiner Kollegen, habe ich mich nur mit Mühe überredet, daß er wirklich Kardinal und Prieſter iſt. Er iſt den Fehlern ſeines Standes glücklich ausgewichen. Sein ſanftes, friedliches Weſen giebt nicht zu, daß er ſich in Jtriguen einläßt. Er liebt die Künſte, ohne dieſe Liebhaberei in Hang übergehen zu laſſen, und ohne ſich zum Protektor derſelben aufzuwerfen. »Weil unſre Regierung, ſagte er mir einſt, denn ſo thöricht geweſen iſt, den Ackerbau zu Grunde gehen zu laſſen, gleich andern Gegenſtänden des Handels und Kunſtfleiſſes, ſo muß ſie wohl die Künſte, als die einzige ihr noch übrig gebliebne Hülfsquelle, in Schutz nehmen.« Dieſe Bemerkung verräth einen guten natürlichen Verſtand, welcher dem Flittergolde des Witzes weit vorzuziehen iſt.

Corſini iſt einfach in ſeinen Sitten, in ſeinen Neigungen, in ſeinem Betragen, und beſitzt alle Eigenſchaften, welche bei dem großen Haufen den Zufall und die Vorrechte einer vornehmen Geburt wieder gut und verzeihlich machen. Er iſt, ohne Aufſehen zu machen, großmüthig, und giebt viel im Stillen; und wenn oft die Erkenntlichkeit der geretteten Armuth nicht laut würde: ſo bliebe die wohlthä-

tige Hand, welche ſo edel Thränen abtrocknete, oft verborgen.

Corſini vermeidet, ſich in Staatsangelegenheiten zu miſchen, weil ſie in Rom mehr, als an irgend einem Orte, von Intriguen, Betrug und Liſt unzertrennlich ſind. Das Betragen des heiligen Vaters gegen die Mächte iſt nicht mit ſeiner Billigung geſtempelt worden. Er hat mir ſelbſt ganz kunſtlos geſagt: »Meine Kollegen wollen nicht einſehen, daß die Zeiten ſehr verändert ſind; man müßte darauf denken, einen Erdſtrich zu benutzen, welchen der Kunſtfleiß ſeiner Bewohner ſehr fruchtbar machen könnte. Wir ſind zu lange Gaukler geweſen; es iſt endlich Zeit, auf natürlichere Grundſätze zurückzukommen. Der Anbau der Ländereien würde uns mehr zurückgeben, als wir eingebüßt haben.

Ich habe den Karakter der Römer erſt ſtudiren müſſen, um begreifen zu können, wie ſie einen Mann, als Corſini iſt, für einen Schwachſinnigen halten können. Ich habe dann gefunden, daß ſie, an die Scharlatanerie ihrer Gebieter gewöhnt, nichts hübſch finden, was ohne äußern Schimmer und ohne Affektation iſt. Franklin und Turgot hätten in Rom kein Glück gemacht.

Obgleich der Kardinal Corſini gegen dieſe beiden berühmten Männer ſehr zurückſteht, und nur in Abſicht der Einfalt und Reinheit ſeiner Sitten mit ihnen verglichen werden kann; ſo iſt er jedoch über die Fehler der Regierung ſehr

unterrichtet, und wäre mehr als einer im Stande, die Wunden zu heilen, welche Falſchheit und üble Haltung den Römern geſchlagen haben. Wäre das Konklave offen, und ich hätte das Recht, meine Wünſche zu äußern, ſo würde ich nicht anſtehen ihn zu ernennen, und ich würde den Römern ein köſtliches Geſchenk zu machen glauben, wenn ich ihn zum Papſte machte.

Ein Papſt bedarf nur eines geſunden Verſtandes, Ordnungsliebe und Toleranz. Seine Miniſter und Sekretäre verrichten ja die Arbeiten; er hat nur zu entſcheiden. Das einzige was allein ihm obliegt, iſt die Wahl der Perſonen zu den Bedienungen. Sie nach ihren Fähigkeiten anzuſtellen, ſie im Auge zu behalten, auf ſie Achtung zu geben, ſie zu erhalten, wenn ſie treu und fähig ſind, ſie zu entfernen, wenn Unfähigkeit oder Raubſucht ſie ſtraucheln macht, das iſt die Pflicht eines Regenten; dies würde Corſini's Pflicht ſeyn; er würde ſie zu erfüllen wiſſen.

Es iſt indeß vorauszuſehen, daß er nicht die Würde eines ſichtbaren Oberhauptes der katholiſchen Kirche erlangen wird. Sei es nun Angewohnheit, oder Temperament, oder Langeweile, der Schlaf bemächtigt ſich mitten in einer Geſellſchaft, einer Predigt, und ſelbſt im Konſiſtorium, ſeiner Sinne. Freilich ſind die läppiſchen Dinge, die an dieſen Verſammlungsörtern abgehandelt werden, nicht von der Art, den Geiſt aufzuregen; und das Geſcheuteſte, was ein verſtändiger Mann bei dieſen Gelegenheiten thun kann, iſt, ſich in ſich ſelbſt herein

zu ſchmiegen. Da ich aber dieſe Eminenz ganze Abende hindurch ſehr aufmerkſam bei Unterredungen geſehen habe, bei welchen ſich das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigte, ſo möchte ich beinahe glauben, er habe ſich dieſer glücklichen Leichtigkeit einzuſchlummern, welche ihm die Natur gewährt hat, bedient, um ſeine Meinung bei einer Menge Dinge von empörender Abgeſchmacktheit zurückhalten zu können. Dem ſey wie ihm damit wolle, ſo ſteht zu beſorgen, daß dieſer beinahe immerwährende Schlummer ſein Leben abkürzen werde.

Er iſt fromm, aber tolerant; ein Feind aller Heuchelei und des Aberglaubens; und darum bin ich überzeugt, der Tag ſeiner Erhöhung wäre auch der Tag der Aufhebung aller Mönchsorden. Sein Gemüth iſt von Natur zur Fröhlichkeit geſtimmt, und er entzieht ſich keinem wohlanſtändigen Scherze; und bei denen, welche derjenige, ſo ſie vorbringt, nicht die Gabe zu bemänteln hat, thut er, als verſtände er ſie nicht. Ein kleines Lächeln, wobei ich ihn überraſchte, haben mir ſeine Denkart hierin zu erkennen gegeben.

Der Kardinal Zelada.

Die vornehmſte Pflicht eines Reiſenden iſt nicht bloß eine fruchtloſe und müſſige Neugier zu befriedigen, ſondern die Menſchen und die Gegenſtände ſo zu ſchildern wie er ſie ſah, und ſeinen Zeitgenoſſen den Irrthum zu benehmen, über unbillige Meinungen, welche irgend eine feile Feder ihnen über gewiſſe

Perſonen beibrachte, die dem Zufalle ihrer Geburt nach beſtimmt ſind, in den Jahrbüchern der Geſchichte aufgeführt zu werden. Vielleicht iſt die Zeit nicht fern, daß ein neuer Tacitus die Geſchichte des neuern Roms zu ſchreiben unternimmt. Der Kardinal Zelada, welchen die Pfeile der Verläumdung ſo ſehr treffen, hat es nicht verdient, in ſo ſchwarzer Geſtalt darin zu figuriren, als man Gefallen daran findet ihn vorzuſtellen. Man hatte mich aufs ſtärkſte gegen dieſen Kardinal eingenommen, und ich erwartete einen wüthenden, zu allen Verbrechen aufgelegten Mann an ihm zu finden. Ein ſo verhaßter Ruf ſchreckte mich. Ehe ich indeß über ihn urtheilte, wollte ich ihn ſelbſt kennen lernen. Ich ſah ihn, und fand in ſeinem Aeußern nichts, was zu dem Rufe der Grauſamkeit, welchen ſeine Feinde ihm veranſtaltet haben, beigetragen haben könnte; ich erkundigte mich alſo, woher die Meinung des großen Haufens über einen Mann, ſo wie er mir zu ſeyn ſchien, entſtanden ſey. Ich erfuhr eine Thatſache, die der Leſer ſich gern wird mittheilen laſſen.

Man wird ſich wahrſcheinlich erinnern, was ich von den Konklaven geſagt habe. Wenn es nun darauf ankommt, Rom und dem katholiſchen Europa ein ſichtbares Oberhaupt zu geben, ſo vereinigen ſich alle Leidenſchaften, denjenigen, deſſen Feſtigkeit man fürchtet, oder deſſen Schwäche bekannt iſt, zu dieſem einzigen Poſten zu erheben, oder ihn davon auszuſchließen. Das Konklave iſt immer in verſchiedne Faktionen vertheilt. Jede vergöttert ihr Idol,

dichtet ihm Tugenden an, erzählt und bringt Geſchichten in Umlauf, welche ihm Liebe und Stimmen erwerben ſollen. Ließe man es bei dieſer Art zu lügen bewenden, ſo könnten ſie ſich mit den Vorurtheilen der Freundſchaft entſchuldigen. Aber ſchwarze Verläumdungen gegen die von einer andern Faktion ausbreiten, ihnen Laſter andichten, wenn man in ihrem Betragen nur die der Menſchheit anklebende Fehler ſieht, mit der Leichtgläubigkeit des Pöbels ſein Spiel treiben, und den Ruf eines Mannes auf immer zernichten, weil man ſeine Erhöhung fürchtet, das heißt die Büberei ſo weit getrieben, als ſie ſich nur treiben läßt. Daher iſt das Sprüchwort entſtanden: Wer einmal nicht Papſt geworden iſt, wird es nachher nimmermehr. So leitet der heilige Geiſt die Konklaviſten bei ihren Wahlen!

Zelada ſtand auf der Wahl, den Ganganelli zu erſetzen. Es war nahe dabei, daß er gewählt wurde; und dieſe Wahl wäre glücklicher geweſen als die welche an deren ſtatt geſchah. Die entgegengeſetzte Parthei war wüthend, daß die Schale anfieng ſich zu Gunſten eines Mannes zu neigen, von dem man nicht hoffen konnte, ihn zu regieren, noch einzuſchränken. Dies reizte einen Dichter, eine Oper, das Konklave betitelt, herauszugeben. Dies waren übertriebne Darſtellungen der Auftritte, welche in dieſer ehrwürdigen Verſammlung vorfallen. Zelada hatte die Hauptrolle darin. Man hatte ſorgfältig allerlei anſtößige, aber unterhaltende Anekdoten darin angebracht. Sie wurden auf eine ſo neue als drolligte Art grup-

pirt, und die Schadenfreude des Publikums fand Nahrung; aber der Kardinal kam um ſeinen guten Nahmen, um die allgemeine Achtung, und die päpſtliche Krone.

Zelada rächte ſich; er rächte ſich heldenmäßig, und forderte von dem neuen Papſte nur die einzige Gnade, nämlich die Verzeihung des abſcheulichen Verfaſſers der Satyre, die ihn zu Grunde gerichtet hatte. Er forderte dies mit ſolcher Wärme, legte ein ſolches Gewicht auf dieſe Verzeihung, daß Seine Heiligkeit es ihm nicht abſchlagen konnte. Die Wohlthaten, welche er dieſem Menſchen erzeigte, erhöhten den Edelmuth ſeiner Handlung, und ſicherten ihm einen ruhmwürdigern Triumph, als der war, den ſein ihm vorgezogner Mitwerber genoß.

Böſes iſt leicht angerichtet, aber nicht ſo geſchwind wieder gut gemacht; manches iſt gar nicht wieder gut zu machen. Zelada's Feinde legten ſeine Handlung ganz unwürdig aus. Des Menſchen Herz iſt undurchdringlich; man kann ſeine Gedanken nur nach ſeinen Handlungen, welche das Reſultat davon ſind, beurtheilen. Wie darf man, wenn Zelada's Handlungen immer ehrlich, gut an ſich ſelbſt, und denen, auf welche ſie ſich bezogen, vortheilhaft waren, wie darf man ihm, bei der Satyre des Konklave, heuchleriſche Abſichten beimeſſen? Warum? weil eingeengte, laſterhafte Seelen nie das wahre Verdienſt zu würdigen verſtehen, und weil die Großmuth, mit allen daraus fließenden Geſinnungen, für ſie nur ein Hirngeſpinnſt, ein ſinnleeres Wort iſt.

Zu der Schilderung von Zelada's Karakter, deſſen Lob dieſer angeführte Zug enthält, muß ich noch hinzuſetzen, daß er, ſeitdem der achtungswerthe Albani todt iſt, der Beſchützer der Künſte geworden iſt. Und in Behandlung der geiſtlichen Angelegenheiten kommt ihm kein andrer Kardinal gleich. Als Bibliothekar des Vatikans, und Direktor des Klementiniſchen Muſäums, nimmt er diejenigen, welche dieſe köſtlichen Sachen zu beſehen kommen, höflich und mit Freundlichkeit auf.

Seitdem er Staatsſekretair geworden iſt, hat er ſein Betragen gegen die Franzoſen, welche er ſonſt zu lieben ſchien, verändert. Er vermeidet ſie; und kann er das nicht, ſo begegnet er ihnen mit auffallender Kälte. Ich denke, dieſen Maaßſtab hat ihm die Politik vorgeſchrieben; denn an den Höfen ſind Staatsurſachen immer die ſtärkſten. Wäre die franzöſiſche Revolution im entgegengeſetzten Sinne bewirkt, ſo würde Rom, oder vielmehr das hochmüthige Volk, ſo darin herrſcht, die Aufwiegler gut aufgenommen haben. Der Kardinal Zelada giebt und muß den Anregungen des Vatikans nachgeben. Obgleich er in mancher Abſicht ſehr ehrenwerth iſt, ſo hat er doch die Seelenſtärke, dieſe Energie nicht, welche das Weſen, das ſie beſitzt, zwingt, den Irrthum, unter welcher Geſtalt er ihm auch erſcheint, von ſich zu weiſen, um die Wahrheit an ſeine Stelle zu ſetzen. Zelada hat die Vorurtheile ſeines Standes, und hängt von ſeinen Bedienungen, die er hat und noch haben möchte, ab. Ohne eben den Deſpotismus zu lieben, würde er nicht

ungern die Stelle eines Deſpoten bekleiden, und wünſchte die höchſte Gewalt, nach welcher er ſtrebt, mit der Mäßigung zu verbinden, welche der Grund ſeines Karakters iſt.

Der Kardinal Herzan

Iſt wirklich gut, menſchenfreundlich, aufrichtiger als die mehreſten ſeiner Kollegen ſind, und ein ehrlicher Mann, in der vollen Bedeutung dieſes Ausdrucks.

Er iſt gleich unfähig zu helfen, oder zu ſchaden, und dient dem Kaiſer mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit, ſo daß er ſich bei den Depeſchen, welche er dem römiſchen Hofe vorlegt, ſo wenig wie in den darauf ertheilten Antworten, Auslegungen zu machen erlaubt.

Herzan hat nichts von dem kalten und abſchreckenden Stolze der Deutſchen an ſich; nichts von dem Hochmuthe, welcher die Wiener Geſandten ſonſt karakteriſirt. Seine Sanftheit und Freundlichkeit geht ſo weit, daß ſie der Affektation ähnlich werden. Er ſpricht viel, iſt nicht zurückhaltend genug, und beeifert ſich, Perſonen, die er am wenigſten kennt, mit Verſprechungen zu überhäufen, die er oft nicht hält. Als ich ihm meinen erſten Beſuch abſtattete, erzeigte er mir die Ehre, mich beſtimmt zu verſichern, ſein Pallaſt ſtände mir immer offen; indeß bin ich, ſo oft ich nachher gekommen bin, nicht eingelaſſen worden. Endlich als ich eingeladen wurde, gieng ich hin, und traf dort ein Original, von welchem ich mir vorgenommen habe zu ſprechen.

Herzan hat den Kaiſer Joſeph II. und ſeinen Nachfolger Leopold ſehr gut gekannt. Indeß waren dies die einzigen Gegenſtände, worüber er ſich nicht leicht mit Offenheit äußerte. Eine nähere und fortgeſetzte Bekanntſchaft hat mir aber doch allerliebſte offenherzige Mittheilungen über Joſeph, über den Fürſten Kaunitz, den damaligen Erzherzog Leopold, und ſelbſt Marien Thereſien verſchafft. Erregt man ſein Mißtrauen, ſo bricht er ab, ſpricht von Wien, von Rom, auch wohl allenfalls vom Wetter.

Dieſer Kardinal, welcher nicht viel Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten hat, war noch unbedeutender zu Kaiſer Joſephs Zeiten. Die Urſache davon iſt ganz natürlich. Joſeph war bei dem römiſchen Hofe gar nicht beliebt, und da die ſo ſehr angehäuften Begebenheiten, die ſeine Regierung ſo unruhig machten, ihn anderwärts hinlenkten, ſo fürchtete man ihn nicht. Es war eine ſchwere Aufgabe, ihn vorzuſtellen, ohne ihn zu erniedrigen.

Man kann dem Herzan eine richtige Kenntniß der Zeiten, der Dinge und der Menſchen nicht abſprechen. Er weiß ſehr gut, daß die Zeiten vorbei ſind, wo die Prieſter imponirten. Ihm gefällt es in Rom; er fühlt, daß er, um dort mit Annehmlichkeit zu wohnen, den Titel Protektor beibehalten, und ſich nach dem Thermometer der Regierung richten müſſe. Er handelt demzufolge, und beträgt ſich ſo, daß er nirgends anſtößt. Auch hat er es ſich zum Geſetze gemacht, die Befehle ſeines Herrn auszuführen, ohne hinzu noch hinweg zu thun. Seine mittelmäßigen Einkünfte zwingen ihn zu ei-

ner Wirthlichkeit, die nicht nach dem Geſchmacke der Römer iſt; aber er hat ſo viel Verſtand, ihnen von dieſer Seite nicht gefallen zu wollen. Gerader Sinn, ein durchgängig gutes Betragen, erheben ihn ſehr über den gewöhnlichen Troß ſeiner Kollegen.

Der Wiener Hof hatte ihm aufgetragen, den Erzherzog Maximilian zu bewegen, in den geiſtlichen Stand zu treten, um das Kurfürſtenthum Cöln zu erlangen, und er richtete dieſen Auftrag ſehr geſchickt aus. Dieſer Prinz iſt Marien Thereſiens, Königinn von Ungarn, jüngſter Sohn; er wollte durchaus heirathen und ein Etabliſſement haben. Seine Mutter konnte ſeine Neigung nicht mit ſeinem Intereſſe verbinden, und verlangte, er ſollte erſteres dem letztern aufopfern. Der Kardinal wußte, mit wem er es zu thun hatte, und nahm die den Umſtänden angemeſſene Sprache an. Er ſtellte dem Maximilian vor, daß wenn er ſich weigerte, den geiſtlichen Stand anzunehmen, ſo müßte er erwarten, ſehr gering apanagirt zu werden, und würde gezwungen ſeyn, einem über die höchſte Gewalt eiferſüchtig haltenden Bruder, der ſehr abgeneigt wäre, ihm irgend einige politiſche Selbſtſtändigkeit zuzugeſtehen, den Hof zu machen. Das Kurfürſtenthum Cöln, welches ihm zugedacht ſey, und deſſen Innhaber ſich ſeinem Ende nahe, erhöbe ihn zur Souverainität, mache ihn unabhängig, und ſtelle ihn jenem, wenigſtens doch dem Großherzoge von Toskana, gleich. Er gab ihm dabei zu verſtehen, daß, wenn er unabhängig ſeyn würde, er ſeinen Hang zum andern Ge=

ſchlechte befriedigen könne, ohne daß es jemand wagte, ihn zu ſtören, oder durch Klagen und Verweiſe zu beunruhigen.

Dem jungen Erzherzoge fiel dies Raiſonnement auf, und er ſetzte nur ſchwache Einwürfe entgegen, welche der Kardinal bald hob. Er wiederholte ſeine Aufgabe, und ſtützte ſich hauptſächlich auf die Unabhängigkeit deren er genieſſen würde, und auf die Achtung, welche der Kaiſer Joſeph ihm würde zu bezeigen gezwungen ſeyn, wegen der genauen Beziehungen, welche das Oberhaupt des Reichs mit den Kurfürſten, deren Stimmen den Ausſchlag auf dem Reichstage geben, verbinden. Maximilian ergab ſich, und ſo war jedermann zufrieden. Der Erfolg hat bewieſen, daß die Rathſchläge des Kardinals ſich auf die Erfahrung des Vergangnen, und Vorausſicht der Zukunft gründeten.

Der Fürſt Bathiani.

So heißt das Original, deſſen ich im vorigen Artikel erwähnt habe. Er iſt ein Fürſt des deutſchen Reichs, welches ſo uneigentlich das römiſche Reich genannt wird, aus einem der vornehmſten Häuſer in Ungarn entſproſſen, und ſetzt ſeine größte Ehre in der raiſonnirten Analyſe des Schachſpiels. Wäre es möglich, die Idee des berühmten Verfaſſers des Zuſchauers wirklich auszuführen, und dieſen Menſchen lebendig zu öffnen, ſo würde man in ſeinem Kopfe, wie in ſeinem Herzen, nichts anders als die Figuren des Schachſpiels, vom Könige bis auf den Bauer, finden; er ſieht

nur Schach, hört nur Schach, ſpricht nur von Schach; es iſt ſein Morgen-, ſein Taggedanke, und ſein Traum. Was andre Menſchen in Bewegung ſetzt, iſt ihm nichts. Vergebens bemühte ich mich, ihn einen Augenblick von ſeinen Lieblingskombinationen abzubringen; allein ſein Vaterland, worüber ich ihn unterhalten wollte, iſt ihm nichts. Statt aller Antwort zog er ein kleines Schachſpiel, welches ganz meiſterhaft gearbeitet war, aus ſeiner Taſche, zwang mich, es genau zu beſehen, und ſagte, er habe es in London von dem geſchickteſten Künſtler, deſſen England ſich rühmen könne, verfertigen laſſen.

Gleich den alten edlen Rittern, welche über Berg und Thal ſtreiften, um mit den berühmteſten Rittern eine Lanze zu brechen, hat ſich Bathiani das überirdiſche Vergnügen gemacht, ganz Europa zu durchreiſen, um die geſchickteſten Schachſpieler zu verſuchen. Ich habe gehört, er habe vor, nach Aſien zu reiſen, wo es noch Abkömmlinge des Palamedes geben ſoll. Ich kann nicht ſagen, ob er dieſes ruhmwürdige Vorhaben ausgeführt hat.

Seine Reiſe nach Rom hatte ebenfalls keinen andern Beweggrund. Auch beobachtete er die drei erſten Monate hindurch das ſtrengſte Inkognito. Man hatte ihm geſagt, es gäbe in Rom berühmte Schachſpieler; er forderte ſie heraus, und unterlag. Es beſſerte ihn nicht, daß er ungeheure Summen verlor. Uebermäßig von ſich eingenommen, und dabei ein mittelmäßiger Spieler, unterließ er nicht, wenn er von Schlauköpfen gereizt wurde, ſeine Du-

katen gegen Lobpreiſungen umzuſetzen, welche er dann ſo gierig einſog, als ob er ſie verdient hätte.

Einſt aß er bei ſeinem Bankier. Ein Abbe, der ihn nicht kannte, hatte den Einfall, eine Parthie Schach vorzuſchlagen. Der Prinz nahm ſie mit großem Vergnügen an. Schon hatte der Abbe fünf Parthien gewonnen, als er aus Unaufmerkſamkeit Gefahr lief, die ſechste zu verlieren. Da rief er: O wie ich ſo einfältig bin! Ich habe meiner Stärke zu viel zugetraut; ich habe es wie der Fürſt Bathiani gemacht. Der Bankier, welcher dem Spiele zuſahe, ſtand wie auf Dornen. Der Fürſt ließ ſichs nicht anfechten, und fragte den Abbe: warum ſagen Sie, daß Sie Ihrer Stärke ſo viel zutrauen wie der Fürſt Bathiani? — Weil ich von dieſem Herrn viel, als von einem ziemlich guten Schachſpieler habe ſprechen hören; aber man ſagt auch, er ſey ſo ſehr von ſich eingenommen, daß er ſich für den beſten Spieler von der Welt hält, indeß man in Wien, wo er funfzig tauſend Thaler verlohren hat, doch das Gegentheil weiß. — Das iſt nicht ſo, Herr Abbe, nur vierzig tauſend hat er verſpielt. — Nun denn, ſo iſt er nur vierzig tauſendmal ein Narr. — Die Parthie war aus. Der Prinz bezahlte ſie, und gieng ziemlich haſtig fort. Der Abbe wollte nun gern wiſſen, wer der Mann geweſen war, und drang ſo lebhaft in den Bankier, es ihm zu ſagen, daß dieſer endlich geſtand, es ſey der Fürſt Bathiani ſelbſt. Das kann nicht ſeyn! rief der

Abbe. Lief aber doch, ſo eilig er konnte, dem Wagen nach, den er noch von fern auf dem ſpaniſchen Platze anſichtig wurde. Er holte ihn ein, ſah den Fürſten ausſteigen, und bedauerte jetzt ſehr, daß er dieſes Inkognito nicht beſſer benutzt hatte.

Der römiſche Adel

Iſt nicht ſehr zahlreich. Er hat nicht die mindeſte Gemeinſchaft mit dem Bürgerſtande. Die Urſache, die ihn davon abhält, iſt bekannt. Zu Rom, wie in den mehreſten Städten Italiens, in Deutſchland, Spanien und Portugall ſind Mißheirathen nicht gebräuchlich, und nichts vermag die Linie zu überſchreiten, welche der Hochmuth zur Scheidewand geſetzt hat. Das iſt eine Krankheit des Verſtandes, gegen welche es kein heilſameres Mittel als eine Revolution giebt. Dieſe zu bewirken, wird ein Wollen erfordert, welches bis jetzt das römiſche Volk noch nicht geäußert hat.

Der Adel theilt ſich in zwei Klaſſen: den hohen und den niedern, welchen der übertriebne Hochmuth der Großen, den Kleinen zu nennen für gut findet. Die Scheidewand, welche den Adel von dem Bürgerſtande trennt, iſt nicht auffallender, als die, welche die großen und kleinen vornehmen Herren von einander ſcheidet. Sehr ſelten iſt ſie, ſelbſt mit Hülfe großen Reichthums, zu überſchreiten; indeß trägt es ſich doch je zuweilen zu. Die hohe Klaſſe beſteht aus den Fürſten des heiligen römiſchen Reiches; und der Prinz Doria iſt wohl

der einzige, der dieſen Titel, welchen viele ſich anmaßen, mit Recht führt. Dieſe Prinzen halten zuſammen, und laſſen keinen andern Adlichen hinzu, obgleich es darunter Familien giebt, deren Urſprung ſich bis in die erſten Jahrhunderte der römiſchen Republick verliert. Weniger ſelten ſieht man die römiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen ſich mit neuen Familien einlaſſen, weil die Geldunterſtützungen, welche dieſe ihnen leiſten können, dazu beitragen, ihren Hochmuth zu kirren.

Dieſer Abſonderung kann man einen Theil der Langenweile zuſchreiben, welche in den Aſſembleen herrſcht, wo man wenig Frauenzimmer antrifft. In den zahlreichſten Geſellſchaften ſind nur einige wenige, und deshalb beeifert man ſich beſonders, die fremden Damen dazu einzuladen. Die Männer leben in dieſer Rückſicht etwas ungezwungner untereinander, weil, um überall Eintritt zu haben, man nur des geiſtlichen Koſtüme bedarf; und in Rom iſt beinahe jedermann mit dem Prieſterrocke oder der Kutte angethan.

Die Aſſembleen des Adels vom zweiten Range haben den nämlichen Uebelſtand. Es ſind im Verhältniſſe der großen Anzahl Männer ſehr wenig Damen zugegen; und diejenigen, welchen der Rang verſtattet daſelbſt zu figuriren, ſuchen die bürgerliche Klaſſe ſorgfältig davon zu entfernen.

Dieſes Vorurtheil hemmt alles Vergnügen. Fremde verwundern ſich und finden es langweilig, dreißig Männer gegen Ein Frauenzimmer zu ſehen. Sobald einige ſich ſehen laſſen, wer-

werden ſie von den Prälaten umſumſet, welche ſie mit ihrem galantſeynſollenden und höchſt lächerlichen Geſchwätze betäuben. Scheint ein Kardinal ſich annähern zu wollen, ſo ziehen ſich die Prälaten ehrerbiethig zurück; und wagen ſie zu bleiben, ſo geſchieht es bloß, um den Albernheiten, welche Seiner Eminenz entwiſchen, ihren Beifall zu geben, und ſie zu wiederholen. Reizendes Schauſpiel! Reizende Unterhaltung!

Der Kardinal Buoncompagno.

Iſt ein Bruder des regierenden Prinzen von Piombino, eines der berühmteſten Häuſer von Italien. Er ſpricht ſehr gut franzöſiſch, und ein wenig engliſch. Sein Kopf iſt etwas überſpannt, und er erzeugt nur ſchimäriſche Entwürfe. Nach ſeinem Willen müßte ſich die römiſche Regierung auf den Fuß großer weltlicher Mächte einrichten. Da müßte eine Marine, ein vollſtändiger Militairetat, Artillerie, und insbeſondre Finanzen ſeyn. Als ich in Rom war, machte er dem heiligen Vater oft Langeweile damit; da doch dieſer keinen andern Entwurf hat, als ſeinen Neffen zu bereichern, womit es ihm ſo ganz leidlich gelingen ſoll.

Der Kardinal Buoncompagno hat viel Verſtand und Feuer. Er drückt ſich zierlich und richtig aus. Er ſucht die Fremden auf, ſieht ſie gern bei ſich, und unterhält ſie ſo viel und ſo lange ſie wollen. Frauenzimmer liebt er, und ſogar ganz übermäßig. Man würde es ihm gern überſehen haben, hätte er gegen ſeine

Kollegen die nämliche Nachſicht bewieſen. Allein er iſt von Natur intolerant; und ob er ſich gleich alles erlaubt, ſo iſt er nicht geneigt, andern das mindeſte nachzuſehen. Sein Karakter iſt herrſchſüchtig und rachſüchtig; und die Mittel, deren er ſich zu ſeiner Rache bedient, haben der Verläumdung oft ſo ähnlich geſehen, daß man ihn von dieſem Laſter, dem häßlichſten von allen, angeſteckt halten könnte. Er hat die Grille, lauter ſehr ſchöne Menſchen zu Bedienten zu haben, ſo daß man ihn deshalb wegen eines antiphyſiſchen Geſchmacks im Verdachte hat.

Was den Geſchmack am Frauenzimmer betrifft, ſo geſtehet er ihn ein. Er hat verſchiedne Maitreſſen gehabt, und war unter andern ſehr verliebt in die Baroneſſe Gavati. Im Sommer 1786 gieng er alle Nächte mit ihr zu Fuße ſpazieren, und begab ſich mit ihr nach einem Luſthauſe außerhalb der Stadt. Er war damals funfzig Jahr alt, aber von geſunder und ſtarker Leibesbeſchaffenheit. Die Baroneſſe war hübſch, kokette, eitel und ehrgeizig. Ein mit dem Kardinale unzufriedner witziger Kopf kam hinter dieſe nächtlichen Spaziergänge. Er entſchloß ſich ihm aufzulauern; miethete einen Wagen, ließ zwei Laufer mit brennenden Fackeln vorausgehen, und folgte allenthalben der Spur des verliebten Paares, durchkreuzte alle Abwege, auf die ſie ſich ſchlugen, ihm auszuweichen und unbekannt zu bleiben. Dieſer boshafte Einfall gab Stoff zum Lachen. Man gloſſirte darüber; aber die Liebenden gien-

gen nichts deſto weniger ſpazieren, bis ſich das Publikum unvermerkt daran gewöhnte.

Dieſes Betragen, welches tadelnswürdig iſt, weil es den Wohlſtand verletzt, iſt höchſtens nur ein Schatten in der moraliſchen Schilderung dieſer Eminenz. Buoncompagno iſt hart, ſein Herz falſch, ſein Auge flieſst von Thränen über, er ſcheint das Unheil, deſſen verborgner Urheber er ſelbſt iſt, zu bejammern, wenn ſein Herz voll Freude iſt; und oft unterdrückt er nur mit Mühe das grauſame Lächeln, welches ſich auf ſeinen Lippen offenbart. Bologna und Rom haben ſie wechſelſeitig Schlachtopfer in mehr als einer Art geliefert. Da er ſehr oberflächlich iſt, kann er nur denen, welche ihn flüchtig ſehen, gelehrt zu ſeyn ſcheinen. Der Kardinal von Bernis kennt ihn ſehr gut, ſchätzt ihn nach ſeinem Werthe und ſchilderte ihn, in meiner Gegenwart, der Prinzeſſinn della Santa Cruce mit den Worten: der Kardinal Buoncompagno iſt ein Sch... deſſen Muskeln von Eiſen ſind. Seine Züge werden von der Grauſamkeit beſeelt. Von allen die ſich ihm nahen, können nur ſeine Speichellecker ſich ſeiner Großmuth rühmen. Die Staatsökonomie iſt ihm ein fremder Begriff, und wenn in ſeiner Gegenwart davon geſprochen wird, und man äußert den Wunſch, die Ländereien um Rom durch Kunſtfleiß urbar gemacht zu ſehen, ſo antwortet er mit Selbſtgenügſamkeit: Dieſer Erdſtrich wird nichts erzeugen; dieſes Klima iſt unfruchtbar. Er ſagte unter andern auch, Papiergeld könne allenthalben wirkliches Geld er-

ſetzen. »Ja, antwortete ich, wenn es Hypotheken hat, wenn das öffentliche Zutrauen es unterſtützt, außerdem wird es nie dem Golde und Silber gleich ſeyn, deſſen innerer Werth keiner Bürgſchaft bedarf.« Bei dem nämlichen Diner hörte ich ihn auch ſagen, kein Staat könne einen ſoliden Handel haben, deſſen Souverain nicht ſelbſt Negociant ſey. Das iſt ganz falſch. Da niemand dieſer Materie gewachſen war, antwortete keiner, und Buoncompagno glaubte uns überzeugt zu haben. Ich ſchwieg, und ließ dieſen mit dem Purpur bekleideten giftigen Wurm ſich eines Sieges freuen, den er nur meiner tiefen Verachtung zuzuſchreiben hatte.

Der Kardinal Acqua viva.

Der Unwiſſendſte aller übrigen ſeines Standes welche in Rom leben. Mein Unglück wollte, daß ich bei der Tafel des Kardinals Bernis neben ihm zu ſitzen kam, und alſo nothgedrungen mich in eine Unterredung mit ihm einlaſſen mußte, die ich gern vermieden hätte. Ein Deutſcher erwähnte des Herzogs von Kurland, und führte einige der ihn bezeichnenden Ausſchweifungen an. Acqua viva fragte ſogleich, in welchem deutſchen Kreiſe die Staaten dieſes Fürſten lägen? Ich ſagte ihm, daß ſie nicht zu Deutſchland, ſondern zu Liefland gehörten. Er bewies mir durch Gründe, welche ſeiner werth waren, das könne und müſſe ſo nicht ſeyn. Ein italieniſcher Prälat behauptete dieſe Meinung mit einer Wärme, welche der Deutſche

belächelte, und die mich zum Stillſchweigen brachte. Jetzt war Voltaire der Gegenſtand allgemeiner Unterhaltung, und als Jemand der Geſchenke, welche ihm die Kaiſerinn von Rußland gemacht, und der Briefe, welche ſie ihm bei verſchiednen Gelegenheiten geſchrieben hatte, erwähnte, fiel der gelehrte Acqua viva dem Erzähler ins Wort, um zu fragen, ſeit wenn dieſer Höllenbrand ſich in Rußland aufhielte; ob die Kaiſerinn ihn in ihren Pallaſt aufgenommen habe; und endlich, ob ſichs wohl hoffen ließe, daß Gott nicht mehr von dieſem Gottloſen werde angegriffen werden? Ich bedeutete ihm, daß Voltaire viel Jahre das Schloß Ferney bei Genf, aber auf franzöſiſchem Grund und Boden belegen, bewohnt hätte, und alſo die ganze Zeit hindurch vier hundert Meilen von Rußland entfernt geweſen ſey; ſein Umgang mit Katharinen habe nur in Briefen beſtanden; die Geſchenke, welche er von ihr erhalten hätte, beſtänden nur in Pelzwerk; daß dieſer mit Recht berühmte Mann ein vollſtändiger Deiſt, nie aber ein Atheiſt geweſen ſey; und endlich erfuhr er durch mich, daß er 1778 in Paris verſtorben ſey. Der Kardinal Bernis bemerkte, daß ich anfieng verdrüßlich zu werden, und war ſo gut, das Geſpräch auf eine neuerlich entdekte antike Büſte zu lenken. Ich erſuchte ihn ernſtlich, mich nicht mehr mit dieſem Automate zuſammen zu bitten.

Indeß hatte ich noch, ehe ich mich davon machen konnte, die Unannehmlichkeit eines dritten Geſprächs, ganz ſo wie die erſtern, auszuhalten. Es war von der Kanoniſation des hei-

ligen Labre die Rede; und hier warf mir Acqua viva die Gleichgültigkeit vor, welche ich gegen einen Heiligen meines Vaterlandes zu bezeigen ſchien. Er fügte hinzu: es ſey eine Ehre, welche in dieſen Zeiten, wo die Gottloſigkeit mit aufgehabnem Haupte einherträte, mich rühren ſollte. **Wir können nie Vorbitter genug bei Gott haben, der über unſre Sünden billig zürnt!**

Langeweile und Widerwillen waren bei mir aufs höchſte geſtiegen. Dieſes Diner hat einen ſo widrigen Eindruck bei mir zurückgelaſſen, daß, wo ich auch nachher eingeladen wurde, ich mich immer in den Speiſeſaale ganz ängſtlich umzuſehen pflegte, ob Acqua viva auch da ſey, damit ich mich in dieſem Falle ſo weit als möglich von dem ſeltſam dummen Menſchen entfernt halten könne.

Der Kardinal Carrara.

Dieſer Kardinal hatte in Rom den Ruf eines gelehrten und eines ehrlichen Mannes. An ſeine Ehrlichkeit glaube ich, ohne ſie zu beſtätigen, weil ich in keiner beſondern Verbindung mit ihm geweſen bin; ich halte mich an die öffentliche Meinung, und will ihn nicht Lügen ſtrafen. Was ſeine Gelehrſamkeit betrifft, mag der Leſer aus Folgendem ſelbſt urtheilen.

Als ich ihn bei dem venetianiſchen Geſandten traf, wurde von dem berühmten Sauſſure geſprochen, der ſo viel nützliche Streifereien in den Schweizergebirgen gemacht hat, und mu-

thig genug geweſen iſt, den Montblanc zu wiederholtenmalen zu beſteigen. Seine Eminenz meinten, das ſey etwas ſehr alltägliches; auch er habe die Alpen erſtiegen. Ich machte ihm die Bemerkung, daß zwiſchen der Höhe der Alpen und den Apenninen ein Unterſchied von 1800 Toiſen ſey. Haben Sie dieſe Höhe ausgemeſſen? fragte er. — Nein; ich nicht. Aber de Lüc, Sauſſure, und verſchiedne andre Naturkundigen haben es gethan, und ihre Beobachtungen weichen nur ſehr gering von einander ab. — Gut! aber haben ſie nicht irren können? Jetzt wollte ich ihm den Gebrauch des Barometers bei ſolchen Ausmeſſungen erklären. Er zuckte die Achſeln. Die Elektricität kam nun an die Reihe, und man ſprach von den Beobachtungen des Sauſſure und Tremblay, als ſie ihren Cerf-volant über die Berge ſteigen ließen. »Ah! ſagte Carrara, Ariſtoteles wußte mehr als dieſe neuern Phyſiker, alle zuſammengenommen.«

Ich traf ihn einſt in einer Kapelle, wo man den Papſt erwartete. Man unterhielt ſich von dem Könige von Schweden, daß er ſo wenig Geld aufgehen ließe. »Er läßt noch zu viel darauf gehen, ſagte ich, für einen Souverain, der nur 19 bis 20 Millionen Einkünfte hat.« »Seine Staaten ſind alſo nicht einmal ſo groß wie Toskana?« ſagte Carrara. — Sie ſind ſelbſt größer als Frankreich. — Das iſt unmöglich. Ein ſo großes Königreich ſollte ſeinem Beſitzer nicht mehr einbringen? Worin beſtehen denn des Kardinals Carrara Kenntniſſe? Er verſteht die kanoniſchen Rechte; iſt

mit den geiſtlichen Gebräuchen bekannt; die Geſchichte der Koncilien und Konklaven iſt ihm geläufig. — Ah ſo!!!

Der Kardinal Busca

Iſt groß, wohlgewachſen, und ſeine Bildung iſt ſeelenvoll und angenehm; dabei iſt er weder anmaßend, noch pedantiſch, noch geziert; ſo iſt Busca von Seiten des Phyſiſchen. Er iſt weder Theologe, noch Kaſuiſt, noch Kanoniſt; auch hat er nicht jene gründliche Kenntniſſe des Alterthums, worauf einige ſeiner Kollegen ſo ſtolz ſind. Man kann ihn weder gelehrt noch unwiſſend nennen. Er iſt bloß Weltmann, und hat mehr brauchbare Kenntniſſe in dieſer Hinſicht, als alle ſeine Kollegen zuſammengenommen. Seine Geſpräche ſind munter und doch auch ſolide zugleich. Auf ſeinen Reiſen in Frankreich, Deutſchland, und dem öſtreichiſchen Flandern, wo er als Nuncius lebte, hat er ſich beſonders gebildet. Allenthalben iſt er geachtet und geliebt worden. Als er von ſeiner Nunciatur zurückkam, wurde er Statthalter von Rom; und da verſuchte er, in dieſer von aller Polizeiordnung entblößten Stadt eine Obhutswache einzuführen, welche den Einwohnern ihre Perſonen und ihr Eigenthum ſicherte. Weil aber Ordnung und Wohlanſtändigkeit hier beinahe unbekannte Dinge ſind, und ſeine erſte Sorge dahin gieng, den Geſetzen wieder ihre Kraft zu geben; ſo brachte er alle Kardinäle, die fremden Miniſter, und den Papſt ſelbſt, deſſen

Schonung des Adels ungemein weit gehet, gegen ſich auf. Busca mußte den rühmlichen Entwurf, Gutes zu wirken, aufgeben, und ließ ſich dann nur noch ſeine Vergnügungen angelegen ſeyn. Ihn mit einem einzigen Pinſelſtriche zu entwerfen, kann man ihn wie den Herkules zwiſchen Tugend und Laſter wankend vorſtellen. Ich hörte ihn ſagen, das einzige, was Rom ihm zu verdanken haben wolle, ſey der Gebrauch des gefrornen Punſches. Dieſes Getränk iſt aber auch in der That vortreflich.

Der Kardinal Pallotta.

Iſt würdig einſt den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen. Er kennt die Menſchen und die Dinge, und hat die Kenntniſſe des Jahrhunderts. Er beſitzt den Geiſt der Ordnung und Analytik, und hat ſich mit den Werken des Locke, Leibnitz, Wolf, Malebranche, Bomar und Condillac, und aller ſolcher Verfaſſer genährt, welche die Begriffe, die er ſeiner erſten Erziehung verdankte, berichtigen. Ich habe Niemanden richtiger über Lavaters Werk von Pyſiognomik urtheilen, noch richtiger die Schönheiten deſſelben von den Irrthümern und Thorheiten, wovon es wimmelt, abſondern hören, als ihn.

Der Kardinal Paliotta liebt die Wiſſenſchaften und Künſte, und verſteht ſich darauf. Seine Ordnungsliebe wirkt auf ſein häußliches Leben. Kein Haus in Rom iſt beſſer eingerichtet als das ſeinige. In keinem herrſcht ein beſſerer Geſchmack im Ameublement. Seine immer beſchäftigten Bedienten ſind höflich und

beſcheiden. Die Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit dieſes Kardinals ſind bekannt; ſo wie es ſeine Wohlthätigkeit iſt. Die Güte ſeines Herzens ſchadet nicht ſeiner Feſtigkeit, welche die Grundlage ſeines Karakters iſt. Seine Freimüthigkeit wird durch keine Betrachtung beſchränkt. Frägt ihn der Papſt um ſeine Meinung, ſo ſtützt Pallotta die ſeinige auf Vernunft, und kann durch ſie nur überredet oder davon abgelenkt werden. Seine Art zu erörtern iſt lebhaft, aber ohne Bitterkeit. Palotti iſt Großſchatzmeiſter geweſen; und nie iſt eine ſo richtige Berechnung der Staatseinkünfte abgelegt worden als von ihm. Ich werde deſſen ausführlicher erwähnen, wenn ich von den Finanzen handle. Er hatte große Reformen in dieſem Theile der Staatswirthſchaft vor; allein das Rauben gehört ſo innig zum Syſteme der Regierung, daß er ſich genöthigt geſehen hat, es zu dulden, jedoch ohne Theilnahme. Die mit den großen Aemtern bekleideten Kardinäle und Prälaten pflegen dieſe nicht gern aufzugeben, bis ſie ſich von dem Eigenthume des Volks gemäſtet haben. Die Unterbeamten thun desgleichen; und ſo gegründet die Klagen darüber auch ſeyn mögen, finden ſie doch kein Gehör. Sie gelangen ſelten an den Papſt, weil ſie erſt die Reihe bei denen durchgehen müſſen, welche dabei intereſſirt ſind, ſie zu unterdrücken, oder anders vorzuſtellen. Und ſind ſie denn endlich durch alle Hinderniſſe hindurch gedrungen, ſo darf der Papſt nicht recht ſprechen, weil er ſich vor einer Taſſe Chocolade a la Jeſuite fürchtet.

Trotz allen dieſen Hinderniſſen hat der Kardinal Pallotta dem Staate wichtige Dienſte geleiſtet, indem er die Abgründe, welche die Regierung ſich ſelbſt dadurch gräbt, daß ſie jede Art des Mißbrauchs anwachſen laßt, ins hellſte Licht geſetzt hat. Auch die Künſte haben ihm viel zu verdanken. Seit einer Reihe von Jahrhunderten, daß man die Gegenden um Rom aufgräbt, um Monumente, Medaillen und antike Münzen zu finden, hatte man vernachläſſigt, den Ort, die Breite und Tiefe der aufgegrabenen Stellen anzugeben. Daraus entſtand, daß die mehreſten, die aufs Gerathewohl unternommen wurden, nichts hervorgebracht haben. Dieſe Ausgaben weniger fruchtlos zu machen, hat Pallotta um ein Geſetz angeſucht, welches verpflichtet, einen Stein zu ſetzen, welcher die Anzeige des Orts, die Länge, Breite und Tiefe der aufgegrabnen Stelle genau enthält; ſo muß auch die Zeit, der Nahme des Papſtes, und des Großſchatzmeiſters, unter welchem es geſchehen, angegeben ſeyn. Ueberdem läßt jetzt die apoſtoliſche Kammer auf ihre Koſten nachgraben; und durch dieſes Mittel kann ſie ihre Kunſtmuſäen mit geringen Koſten bereichern, und ſich noch durch den Verkauf des Ueberflüſſigen wegen der Koſten ſchadlos halten. Der Verkauf der Materialien von den alten Gebäuden iſt auch ein Einkommen. Da aber dies nur in der Gegend von Rom, und in einem Umfange von fünf bis ſechs Meilen Statt haben kann, ſo kann auf dieſes Einkommen nicht ſo gewiß zur Beſtrei-

tung der Koſten zum regelmäßigen Ausgraben gerechnet werden.

Der Kardinal Orſini.

Der Ruf dieſes Kardinals gab mir den Wunſch ein, ihn genau kennen zu lernen. Ich wollte wiſſen, ob er ſelbigen verdiente, und ich bin davon überzeugt worden. Er weiß viel, iſt aber ſo zurückhaltend als klug, und hat ſich oft entzogen, ſeine Meinung über ſtreitige Sachen zu ſagen. Sein Wahlſpruch hieß: andre Zeiten, andre Sitten! und von dieſem Begriffe iſt er nie abgewichen. Bei dieſer Zurückhaltung und Klugheit hat er einen feinen, geſchmeidigen Verſtand, iſt biegſam und einſchmeichelnd; kurz, er iſt ſo, wie ein Prieſter oder ein Hofmann ſeyn müßte, deſſen Glück noch zu machen ſteht. Er verwünſcht die Perſon des Papſtes, aber er liebt die päbſtliche Regierung, nicht nur aus perſönlichem Intereſſe, ſondern mit aus Liebe gegen den geiſtlichen Deſpotismus. Die Jahrhunderte, in welchen die Souveraine vor den Päpſten zitterten, ſtehen bei ihm in großer Achtung; und wenn er an ein goldnes Zeitalter glaubt, ſo iſt es ihm gewiß das Pontifikat des Papſtes Gregorius VII., ſeines Lieblingshelden. Alexander, Cäſar, Mark Aurel, der ſich ſo unabläſſig mit dem Glücke ſeiner Völker beſchäftigte; Friedrich der Einzige, dem Preuſſen ſeine Berühmtheit verdankt, ſo viele in verſchiedner Art berühmte Männer ſind ihm gegen den Papſt Gregorius nur vorübergehende Schatten.

bilder. Er iſt in der geiſtlichen Geſchichte ſehr bewandert, verſteht die Politik ſeines Hofes gründlich, iſt mit allen Ränken und Schleichwegen ſehr bekannt, welche die Geiſtlichkeit zu allen Zeiten, zur Erhaltung ihrer unrechtmäßigen Anmaßungen, die ſie in Rechte umgeändert hat, anwendete, und läßt ſichs von Amtswegen angelegen ſeyn, ſie zu vertheidigen, und ihre Rechte in Schutz zu nehmen.

Ich ſtellte Orſini's Empfindlichkeit auf die Probe, um zu erfahren, welcher Art ſie ſey; und darum unterhielt ich ihn unabläſſig in der günſtigen Vorſtellung, welche er daher von mir gefaßt hatte, weil ich mit ihm nur von den Päpſten ſprach, welche ſich durch ihren Eifer um die Vergrößerung des heiligen Stuhls hervorgethan haben. Als ich Alexander III. nannte, kamen ihm die Thränen in die Augen. Das Syſtem des römiſchen Hofes iſt in ſeinen Augen das Meiſterwerk menſchlicher Vernunft. Alles, was je Menſchen nützliches oder ſinnreiches erfanden, oder vervollkommneten, iſt ihm nichts gegen die römiſche Regierung. Ich habe zuweilen verſucht, ihn an die Begebenheiten der erſten Jahrhunderte der Kirche zu erinnern, wo die Paſtores durch ihre Einfachheit, ihre evangeliſche Armuth, und ihre ächte Demuth, ſich wirklich über den gewöhnlichen Menſchen erhoben. Mein Bemühen war vergeblich. Er wollte ſich nur derer erinnern, welche ſich die Umſtände zu nutze zu machen verſtanden, um Pipin und Karl dem Großen Diplome zu entreißen, welchen ſie eine, den Abſichten dieſer Fürſten nicht entſprechende Ausdehnung ge-

geben haben; und das ſind die einzigen, welchen er den Nahmen großer Männer zugeſteht.

Man hält den Orſini für einen Andächtigen. Er iſt es nicht mehr als ich es bin; aber er iſt ein Scheinheiliger, und die Römer ſind ja mit dem Anſcheine der Andacht ſchon zufrieden. Er ſcheint überzeugt zu ſeyn, daß, wenn ſich der Papſt auf den Beſitz eines Theils von Italien einſchränkte, er mit den andern Fürſten dieſes Landes einen Föderationsvergleich eingehen könnte, deſſen Reſultat eine Republik ſeyn würde, welche unendlich weit alle, die bis jetzt beſtanden haben, und inſonderheit diejenige, die man nicht abläßt die römiſche zu nennen, übertreffen müßte. Nach ſeinem Grundſatze ſind alle Fürſten, welche die oberſte Gewalt des heiligen Stuhls nicht anerkennen wollen, Uſurpatoren und Tyrannen, die man ausrotten ſollte.

Bei der Entwickelung dieſes Syſtems zeigt Orſini ſeine wortreiche Eloqnenz. Er verliert ſich in Raiſonnements ohne Ende, und ſtützt ſich auf Autoritäten, welche er von andern Italienern aufrafft, die aus Vorurtheil und Nothwendigkeit eine der Jahrhunderte der Unwiſſenheit würdige Meinung angenommen haben. Er wird übrigens für einen ehrlichen Mann gehalten; indeß, wenn ſeine Gewalt ſo groß wäre, als ſein Wille ſtark iſt, ſo würde er die Zeiten wieder herbeiführen, wo Religionskriege die Erde mit Blut tränkten. Kann irgend etwas ſeine Fehler verdunkeln, ſo iſt es die Achtung, welche er dem Verdienſte, wo er es auch antreffen mag, zu erweiſen nicht unterläßt.

Der Kardinal Borromeo.

Iſt ein Sohn der berühmten Gräfinn Borromeo, welche von den Grillo's aus Genua abſtammt, deren Stamm erloſchen iſt. Einige bei ihrem Geſchlechte ſeltne Talente, und verſchiedne Unbeſonnenheiten haben dieſer Dame einen Platz unter den berühmten Frauen verſchafft. Ihr Briefwechſel mit verſchiednen Souverainen, vornehmlich aber mit Gelehrten, haben ihr einen Ruf zuwegegebracht, welchen ſie zum Theil verdient. Der berühmte Valisneri reiſete nach Mayland, lediglich um ſich mit ihr über Naturgeſchichte zu unterhalten.

Als Borromeo von Mayland abreiſete, um die Nunciatur in Wien zu übernehmen, ſagte ſeine Mutter, die ihn ſehr richtig beurtheilte, zu ihm: So reiſe dann, weil Du es gern willſt; aber ich ſehe voraus, daß Du Dich nicht beſſern und Dich allenthalben als ein wahrer Pfaffe betragen wirſt.« Er hat dieſen Ausſpruch nur zu ſehr gerechtfertigt. Bei vielem Verſtande, Kenntniſſen und Reichthume, hat er ſich dennoch keine Achtung von rechtlichen Leuten verſchaffen können. Sein Geiz hat ihm nicht verſtattet einzuſehen, daß man an einem geldfeilen Hoſe ausſäen muß, wenn man einſammeln will. Er war es, der ſich, als Maria Thereſia gewiſſe Freiheiten abſchaffen wollte, welche die Geiſtlichkeit ihren Vorfahren entriſſen hatte, dieſem Entwurfe widerſetzte. Sein geſunder Verſtand reichte nicht ſo weit, um einzuſehen, daß dieſe Vorrechte unbillig waren, die die Laſt der Auflagen dem Volke allein zu

tragen auflegten, und daß die Monarchinn keinen beſſern Gebrauch von ihrer Gewalt machen konnte, als dieſe Freigebungen aufzuheben. Maria Thereſia bot der Geiſtlichkeit Schadloshaltung an; Borromeo ſchlug ſie aus, und verlohr alles. Die Auflage wurde ihm und Rom zum Trotze feſtgeſetzt; aber dem Volke nutzte das nichts, weil der Prälat, der es bei dem Throne hätte vertreten ſollen, nur einen Widerſtand entgegenſetzte, der, ſo bald er vergeblich iſt, lächerlich und oft ſchädlich wird.

Die Angelegenheit wegen der Zufluchtsörter gelang ihm nicht beſſer. Die aufrichtige, aber blinde Frömmigkeit der Souverainen und der Völker hatte den größten Verbrechern ein Mittel verliehen, ſich den, ihren Vergehungen gebührenden Strafen zu entziehen. Kirchen und Klöſter wurden ihnen ein ſichrer Zufluchtsort. Sobald ſie nur die Schwelle derſelben betreten hatten, waren ſie vor allen Angriffen ſicher. Die Kaiſerinn-Königinn hatte, ungeachtet ihrer Frömmigkeit, den ernſtlichen Willen, dieſen Mißbrauch abzuſtellen. Borromeo lärmte dagegen, und wurde nicht gehört. Die Miniſter, welche dieſe Reform angerathen hatten, waren unzufrieden mit ihm. Er bemerkte es, und rächte ſich niederträchtiger Weiſe, indem er ſie der Kaiſerin, welche in Abſicht der Sitten ſehr ſtreng war, verdächtig machte. Die Folge dieſes für einen Geiſtlichen ſo ſchlechten Betragens war, daß einige in Ungnade fielen. Auch war die Freude allgemein, als er nach Rom zurückberufen wurde. Dort erwarteten ihn neue Händel. Seine antiphyſiſchen

Rei=

Neigungen waren bekannt; aber man wußte nicht, daß ſie ſtark genug wären, ſeinen Geiz zu überwiegen. Indeß trieb ihn die Leidenſchaft, welche er gegen einen ſeiner Bedienten, den Sohn eines Zimmermanns gefaßt hatte, ſo weit, ſich um dieſen neuen Antinous ſorgſam zu bekümmern; er ließ ihn auf ſeine Koſten erziehen, und verhalf ihm zur Ehre der Prälatur. Ganz Rom redete davon, und man feierte den Sieg, welchen die Ueppigkeit über den Geiz davon getragen hatte, auf eine des Corypheen würdige Weiſe.

Die Vorurtheile, davon er vollgepfropft iſt, ſollten ihn vor den Ausſchweifungen, welchen er ſich ergiebt, bewahren; aber er thut nichts deſto weniger, wozu ſeine Leidenſchaften ihn antreiben, ohne die Folgen ſeiner Handlungen zu bedenken. Wenn ihm widerſprochen wird, ſo iſt ſein Unwille darüber unbegränzt; auch iſt er ſo rachſüchtig, daß er ſich jedes Mittels bedient, ſeine Rache gewiß zu machen. Dem Viskonti hat er es nie verziehen, daß er ihm in der Nunciatur in Wien gefolgt iſt, und weniger verzeiht er es ihm noch, daß dieſer dort beliebt wurde. Seinen Intriguen hatte Viskonti es zu verdanken, daß er bei dem letzten Konklave ausgeſchloſſen wurde.

Der Kardinal Archinto.

Archinto iſt auch ein Mayländer, auch eben ſo geizig als ſein Landsmann Borromeo; aber er hat weder ſeinen Verſtand, noch ſeine Talente. Er iſt ſo unwiſſend als hochmüthig;

in dieſem letztern übertrift er alle Vorſtellung. Er iſt übertrieben andächtig, und ſtößt ſich ſo leicht an etwas, daß es unmöglich iſt, irgend ein Geſpräch in ſeiner Gegenwart zu führen. Die unbedeutendſten Ausdrücke beleidigen ſein Ohr, weil ſein verſchrobener Verſtand ſie ſtets unrecht auslegt. Seine Ausſprache iſt fehlerhaft, ſeine Geſpräche gemein, und ſeine Geſtus lächerlich. Eine geiſtreiche Frau hat geſagt, man ſtürbe an der Dummheit; ich weiß nicht, ob das ganz richtig iſt; aber gewiß iſt es, Archinto lebt davon, athmet ſie ein, und giebt ſie unaufhörlich wieder von ſich. Er iſt ein phyſiſches und moraliſches Nichts, und ich habe ſeiner nur ſo erwähnt, wie man ein ſeltnes Thier ſeiner Häßlichkeit wegen anführt. Ich möchte ihn beinahe als einen Beweis anführen, wie die Natur zuweilen Abweichungen macht; und dieſe unförmliche Maſſe nennt man Eminenz.

Joſeph Pamphylius Doria.

Es hatte ihm in der Meinung des Publikums geſchadet, daß ſein jüngerer Bruder die Nunciatur in Frankreich erhalten hatte. Man hat ſich nicht nach der Urſache dieſes Vorzuges erkundigt, und hat Pamphylen ſo ſchnell als unbillig beurtheilt. So iſt das römiſche Publikum! Wer nur Tugenden, Talente und Kenntniſſe hat, kann nicht durch den Geiſt der Intrigue, dieſer Seele der hieſigen Regierung, vordringen. Man hat es ſogar Pamphylen nicht angerechnet, daß er die Superiorität ſeines

Bruders laut anerkannt hat. Allein dieſer Kardinal, welchen der Ehrgeiz nicht plagt, und der die Eitelkeit und Anſprüche nur aus den Thorheiten kennt, zu welchen ſie ſeine Kollegen verleiten, macht ſich wenig daraus, was von ihm geurtheilt wird. Er hält ſich ruhig in ſeinem Pallaſte, und lebt nach ſeiner Art. Seine Gallerien, ſeine Bibliothek ſind ſeine Welt; und die Zeit, welche er darin zubringt, iſt nicht verlohren. Die Malerei iſt ſeine vornehmſte Liebſchaft. Als ich ihn einſt bey dem Ritter von Azara traf, beſahen wir zuſammen die Gemäldeſammlung dieſes Miniſters; und der Kardinal Pamphyl ließ ſich in ſo intereſſante Beſchreibungen ein, daß ich ſie mit unendlichem Vergnügen anhörte. Die klaren und präziſen Antworten, welche er mir auf meine Fragen gab, ſetzten mich in Erſtaunen. Ich konnte es ihm nicht verſchweigen.

Wie iſt es möglich, ſagte ich einige Tage nachher zu dem Kardinal Bernis, daß der Kardinal Doria für einfältig gehalten werden kann. Das macht, antwortete er mir, weil dieſe Eminenz keines den Römern wohlgefälliges Laſter an ſich hat, und weil ſeine Rechtſchaffenheit ſie ärgert. Pamphyl iſt gut, ſanft, großmüthig, aufrichtig, und findet nur Geſchmack an Mahlerei und den ſchönen Wiſſenſchaften: wie können Ränkeſchmiede, Spieler Ehrgeizige, und Schelme einen ſolchen Mann achten! Seine anſcheinende Unbedeutſamkeit ſetzt ihn ihrem Haſſe nicht aus; und das iſts eben, was er wünſcht.«

Die Zuſammenkunft.

Die nordiſchen Souveraine, welche nicht katholiſch ſind, beſuchen ſelten das Kapitol. Als Guſtaf III. ſich entſchloß, nach Rom zu reiſen, um die daſelbſt befindlichen Denkmåler und Seltenheiten zu bewundern, nahm er ſich vor, keine unbemerkt zu laſſen. Ein Papſt iſt in dem, was man übereingekommen iſt die chriſtliche Welt zu nennen, ein Unicum. Guſtaf wollte Pius VI. ſehen; und Pius VI, dem die freiwillige Verehrung ſchmeichelte, welche ein ketzeriſcher König der Hauptſtadt ſeiner Staaten beweiſen wollte, wünſchte ebenfalls ſeinen Beſuch zu erhalten. Da aber die Verſchiedenheit der Religionen gar keine unmittelbare Beziehungen zwiſchen dem ſichtbaren Oberhaupte der katholiſchen Kirche, und einem lutheriſchen Könige ſtatt finden låßt, ſo mußten, um den Anſchein zu retten, einige Maaßregeln genommen, und eine Zuſammenkunft veranſtaltet werden, bei welcher kein Ceremoniel Platz fånde. Nach vielen geheimen Verabredungen war ein Ausweg gefunden, und Tag und Stunde, wo beide Potentaten ſich im Klementiniſchen Muſåum treffen ſollten, wurde feſtgeſetzt. Guſtaf ſtellte ſich zuerſt ein; und nachdem ihm der Papſt ſo viel Zeit gelaſſen hatte, ſich von dem gewöhnlichen Erſtaunen derer, welche dieſen Ort zuerſt zu ſehen bekommen, zu erholen, erſchien auch er, im Gefolge ſo vieler Kardinåle, als der König Begleiter bei ſich hatte. Beide bezeigten gleiches Verlangen, ſich einander zu nåhern. Da dieſes erſte Geſpråch öffentlich war,

ſo will ich den weſentlichen Innhalt davon anführen.

Pius VI.

Der Herr Graf von Haga, dem ſein Geſchmack für die Künſte, die er in ſeinem Lande immer beſchützte, nach Italien geführt hat, wollte die Stadt, die ihr Geburtsort war, mit ſeiner Gegenwart beehren.

Guſtaf.

Die Meiſterwerke, welche ſie enthält, ſind es werth, bewundert zu werden. Allein, obſchon ſie mit in den Plan meiner Reiſe gehörten, ſo war dennoch meine Hauptabſicht, als ich hierher kam, perſönlich einen Papſt kennen zu lernen, welcher die dreifache Krone durch ſeine Tugenden ehrt.

Pius VI.

Höflichkeit iſt unzertrennlich vom wahren Verdienſte; das meinige beſteht bloß in guten Abſichten. Sie aber, Herr Graf, haben von Ihrer erſten Kindheit an, Beweiſe deſſen gegeben, was ſie einſt ſeyn würden. Und dieſe Erwartungen haben Sie aufs vollſtändigſte erfüllt.

Guſtaf.

Die Umſtände ſind mir zu Hülfe gekommen; ich habe ſie nur benutzt.

Pius VI.

Man hat mich verſichert, daß Sie bei den wichtigſten Angelegenheiten nie aufgehört hahaben, einen beſchirmenden Blick auf die Künſte zu werfen. Nachdem Sie Ihr Königreich wiedergebohren haben, wollen Sie es auch verſchönern.

Guſtaf.

Ich habe meine Abſichten in dieſer Hinſicht nicht ganz ausführen können. Es gehört Zeit dazu, die Künſte unter einem Himmelſtriche einheimiſch zu machen, von dem man ſagen könnte:

La nature marâtre en ces âpres climats,
Ne produit au lieu d'or, que du fer, des soldats,

Als Guſtaf ſchnell umher geblickt hatte, ſagte er: ich werde hier köſtliche Stücke gewahr, welche ich in Kupfer geſtochen geſehen habe.

Pius VI.

Weil der Herr Graf dieſes Muſäum nach Ihrem Geſchmacke finden, wird Er mir erlauben, Ihn herum zu führen; ich will bei Ihm das Amt eines Cicerone verſehen.

Die beiden Souveraine ſetzten ihr Geſpräch, aber leiſe, fort. Der Papſt führte den König durch alle Säle, und erklärte ihm, was werth war erklärt zu werden, wie ein Antiquarius gethan haben würde. Und die Prälaten verrichteten bei den Herren von Guſtafs Gefolge das nehmliche Amt.

Der König von Schweden war mit dieſer Zuſammenkunft ſo ſehr zufrieden, daß er einem franzöſiſchen Maler auftrug, ſie durch ſeine Kunſt zu verewigen. Der Papſt erfuhr es, und bat ſich eine Kopie davon aus; und ſo erhielt der Künſtler von jedem dieſer Souveraine hundert und funfzig Louisd'or zugeſchickt. Das Gemälde war ungefähr neun bis zehn Fuß breit, und ſechs Fuß hoch. Es ſtellte den großen

Saal des Muſäums mit der Anſicht der Figuren, die ihn ſchmücken, vor. Der Künſtler hat den Moment gewählt, indem ſich die beiden Souveraine gewahr werden, und auf einander zugehen. Ihr Gefolge iſt zugegen; und die Anordnung iſt ſo gut, daß die Menge der Nebendinge der Hauptwirkung nicht ſchadet.

Man wird es nicht ſonderbar finden, daß ich die Aufmerkſamkeit des Leſers einen Augenblick bey dem Künſtler verweilen laſſe, welchem Guſtaf in Rom die Ausführung eines Stückes auftrug, das ihm die Rückerinnerung eines angenehmen Augenblicks gewähren ſollte. Er iſt ein Franzoſe, und heißt Gagneroux. Sein Geburtsort war Dijon in Bourgogne. Die Stände dieſer ehemaligen Provinz bemerkten aufkeimendes Talent bei ihm, ſchickten ihn nach Rom, wo er ſtudiren ſollte, und erhielten ihn dort verſchiedne Jahre hindurch. Gagneroux wählte ſich Geſchichtsmalerei, und er hat ſich in dieſer Gattung einen Nahmen gemacht, welchem ſeine letzte Arbeit das Siegel aufdrücken wird. Dieſe iſt die Vorſtellung der Schlacht bei Senef, in dem Augenblicke, wo der große Conde Gefahr läuft, von den Spaniern gefangen zu werden, von ſeinem Sohne aber, der ihm ein Pferd bringt, gerettet wird. Dieſes Stück hat den Kennern die größte Befriedigung gewährt. Die Figuren ſind richtig gezeichnet, die Verhältniſſe genau beobachtet; aber das Kolorit iſt ein wenig zu friſch; das iſts, was die Italiener franzöſiſche Manier nennen. Gagneroux hat noch drei andre Gemälde für den König von Schweden gemacht.

Das Süjet des letzten iſt ein ſterbender Oedip, welcher ſeine Kinder den Göttern empfiehlt.

Der Prinz und die Prinzeſſinn Rezzonico.

Der Prinz iſt ein Neffe Klemens XIII. Er bekleidet das Amt eines Senators, und wohnt als ein ſolcher auf dem Kapitol. Es hat viele gewundert, daß die Prieſter den Senat auf eine einzige Perſon ohne Autorität einzuſchränken ſich unterſtanden haben. Mich aber, wenn noch etwas mich verwundern kann, wunderts, daß ſie nicht auch noch die Benennung Senator abgeſchafft haben, um bei dem Volke den Begriff der Gewalt derjenigen, welche ſo viele Nationen überwunden haben, in Erinnerung zu bringen. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, zu unterſuchen, welches die Berufspflichten dieſer einzig gewordnen Bedienung ſind, und was für Vorrechte ihr Beſitzer durch ſie genießt. Wird ſie durch den Tod deſſelben erledigt, ſo erhält ſie gewöhnlich der Neffe des regierenden Papſtes, der die Expektanz dazu hat.

Der gegenwärtige Innhaber, der Prinz Rezzonico, iſt ein ſehr liebenswürdiger Mann, von ſanftem, wohlwollendem Herzen, und der die ſchönſten Eigenſchaften in ſich vereinigt. Seine Geſpräche ſind ſo angenehm als lehrreich. In ſeinem Pallaſte werden Fremde mit einnehmender Aufmerkſamkeit aufgenommen. Bei ihm bemerkt man nichts von jenem ſteifen Hoch=

muthe, den man ſonſt den römiſchen Großen zum Vorwurfe macht.

Das wird aber reichlich durch den Karakter der Prinzeſſinn, ſeiner Gemahlinn, erſetzt. Sie iſt aus dem Hauſe Buoncompagno, und iſt die Schweſter des Kardinals dieſes Nahmens. Sie iſt rieſenmäßig groß; ihre Geſichtszüge, der Ton ihrer Stimme, ihre Gebärden, alles an ihr ſcheint einen Irrthum der Natur anzuzeigen. Allein ihre Inkonſequenzen übertreffen alle Vorſtellung. Sie ſpricht viel, wählt ihre Ausdrücke gar nicht, ſcheint keine Wohlanſtändigkeit zu kennen, oder thut, als ob ſie ſelbige verachtete. Nachdem ſie einſt den Kardinal Quarantini viel angeſehen hatte, redete ſie ihn mit folgenden ſüßen Worten an: »Mein Herr Kardinal, alle Welt ſagt, daß Sie ein großer . . . . . ſind. In der That, nachdem ich Sie genau unterſucht habe, finde ich, daß Ihr Anſehen Ihrem Rufe entſpricht.« »Ich ſehe Sie nie gern, ſagte ſie zu dem Prälaten Branciforti, weil ſie falſch ausſehen.« Das war freilich ſehr richtig, ſollte aber nicht geſagt worden ſeyn.

Dieſe Prinzeſſinn, welche ihre meiſte Zeit unter Prälaten zubringt, verabſcheut ſie ſehr, und läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, ſie davon zu überzeugen, und durch angeſtellte Vergleiche ihnen die Verachtung merken zu laſſen, welche ſie ihnen geweiht hat.

Sie hatte ſechszehn Prälaten bei ſich zur Mittagstafel, unter welchen ſich auch Borgia befand. »Ach, ſagte ſie, als ſie ihn anſichtig wurde, den Prälaten Borgia ſehe ich ſtets

gern, weil er unter ſeinen Mitbrüdern der einzige iſt, mit dem man ein vernünftiges Wort ſprechen kann. Das hatte ſeine völlige Richtigkeit, es war aber ſehr unſchicklich es zu ſagen.

Ich geſtehe, daß mich der Ruf dieſer Dame von ihr entfernte. Ich hatte keine Luſt, mein Theil von ihrem Spaße mit hinzunehmen, und ich beſorgte, ſie möchte meine Geduld auf zuharte Proben ſetzen. Indeß mußte ich dem Gebrauche nachgeben, und mich ihr vorſtellen laſſen. Doch habe ich nur in Andern zu leiden gehabt; mein gutes Glück wollte, daß ich nicht das Ziel ihrer Epigramme wurde.

So gut wurde es nicht einem gewiſſen Markis aus der Lombardei, einem Manne von Verſtande, und Lieblinge der Prinzeſſinn Borghese. Die Prinzeſſinn Rezzonico konnte ihn nicht ausſtehen, und ließ keine Gelegenheit vorbei, ihm unangenehme, anzügliche und unartige Dinge zu ſagen. »Sie gefallen mir nicht, ſagte ſie ihm einſt an der Tafel ihres Bruders, des Kardinals; die Neigung, welche die Prinzeſſinn Borgheſe auf Sie geworfen hat, bildet Ihnen ein, Sie haben Verdienſte. Sie ſollten indeß doch wiſſen, daß dieſe Frau nicht als Muſter dienen kann, und ihre Wahl nie durch den Gegenſtand gerechtfertigt worden iſt.«

Bringt jemand etwas nicht ganz geſcheutes vor, ſo unterläßt ſie nie, ihre männliche Stimme zu erheben, und zu ſagen: »dieſe Reden ſind eines römiſchen Prälaten würdig.» Die geringſte Ungeſchicklichkeit iſt dem nehmlichen Tadel ausgeſetzt. Wenn ſie ihren Wiederwillen in ziemlich plumpen Schmä-

hungen ausgelaſſen hat, ſo endet ſie damit, daß ſie denjenigen, der ihren Eifer ſo erregt hat, mit den römiſchen Prälaten vergleicht.

Ob es gleich wahr iſt, daß die in den höchſten Würden ſtehenden Geiſtlichen nicht immer die gelehrteſten, und bei Manchem Dummheit und Unwiſſenheit zuſammen anzutreffen iſt, auch dazu wohl noch der ärgſte Hochmuth; ſo iſt es doch nicht wahr, daß alle, ohne Ausnahme, in dieſe Klaſſe gehören. Ich ſage noch mehr, es giebt wenige, welchen der Umgang mit der groſſen Welt nicht, die Klugheit beigebracht hätte zur rechten Zeit zu ſchweigen, wenn die Unterredung einen zu hohen Flug für ſie genommen hat. Der einzige Fall, worinn ſie wirklich unerträglich ſind, iſt, wenn ſie ſichs herausnehmen, über fremde Nationen zu urtheilen, von denen ſie weiter keine Nachricht haben, als aus lügenhaften Erzählungen, welche durch die dichte Binde des Vorurtheils unterſtützt werden. Allein, was hilft alles Wiſſen, wenn es, ſo wie bei der Prinzeſſinn Rezzonico, von einem ſo plumpen, mißfälligen, ſchneidenden, oft anſtößigen Tone begleitet wird, um ſich verhaßt zu machen? Ob gleich Pius VI. durch Ausbrüche von Zorn, welche bis zum Aberwitze gehen, berühmt iſt, ſo kommt er doch der Nichte Klemens XIII. noch nicht gleich.

Die getäuſchte hohe Einbildung.

Rom wimmelt von Leuten, welche auf Unkoſten der Fremden leben. Sie ſind immer auf der Lauer; ſo bald einer ankommt, reden ſie

ihn höflich an, beeifern ſich, ihn zu führen, folgen ihm überall, wo die Neugier ihn hinführt, und betrügen ihn dann zum Beſchluſſe. Wer in Rom geweſen iſt, verläßt es nicht, ohne irgend etwas, das ſeinen Geſchmack an Kunſtſachen beweiſen ſoll, gekauft zu haben. Und eben über die Art, dergleichen zu kaufen, iſt es nöthig, die Reiſenden zu belehren, um ſie vor den Schlingen zu bewahren, welche ihnen ſo liſtig gelegt ſind.

Jeder Reiſende muß ſich vorſtellen, daß die Theorie der Künſte nicht den gründlichen Kenner bildet. Für ungeübte Augen iſt es nicht leicht, die Kopien von den Originalen, die wirklichen Alterthümer von den Abbildungen zu unterſcheiden. Man irrt, wenn man das Leſen klaſſiſcher Werke, ehe man nach Italien reiſet, für zureichend hält, um allein mit den Handelsleuten in dieſem Fache fertig werden zu können. Wer ſich das einbildet, wird durch den Erfolg beſtraft. Man muß, um nicht betrogen zu werden, viel geſehen, und unter der Anweiſung unterrichteter Perſonen, welche bei dem Einkaufe der Dinge, die man ſich anſchaffen will, gar nicht intereſſirt ſind, viel verglichen haben.

Will man ſich ein Antiquitätenkabinet einrichten, oder ſich eine Gemäldeſammlung anſchaffen, ſo muß man ſich nothwendig Bekanntſchaft mit den beſten Künſtlern, und den gelehrteſten Alterthumskundigen verſchaffen. Iſt man empfohlen, ſo iſt das ganz leicht. Der Zugang zu den Kabinetten, den Muſäen, Gallerien und Palläſten ſteht einem frei. Man hört

ſprechen, man lauſcht; und ſo bildet ſich die Beurtheilung. Man erfährt, ohne darnach zu fragen, welcher Kaufmann am beſten verſehen iſt, und welche im Handel die ehrlichſten ſind. Man trift kluge Kenner, weche ſich eine Ehre daraus machen, die Fremden bei ihrem Einkaufe allenthalben hin zu begleiten, wenn dieſer nur ſo klug iſt, nicht mehr als dieſe davon verſtehen zu wollen. Der Eigendünkel iſt eine Klippe, woran die Halbkenner zu ſcheitern pflegen; und in dieſem Falle haben die Römer eine Schadenfreude, wenn ſie die Fremden, Kruſten ſtatt der Meiſterſtücke, welche ſie gekauft zu haben ſich einbilden, mitnehmen ſehen. Doch hier ſtatt der Vorſchriften ein Beiſpiel.

Der Graf Frieß war der älſte Sohn eines Wiener Bankiers, welcher bei der Erziehung ſeines Sohnes nichts verſäumt hatte. Er ſtarb, und hinterließ ſeinem Sohne ein Vermögen von vielen Millionen Gulden. Dieſer kam nun mit dem zwiefachen Vorſatze nach Italien, die Meiſterwerke, welche es enthält, zu bewundern, und ſich ſelbſt bewundern zu laſſen. Er hatte eine intereſſante Figur, und alle die Annehmlichkeiten, welche die Natur giebt, und die Erziehung entwickelt, und rechnete auf den glänzendſten Erfolg. Zu ſtolz auf die Halbkenntniſſe, welche er ſich erworben hatte, würde er ſich geſchämt haben, ſich einem Führer anzuvertrauen, und er kündigte ſich ſogleich bei ſeiner Ankunft in Rom als einen gründlichen Kenner an. Man prüfte ihn, und in wenigen Stunden hatte man den Maaß-

ſtaab ſeiner Kenntniſſe richtig ausgefunden. Von der Zeit an wurden ihm Schlingen gelegt, und der ſtolze Dünkel des jungen Mannes ſprengte ſpornſtreichs hinein.

Verſchiedne Schlauköpfe ſtellten ſich ihm an den Oertern, welche er zu beſuchen pflegte, in den Weg, und gingen ihm bis in die Häuſer, welchen er empfohlen war, nach. Man gab ihm Anlaß zu ſprechen, hörte ihn an, und ſpielte den vor Bewunderung Hingeriſſenen. Welch Wunder, den jungen Herrn anzuhören! ihn an Kenntniſſen diejenigen, welche ſich lange auf dieſe Gattung Studium gelegt hatten, übertreffen zu ſehen! Eigenliebe iſt allen Altern eigen. Ihr Zauber wirkte ſchnell auf Frieß, welcher ganz treuherzig die Lobſprüche, womit er überſchüttet wurde, zu verdienen glaubte. Er ſah in ſich eines der von der Natur privilegirten Weſen, und glaubte, Deutſchland würde es ſich zur Ehre rechnen, ihn unter die großen Männer, welche es hervorgebracht hatte, aufzunehmen.

Als der Graf Frieß auf den Punkt gebracht war, auf welchem ſeine guten Freunde ihn zu ſehen wünſchten, wieſen ſie ihm prächtige Gemälde, Gemmen, Büſten, Medaillen von vollendeter Arbeit, ſo köſtlich als es nur wenige giebt, an; allein es war ſchwürig, ſie zu ſehen zu bekommen, ſehr ſchwürig; und ſchwüriger noch, ſie ſich zu verſchaffen. Der Eigenthümer, ein reicher oder ſonderbarer Mann, hatte ſich immer noch nicht entſchließen können ſie zu verkaufen, was ihm auch dafür war geboten worden. Indeß wolle man verſuchen,

und während dieſe große Angelegenheit zu Stande gebracht würde, hofte man ſie dem Herrn Grafen zeigen zu können. Der Herr Graf nahm das mit vieler Erkenntlichkeit an, wurde geheimnißvoll ins Kabinet eingeführt, bewunderte, wollte alles kaufen, und nahm es als beſondre Vergünſtigung auf, daß man ihm erlaubte, Kopien, welche wirkliche Kenner verworfen hatten, aufs theuerſte zu bezahlen.

Dieſes liſtige Verfahren, welches oft wiederhohlt wurde, gab ganz Rom etwas zu lachen, welches ſich auf Koſten des jungen Deutſchen luſtig zu machen um ſo weniger ein Bedenken trug, weil der Eigendünkel nicht ſein einziger Fehler war. Als Frieß durch ein Diplom, welches nicht ſchwer zu erhalten iſt, Reichsgraf geworden war, hatte er vergeſſen, daß ſein Vater nur Bankier, und niemals etwas anders als dies geweſen war. Das wußten die Römer, und in ſolchen Fällen haben ſie ein unvergleichliches Gedächtniß. So oft Frieß von ſeinem Adel, von ſeinen Vorfahren ſprach, wurde gelächelt; und den Tag darauf fand dann immer der neugebackne Reichsgraf Gelegenheit, einige tauſend Gulden anzubringen. Beide Fehler ſind den Römern ſo auffallend geweſen, daß, wenn ſie jetzt einen eingebildeten Menſchen beſchreiben wollen, ſie zu ſagen pflegen: das iſt ein andrer Graf Frieß.»

Pickler, ein berühmter Künſtler, machte ſich ohne Bedenken die Thorheit des jungen Frieß zu nutze. Er verkaufte ihm für zwei und ſiebenzig Louisd'or eine den Gott Luna

vorſtellende Gemme. Dieſe ſehr gut nach der Antike nachgeahmte Arbeit war ungefähr den dritten Theil der Summe werth. Frieß, welcher eben ſeine guten Freunde nicht bei ſich hatte, forderte ein Certifikat von dem Künſtler, welches ihm in folgenden Ausdrücken gegeben wurde:

»Ich Endesunterſchriebener bekenne, dem Herrn Grafen von Frieß eine Gemme, welche den alten ägyptiſchen Gott Luna vorſtellt, verkauft zu haben. Die Arbeit iſt graeco-latine.«

»Pickler.«

Frieß bemerkte nicht die Unregelmäßigkeit des Certificats. Er zeigte es allenthalben, las es, wiederholte die Ausdrücke, und hielt ſich für den Beſitzer eines Unikums.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der Stadt mit den ſieben Bergen, und nachdem er ungeheure Summen verſchwendet hatte, reiſete er ſo ſtolz nach ſeinem Vaterlande zurück, ſo ſtolz, wie der Eſel welcher Reliquien trug. Da er bald nachher ſtarb, hatte er nicht Zeit, ſeinen Irrthum und ſeine zu hohe Meinung von ſich einzuſehen, und zurückzunehmen.

Es war nöthig, Reiſenden das Beiſpiel dieſes jungen Mannes vorzuhalten, aus welchem ſie abnehmen können, wie gefährlich es ſey, ſich dem erſten dem beſten Unbekannten zu überlaſſen; und auch, daß ein Mann wie Pickler, die Thorheit eines Fremden ſo benutzt, ſich zwei und ſiebenzig Louisd'or für eine Sache geben zu laſſen, die höchſtens fünf und

zwan=

zwanzig werth war, mußte in einem Werke angeführt werden, welches beſtimmt iſt, die Sitten und Gebräuche der verſchiednen italieniſchen Staaten zu ſchildern.

Der Toskaniſche Geſandte.

Als Leopold Großherzog von Toskana war, bediente er ſich der an den auswärtigen Höfen reſidirenden kaiſerlichen Geſandten, ſeine geringen Angelegenheiten bey denſelben zu verſehen. Rom und Neapel waren die einzigen Höfe, wohin er ſich entſchloß Geſandte zu ſenden.

Der Abbe Gianni verrichtete in Rom das Amt eines Reſidenten. Er war der Bruder eines Günſtlings, von welchem ich bei Toskana Gelegenheit haben werde zu ſprechen.

Gianni's Bildung, ſeine Kleidung, Hausrath, Equipage, ſeine Manieren, alles an ihm hatte das Gepräge des Souverains welchem er angehörte.

Es iſt bekannt, daß Leopold gerecht war, und daß ſich die Toskaneſen unter ſeiner Regierung nicht unglücklich ſchätzen konnten. Allein vielleicht weiß man nicht, daß, indeß er ſich mit der Wohlfahrt des platten Landes beſchäftigte, er die Geduld der Städter auf harte Proben ſetzte. Seine Miniſter, ſo wie die Stadtobrigkeiten, waren mit Arbeiten überhäuft, und ihre Gehalte waren ſehr mittelmäßig. Man muß indeß geſtehen, daß dieſer Fürſt nur von Andern forderte, was er ſelbſt that. Er gab das Beiſpiel der Einfachheit und Frugalität. Seine häuslichen Ausgaben waren ſo richtig berechnet, daß der Unterſchied, ein

Jahr ins andre gerechnet nicht ſechstauſend Livres betrug. Er herrſchte mehr wie der Superior eines geiſtlichen Ordens, als wie ein Souverain. Seine, den Luxus betreffenden Geſetze erſtreckten ſich über alle Klaſſen ſeiner Unterthanen, und ſeine Art, auf ihr Wohlſeyn ein Augenmerk zu haben, wurde ihnen durch den beſtändigen Zwang, worin ſie gehalten wurden, läſtig. Er unterhielt Kundſchafter, welche ihm um geringen Sold ſehr treu dienten, um zu erfahren, was in dem Innern der Häuſer vorgieng. Durch ſie erfuhr er alle Kleinigkeiten; das war ihm in ſeinen müßigen Stunden ein Zeitvertreib, und des Abends wiederhohlte er ſeiner Gemahlinn, welche eine muſterhafte Gattinn, Mutter und Fürſtinn war, was den Tag über vorgefallen war.

Die Toskaneſen wußten recht gut, welcher Mittel ihr Herr ſich bediente, alle ihre Handlungen, und beinahe ihre Gedanken zu erforſchen; auch ſahen ſie, ſo wie Malebranche allenthalben Gott ſah, Leopolden überall, oder waren ſeiner wenigſtens, ſelbſt in den Armen ihrer Geliebten, eingedenk.

Gianni war eingeweiht in dieſen Maximen, und befolgte ſie ſo regelmäßig, daß er ſich dadurch von allen andern Diplomatikern unterſchied. Er ſchränkte ſich nicht nur auf die ſtrengſte Aufſicht ſeines Hausweſens ein, ſondern brauchte auch allenthalben ſein Geſicht und und Gehör zu dieſem Zwecke. Er ſah alles auf allen Seiten neugierig an, und in Geſellſchaften war er ganz Ohr; man wußte gewiß, daß in der nächſten Depeſche alles genau berichtet werden würde.

Obgleich ſein Poſten ihm wenig einbrachte, beſorgte er dennoch, denſelben einzubüßen; und um zu vermeiden, was er als ein Unglück betrachtete, beeiferte er ſich, der unerſättlichen Neugierde ſeines Herrn durch jegliches Mittel, welches in ſeiner Gewalt ſtand, Nahrung zu verſchaffen. Man hat mir geſagt, daß er in den Jahren 1786 und 1787 in beſtändiger Angſt geweſen ſey. Die Streitigkeiten, welche zwiſchen Rom und Florenz über die Hirtenbriefe des Biſchofes von Piſtoja entſtanden waren, ließen ihn einen Bruch und dieſem zu Folge ſeinen Rappel beſorgen.

In ganz Rom gab es keinen ſo beſchäftigten Geſandten, als Gianni, obgleich er weder Feten anzuordnen, noch Dinees noch Aſſembleen zu geben hatte. Freilich mußte er ſeine Depeſchen ſelbſt abfertigen. Da es ihm an Mitteln fehlte, einen Sekretär zu halten, und er ſeinem Gedächtniſſe nicht trauen durfte, ſo notirte er unaufhörlich, was er mit einrücken wollte. Daß ſie mit Vergnügen geleſen würden, mußten ſie viel Neues enthalten; die Erzählungen mußten weitläuftig und umſtändlich ſeyn. Dieſes bewerkſtelligen zu können, mußte der arme Geſandte unabläſſig auf den Beinen ſeyn, und bald hier, bald dorthin wandern, bis er vollauf eingeſammelt hatte. Welchein Gewerbe!

Gianni iſt ſehr geziert in ſeinen Manieren, ſehr gezirkelt in ſeinen Reden, und ein wahres Bild des Zwanges. Er ſpricht ſeine Mutterſprache ſehr gut, verſtehet auch franzöſiſch; hat ſich aber ein geheimnißvolles Weſen angewöhnt, welches ihn in Geſellſchaften unerträg-

lich macht. Frägt man ihn um Nachrichten von Toskana, ſo antwortet er nicht. Spricht man vom Ackerbau, vom Klima, von der Beſchaffenheit der Steine und des Erdreichs, kurz, von dem, was ſein Vaterland erzeugt, ſo ſteht er an; und endlich drängen ſich die Worte: Ich weiß es nicht, beinahe unwilkürlich, aus ſeinen nur halb geöffneten Lippen. Die gleichgültigſten Sachen ſind für ihn die wichtigſten Angelegenheiten. Selbſt alles Zutrauens unfähig, ſucht er andrer Leute Zutrauen zu gewinnen. Er hat die angenehme Gewohnheit, ins Ohr zu reden, und meiſt nur um einen guten Tag und eine gute Nacht zu wünſchen, oder vom Wetter zu ſprechen. Er ſcheint immer zu fürchten, daß er belauſcht oder errathen werde. Kurz, man kann aus dieſem Menſchen, der einem allenthalben aufſtößt, nichts herausbringen. Seine Kollegen haben ihre Luſt mit ihm; andre bedauern ihn. Allein der Kardinal von Bernis und der Ritter von Azara haben wahres Mitleiden mit ihm, und liefern ihm auch Materialien zu ſeinen wichtigen Berichten.

Wahrſcheinlich iſt die Zurückhaltung, die man ihm anfänglich auferlegt hat, bei ihm zur Gewohnheit geworden. Hier iſt ein Beweis davon. Einſt wurde in ſeiner Gegenwart von der Großherzoginn geſprochen, und man war ungewiß über ihr Alter. Der erſte beſte Kalender hätte dienen können, die Meinungen hierüber zu berichtigen; Niemand hatte eben einen bei ſich. Gianni wurde erſucht, die Sache zu entſcheiden; er lehnte es ab, und nichts konnte ihn bewegen, das Alter dieſer Dame zu

ſagen, von welcher mit der ihren perſönlichen Eigenſchaften gebührenden Achtung war geſprochen worden.

Die Engelsburg.

Iſt die römiſche Baſtille, die Höhle, worin der kirchliche Despotismus ſeine ſo gefürchtete Donner ſchmiedete, deren Schärfe endlich die Zeit abgeſtumpft hat. Ich werde dieſe Feſte nur unter der Anſicht, welche ſie von Natur darbietetet, vorſtellen. Die Päpſte haben einen verdeckten Gang anlegen laſſen, der von dem Vatikan nach der Engelsburg führt; durch dieſen dachten ſie den Volksaufſtänden, welche eine willkührliche, harte und raubgierige Regierung erregen kann, aus dem Wege zu gehen.

Dieſes unter der Benennung Schloß bekannte Staatsgefängniß iſt in einem ſehr ſchlechten Zuſtande, welcher die Nachläſſigkeit der Regierung hinreichend bekräftigt, wenn man, nachdem man den Kirchenſtaat durchreiſet iſt, ſich noch über die innere Fehlerhaftigkeit, welche alle Triebfedern lähmt, täuſchen könnte.

Auf halb verfallnen Wällen ſieht man Kanonen, welche mehr zu ſeiner gänzlichen Zugrunderichtung, als zu ſeiner Vertheidigung dienen würden. Es ſind deren auf den Treppen jeglichen Stockwerkes befindlich. Nicht weit davon ſind Kugeln aufgethürmt, welche mit dem Geſchütze nicht gleichförmiges Kaliber haben, und die erſt ausgeſucht werden müßten, wenn ſie zu den vorhandnen Kanonen paſſen ſollten.

Wozu nun alſo die ganze Vertheidigungs-

anſtalt, wenn der Ueberfall unverhofft wäre? Dem römiſchen Volke zu imponiren, welches der lange Schlummer träge gemacht hat, ſich drei oder vier Tage lang gegen daſſelbe zu vertheidigen, wenn es ſeine Ketten abzuſchütteln wagte, dem Papſte und ſeinen Kardinälen Zeit zur Flucht zu gewähren — die einzige Zuflucht der Tyrannen, welchen die Natur männlichen Muth verſagt hat. Es wäre für regelmäßige Truppen das Werk einiger Stunden, ſich des Zufluchtsortes Bonifacius VIII. zu bemächtigen, welcher in der Folge ſein Gefängniß wurde.

Ich habe das Zeughaus beſehen, oder doch den Ort, den man mit dieſem Nahmen belegt. Der unbedeutendſte deutſche Fürſt würde ſich deſſelben ſchämen. Ich habe ungefähr zwei tauſend fünf hundert verroſtete Flinten und Gewehre, welche ſchwer und in dem ſchlechteſten Zuſtande waren, darin geſehen. Exercirte Truppen würden ſich ihrer ſchwerlich bedienen können.

Das Intereſſanteſte in dieſem Schloſſe iſt die Ausſicht, welche bewundernswürdig iſt, und die einen vergeſſen läßt, wie viel Stufen man erſteigen mußte, um auf die Esplanade des Thurms zu kommen. Rom liegt ganz in der Geſtalt des halben Mondes, deſſen eingebogene Extremitäten ſich an das Schloß anſchließen. Das iſt wieder eine Aehnlichkeit mehr mit den mahometaniſchen Mächten.

Man hat mir Zimmer gezeigt, woſelbſt grauſame Päpſte unglückliche Kardinäle eingekerkert hatten, deren ganzes Verbrechen darin

beſtand, daß ſie den Vornehmſten unter ihres Gleichen mißfielen. Ich habe die ſogenannte Rathsſtube geſehen, wo ſie verhört wurden, und aus welcher ſie nur entlaſſen wurden, um erdroſſelt zu werden.

Ein Saal heißt die Schatzkammer, wo man die päpſtlichen Kleinodien und die vier dreifachen Kronen ſieht; dieſe beſcheidne Zierde, welche denjenigen recht wohl anſteht, die ſich Nachfolger Petrus des Fiſchers nennen. Auch hat man mir das Gemach gezeigt, worin Sixtur V. lange Zeit hindurch die Gelder aufbewahrte, welche er zur Beſtreitung außerordentlicher Ausgaben des heiligen Stuhls niedergelegt hatte. Es iſt durchaus leer. Der Papſt Rezzonico hat ſich eines guten Theils ihres Innhaltes bemächtigt; und Pius VI. verſchlang das Uebrige, als er Papſt wurde. Ich bin in dem Zimmer geweſen, worinn der Kardinal Caraffa erdroſſelt worden iſt. Auch habe ich das geſehen, wo der Jeſuiten-General Pater Ricci bis an ſein Ende eingeſperrt geſeſſen hat.

Indeß ich meine Neugierde über alles zu befriedigen ſuchte, was dieſes ehedem ehrwürdige Schloß in ſich faßt, und welches zu allen Zeiten nur dazu diente, den Völkern die Tyrannei des europäiſchen Lama zu verdecken, ſaß Caglioſtro, der zu berühmte Caglioſtro darinn gefangen. Eine aus den Mitgliedern des Tribunals der Inquiſition beſtehende Kommiſſion leitete ſeinen Prozeß ein, und begann ſeine Martern mit unaufhörlichen Verhören, von welchen man ſich einen Begriff machen kann, wenn man eine allgemeine Kenntniß

der thörichten Grauſamkeit dieſer Tigerher-
zen hat.

Dieſe Sache gab Stoff zum allgemeinen Ge-
ſpräche. Rom wiederhallte von dieſem Nah-
men, ſo wie in Paris geſchehen war; allein der
Ausgang ſollte für den, welcher der Gegen-
ſtand der Aufmerkſamkeit war, trauriger aus-
fallen. Ich kann mir nicht enthalten, einige
Umſtände der Muthmaßungen anzuführen, zu
welchen dieſer ungerechte Prozeß den Römern
Anlaß gab.

Verſchiedne Perſonen, welche dafür angeſe-
hen ſind, daß ſie die Geheimniſſe des heiligen
Stuhls wiſſen, wollen behaupten, Caglioſtro
ſey mit ſehr feindſeligen Abſichten nach Rom
gekommen. Man ſagte, ſeine Verweiſung aus
Frankreich ſey nur ein Vorwand, deſſen man
ſich bedient habe, um ein durch die Polignacs,
Vaudreuil, die franzöſiſchen Prinzen, und inſon-
derheit den Grafen von Artois, angeſponnenes
Komplot zu bemänteln. Man ſchrieb dieſer
Zuſammengeſellung von Blutigeln den Entwurf
zu, Rom während der Karnevalsluſtbarkeiten
zu plündern. Der Tag, ſagte man, ſey auf
die Faſtnacht feſtgeſetzt geweſen. Aber wenn
man auch dieſe ſehr zu bezweifelnde Thatſache
als wahr annimmt, was verhört man den Cag-
lioſtro denn vor einer Kommiſſion der Inqui-
ſition? Das gehörte vor die gewöhnlichen Ge-
richtsbarkeiten; und Caglioſtro ſollte öffentlich
verhört worden ſeyn, daß ſein Verbrechen laut
bekannt würde.

Eine andre, eben ſo in Achtung ſtehende
Sage iſt, obgleich wahrſcheinlicher, doch eben

ſo unbewieſen, Caglioſtro ſey auf Anſuchen der Marien Antoinetten, damaligen Königinn von Frankreich, verhaftet worden. Man hielt dafür, dieſer Mann habe zu vielen Antheil an der berühmten Geſchichte des nur zu berühmten Halsbandes gehabt, als daß ſie nicht hätte beſorgen ſollen, ihre Schande könne durch neue, nicht unter der Aufſicht des Baſtilleurs ſtehende Memoiren, dem Volke bekannt werden, welches ſchon zu geneigt war, ſie zu verurtheilen. Dieſer Gedanke, obſchon er gegründeter zu ſeyn ſcheint als der erſte, ſcheint mir indeß doch noch leichtſinnig und gewagt zu ſeyn. Ohne irgend etwas über den Karakter dieſer Fürſtinn ſagen zu wollen, ohne etwas für oder wider ſie in dieſer Beſchuldigung anzunehmen, dünkt mich doch, daß, da ſie die Wahl des Verbrechens hatte, ſie das, was am leichteſten auszuführen war, gewählt haben würde. War Caglioſtro in der Baſtille, ſo hatte ſie ihn, ſo zu ſagen, in Händen. Es war leicht, ihn da auf die Seite zu ſchaffen, dagegen ſehr ungewiß, ob er auch eben nach Rom gehen würde, wo er auch nicht gerades Weges hingekommen iſt; und es mußte gefährlich ſcheinen, ihn ſo von fern abzureichen, ihn ſo langſamen, ſtets abgezirkelten Formalitäten zu überlaſſen, wobei nothwendig viele Leute das Geheimniß erfahren mußten. So handeln die Fürſten nicht, wenn ſie ihre Mitſchuldigen, oder ihre Feinde los ſeyn wollen.

Dem ſey wie ihm wolle, Caglioſtro's Prozeß in Rom iſt ein Mißbrauch der Gewalt, welcher jeden Menſchen, der noch nicht ganz

unter dem Joche der Tyrannei abgeſtumpft iſt, empören muß. Verachtung der Geſetze, Verletzung des Gaſt- und Völkerrechtes, das war der Verhaftbefehl des Papſtes, der von ſeinen Helfershelfern nur zu pünktlich ausgeführt wurde.

Ich bin weit entfernt, Caglioſtro zu ſchätzen; denn ich habe ihn jederzeit als einen Marktſchreier betrachtet, welcher ſeinen Wohlſtand auf den Aberglauben eines Haufens von Thoren, welche er geſchickt zu verführen wußte, berechnet hatte. Auch habe ich ihn für den Agenten gewiſſer Perſonen gehalten, die er ebenfalls hintergieng. Allein, was er auch in Frankreich und in andern Ländern unternommen hat; welches auch ſein Betragen und ſeine Entwürfe geweſen ſeyn mögen, ſo hatte man in Rom immer nicht das Recht, ihn einzukerkern, und weniger noch, ihn über Thatſachen zu verurtheilen, welche weder dieſe Stadt, noch irgend einen Theil des Kirchenſtaates angehen.

Dieſes in ſeiner Form, wie in ſeiner Veranlaſſung ſo verhaßte Verfahren iſt außerordentlich behandelt worden; und, was es ebenfalls nicht weniger iſt, man hat ſich erlaubt, die Frau des Gefangnen zu verführen, damit ſie in einer Angelegenheit wider ihn ausſage, welche, ich kann es nicht oft genug ſagen, den Römern nicht bekannt genug geweſen ſeyn kann, und noch weniger vor ihren Richterſtuhl gehört. Erbettelte und erdichtete Ausſagen, mehr als bloß verdächtige Zeugen, welche gegen alles rechtliche Verfahren zugelaſſen und abgehört wurden, ungerechter Urtheilsſpruch,

das war das Schickſal, dem Caglioſtro entgegengieng, als er nach Rom flüchtete. Das iſt das Werk der Prieſter. Warum aber haben ſie hierbei alle Geſetze mit Füßen getreten? Welche übertriebne Kühnheit oder Schwäche kann ſie verleitet haben, alle Aktenſtücke dieſes ungeheuern Prozeſſes drucken zu laſſen? Man leſe in der Geſchichte, und ſehe die Willfährigkeit Klemens VI. für Frankreich, in der entſetzlichen Geſchichte mit den Tempelherren, und dann urtheile man, was der römiſche Hof geweſen iſt, und noch iſt, wenn es ſein Intereſſe erfordert, einer Macht, welche er nicht unterdrücken kann, zu ſchonen oder zu dienen.

Caglioſtro wurde Meinungen und Verbrechen wegen, zum Tode verurtheilt, welche er nicht in dem Lande derer begangen hatte, welche ſich zu ſeinen Richtern aufwarfen. Seine Strafe gieng in eine weit ſchrecklichere über. Der Papſt hat ihn verurtheilt, ſein Leben in einem Gefängniſſe zu beſchließen. Dieſes Gefängniß iſt eine Art von ſehr tiefer Grube, deſſen Thüre zugemauert iſt, und nur durch ein Zugloch Luft erhält, welches einmal des Tages geöffnet, und wodurch dem Gefangnen das Eſſen herunter gelaſſen wird. Nie ſind Worte des Troſtes in dieſen Aufenthalt des Jammers gedrungen. Man bekümmert ſich nicht um die Geſundheitsumſtände derer, die darin gefangen ſitzen, und man erfährt nur dadurch, daß ſie geſtorben ſind, wenn der Korb, der ihre ſchlechte Nahrung enthält, die ihre Quaal verlängert, herauf gezogen wird. Kommt der Korb einige Tage hintereinander unberührt wieder

herauf, ſo ſchließt man daraus, daß ihre Leiden ein Ende genommen haben. Dann gehet man herein, ſchaft die Leiche hinweg, und begräbt ſie. Dieſe Gefängniſſe ſind unterhalb des Thurms. Wahrſcheinlich haben die Mönche und Kloſterleute dieſes Beiſpiel evangeliſcher Sanftmuth zum Muſter genommen, als ſie Strafen einführten, welche ſie das Angſtwaſſer und das Brod der Trübſal nennen. Der Ort ſelbſt, wo die unglücklichen Schlachtopfer, welche dazu verurtheilt waren, aufbehalten wurden, war bei ihnen unter der Benennung des in pace bekannt.

Das Kapitol

Iſt nicht mehr der Tempel, deſſen Nahmen es nur noch führt; denn das heutige Kapitol dient nicht mehr dazu, den Triumph der Helden zu feiern. Eine betrügeriſche Horde, unter Anführung eines ſtolzen Prieſters, ſo unmenſchlich, als feig und blutdürſtig, hat nur Bannflüche zu ſchleudern und Scheiterhaufen anzuzünden verſtanden. Dieſe Horde, welche den Thron ihrer vormaligen Herren einnahm, deſſen Sturz ſie beſchleunigte, dieſe Horde hat, zum Unheil der Welt, die Unbiegſamkeit der alten Römer angenommen; wie ſie, wollte ſie die Völker unterwerfen; wie ihnen, iſt es ihr gelungen, und wie jener Ruhm erloſch, erloſch auch der ihrige.

Das neuere Kapitol iſt ein in drei Hauptgebäude abgetheilter Pavillon; den Mittelpunkt nimmt der Senator, welcher hier ſeinen Ge-

richtshof hält, ein. Die beiden Seitenflügel dienen zu Gallerien, und enthalten köſtliche Stücke, die ich nicht beſchreiben werde, weil das ſchon in Werken, welche dieſer Art von Bemerkungen beſonders geweihet ſind, geſchehen iſt.

Die Anſicht ſo vieler Denkmäler, welche die Größe des römiſchen Reiches bekräftigen, führen den Geiſt auf das zurück, was dieſes Volk von Königen in den ſchönen Tagen ſeiner Freiheit war. Wie kommt es, daß ein Gedränge von Vorſtellungen den Fremden bei dem Anblicke dieſer Gegenſtände, ſo zu ſagen, beſtürmet, und hingegen die Römer, welche unabläſſig geſchäftig ſind, die Größe ihrer Vorfahren herauszuſtreichen, und über die mehr oder minder große Aehnlichkeit der ſie vorſtellenden Abbildungen zu ſtreiten, wie kommt es, daß ſie beinahe niemals der Thaten, wodurch jene ſo berühmt wurden, erwähnen? Sie ſtreiten ſich um die genaue Kenntniß ihrer körperlichen Verhältniſſe, und verſäumen darüber, ſich nach ihrem Genie, ihren Tugenden und Laſtern zu erkundigen. Ihre Tapferkeit, ihre Vaterlandsliebe, ihre Seelenſtärke, ſind alles verlohrne Eigenſchaften für die verdummten Abkömmlinge des Brutus, der Scipionen, der Paul Emile, und der Katonen.

Als ich die Stufen ſtieg, welche auf den Platz des Kapitols führen, dachte ich an die Geiſtesgegenwart des Scipio Afrikanus. Als er vor dem römiſchen Volke, der Entwendung des öffentlichen Schatzes von einem Tribun, welcher über den Ruhm, den er ſich erwor-

ben hatte, eiferſüchtig war, angeklagt wurde, und er ſowohl ſeiner ſelbſt als auch des Volks wegen aufgebracht war, daß er dieſem niederträchtigen Angeber antworten ſollte, ſagte er: »An eben dieſem Tage, zu der und der Stunde, beſiegte ich Eure Feinde. Römer, folgt mir aufs Kapitol, den Jahrstag meines Sieges zu feiern!« Als er ſo geſprochen hatte, gieng er nach dem Tempel; das Volk folgte ihm, und ſeine beſchämten Feinde waren gezwungen, ſich in das Zurufen des Volkes zu miſchen. Wo iſt unter allen denen, welche die Aſche der Helden mit Füßen treten, wo iſt der, welcher fähig wäre, ſolche Größe zu fühlen? fragte ich mich ſelbſt. Wer könnte ſie nachahmen? Was für einen dem Vaterlande geleiſteten Dienſt könnte er anführen, die leichteſte Beſchuldigung zurückzuweiſen? Nirgend iſt er anzutreffen. Er athmet die nämliche Luft ein, iſt eben ſo organiſirt, hat die nämlichen ſinnlichen Eindrücke; aber ſeine Seele .... ſie iſt fürs Große todt.....

Kaum hatte ich ſo gedacht, ſo fiel mir die Statue des Mark Aurel in die Augen. Ob ich es mir gleich zum Geſetze gemacht habe, gar keines der Monumente des Alterthums zu beſchreiben, ſo glaube ich doch, in einem Werke, welches, ſeiner Beſtimmung nach, die Sitten und Regierungen des neuern Italiens ſchildern ſoll; ſo glaube ich doch, ſage ich, die Gedanken des Leſers einige Minuten auf die Statue des größten und großmüthigſten Sterblichen feſthalten zu müſſen. Mark Aurel hatte den

erhabnen Vorſatz, dem römiſchen Volke ſeine alten Geſetze und ſeine Freiheit wiederzugeben; alle ſeine Handlungen zweckten dahin ab, es auf eine gänzliche Umkehrung — Wiedergeburt möchte man ſagen — vorzubereiten, als der Tod ſeine Entwürfe vereitelte, und die Römer in die Dienſtbarkeit zurückfielen. Schon oft hatte ich Gemälde und Büſten, welche dieſen großen Mann vorſtellten, geſehen; allein keine rührte mich ſo, als die Statue zu Pferde auf dem Platze des Kapitols, weil in keiner ſo kenntlich als in dieſer, das erhabne Wohlwollen, welches ihn auszeichnete, ausgedrückt iſt. Ich gieng täglich wieder hin, ſie zu betrachten, und dem Helden, deſſen Züge ſie mir darſtellte, eine Verehrung darzubringen, welche ſo rein war, wie ſein Herz es geweſen iſt. Ich glaubte das Erz werde beſeelt, ich glaubte aus ſeinem Munde die Worte zu vernehmen, welche nie ein andrer Herrſcher je auszuſprechen die Größe hatte: »Ihr Völker, ſeid frei; hänget künftig nicht mehr von dem Eigenſinne eines einzelnen Menſchen ab; gehorcht den Geſetzen; nur ſie haben euch zu befehlen. Ich will nicht mehr Euer Gebieter ſeyn. Ich bin nur Euer Vater, und der Vater aller Völker, welche mein Reich in ſich faßt. Dieſer Nahme iſt meinem Herzen werther, als die unbeſchränkte Herrſchaft der ganzen Welt.«

Neben dem Kapitol iſt das Kloſter Ara coeli erbauet. Dies erinnerte mich an ein Geſpräch zwiſchen dem Mark Aurel und einem Ordensgeiſtlichen, wovon Voltaire der Verfaſſer iſt.

Dieſer Scherz enthält große Wahrheiten; und täglich drücken ſich die Mönche, die Prälaten, die Kardinäle und der Papſt ſelbſt, wie der Franziskaner aus. Wenn indeß Voltaire in Rom geweſen wäre, würde er ſelbſt in dieſem Kloſter Männer von entſchiednen Verdienſten angetroffen haben, welche das Andenken dieſes großen Kaiſers verehren, und die Philoſophie kennen und ausüben. Er würde ſich gewundert haben, bei dieſen Zenobiten einen Philoſophen anzutreffen, welcher die Fehler der geiſtlichen Regierung kennt, und über die Thorheit der klöſterlichen Einrichtungen ſeufzt, ſeine Gedanken nicht verhehlt, und demohngeachtet unabläſſig in den wichtigſten Angelegenheiten gebraucht wird. Dieſe Schilderung iſt kein Ideal. Ich habe dieſen Geiſtlichen gekannt, habe ihn geliebt, liebe ihn noch, und ſein Andenken wird mir ſtets theuer ſeyn. Allein dieſer, in allen Ländern ſeltne Mann, ſeltner aber noch bei den Kuttenträgern, iſt nicht mit dem Purpur geſchmückt. Das härne Gewand deckt ihn, ein unförmlicher Sack dient ihm zur Kleidung. Er lebt in ſeinem Kloſter, und iſt nie aus Italien gekommen. Seine Kenntniſſe hat er ſich ſelbſt zu verdanken; er hat alle Narrheiten ſeiner Mitbrüder verſchlucken müſſen, und ihnen ſeine Superiorität ſorgfältig verborgen gehalten, um ihnen ein Verbrechen mehr zu erſparen. So iſt der Demant, den ich im Miſte fand. Ich bin es ſeiner perſönlichen Sicherheit ſchuldig, ſeinen Nahmen zu verſchweigen. Einſt wird er beſſer bekannt werden.

Die päpſtliche Behutſamkeit.

Es ſind verſchiedne Bullen vorhanden, durch welche die Päpſte abgehalten werden, die Provinzen der päpſtlichen Herrſchaft zu zerglie= dern. Dieſe Beſchränkung iſt ſehr nothwen= dig; ohne ſie würde der römiſche Hof ſchon nicht mehr das Viertheil der Staaten, worüber er herrſcht, beſitzen.

Alle Päpſte ſind nicht in gleichem Maaße von der Wuth des Nepotismus, oder der Sucht die Ihrigen zu bereichern, befallen geweſen. Es hat einige gegeben, welche die Größe und den Wohlſtand des heiligen Stuhls der ſtraf= würdigen Bereicherung ihrer Angehörigen vor= gezogen haben. Dieſen ſind die Bullen zu verdanken, ohne welche Klemens XIII. und Pius VI. ihren Neffen große Fürſtenthümer würden gegeben haben. Durch das Beiſpiel ihrer Vorfahren belehrt, haben ſie alles was in ihren Kräften ſtand, angewendet, ihren we= niger gewiſſenhaften Nachfolgern das Recht der Veräußerung zu benehmen.

Ohngeachtet dieſer klugen Vorſicht haben doch einige Päpſte geſucht, dem Verbote aus= zuweichen; und ſie glaubten ſich auf folgende Weiſe dabei benehmen zu müſſen. Bei der gänzlichen Unmöglichkeit, ihren Verwandten vom heiligen Stuhle abhängige Herrſchaften zuwenden zu können, haben ſie ſich über die unermeßlichen Güter hergemacht, welche römi= ſche Fürſten und Abkömmlinge der Verwand= ten von den Päpſten, ihren Vorfahren, beſeſ= ſen haben. Sie ſind auf ihren Befehl verfolgt

worden. Man hat Zänkereien, Streitigkeiten, und noch verhaßtere Prozeſſe gegen ſie angezettelt, und es iſt ihnen gelungen, ſie eines Theiles ihrer Beſitzungen zu berauben.

Da aber dieſe nämlichen Beſitzungen vom heiligen Stuhle herrührten, und es unmöglich war, ſie aufs neue davon abzulöſen, ſo hat man ſich entſchloſſen, dieſe Güter auf Erblehn auszuthun, das nur mit dem letzten Abkömmlinge der Familie, welche damit begnadigt werden ſollte, erliſcht. Die Oberlehnsherrſchaft iſt dem heiligen Stuhle darüber verblieben. Allein die einträgliche Domaine gehört einem andern Herrn mit dem Bedinge an, daß er der päpſtlichen Kammer den Lehnszins abtrage. Dieſer Lehnszins, welchen die Römer mit dem Nahmen Canon bezeichnen, wird von der Kammer feſtgeſetzt. Der Großſchatzmeiſter, welcher den Vorſitz in derſelben hat, und die andern Mitglieder ſind zu ſehr dabei intereſſirt, ſich das Wohlwollen Seiner Heiligkeit zu erhalten, als daß ſie dieſe Schuldleiſtung, die nur der Form wegen da iſt, nicht aufs niedrigſte anſchlagen ſollten. Dieſe Willfährigkeit wird durch Geſchenke, und mit der Ausſicht auf baldige Beförderung belohnt.

Will man wiſſen, wie weit ſich die brüderliche Liebe der apoſtoliſchen Kammer erſtreckt, ſo darf man nur einige ihrer Kontrakte durchſehen. Man wird Güter, welche fünf bis ſechs tauſend Thaler reinen Gewinnſt eintragen, zu hundert, ja ſogar nur zu funfzig Thaler angeſchlagen finden. Oft geſchieht es auch, daß nach einer gewiſſen Zeit gar nicht weiter bezahlt

wird. Ich werde ſogleich erklären, wie man es erlangt, gar nichts mehr ſchuldig zu ſeyn. Vor dieſem zwiſchen der Kammer und dem Belehnten gemachten Kontrakte, gehen Eide voraus, wie ich ſie bei der Unterſuchung der Landſtraßen angegeben habe. Man ſchwört, auf die dem heiligen Stuhle vortheilhafteſte Weiſe zu kontrahiren, und deſſen Einkünfte zu vermehren. Man ſchwört, daß die gegenwärtige Abtretung die Wiederherſtellung der in ſchlechten Umſtänden ſich befindenden Grundſtücke, welche die Kammer nicht zu übernehmen im Stande ſey, zur Abſicht habe. Dieſe Eide werden durch die Eide der zur Inſpektion dieſer Güter abgeſchickten Kommiſſarien unterſtützt. Sie ſchwören auf ihr Gewiſſen, daß die Angabe der Akten die lautre und unverſtellte Wahrheit enthalte. So muß es denn nach dieſen Verträgen ſcheinen, als ob diejenigen, welche dieſe Güter übernehmen, aus bloßer Großmuth gegen den heiligen Stuhl verführen, deſſen Nuzzen ſie ihrem eigenen vorzögen, und daß ſie, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, als deſſen Wohlthäter anzuſehen ſind. Nun, da es aber doch nicht wahrſcheinlich iſt, daß ein Hausvater, um die apoſtoliſche Kammer zu bereichern, bei frohem Muthe ſeine Familie zu Grunde richten werde, und kein Rückhalt in dieſen, von Habſucht geſchmiedeten, und mit Betrug angefüllten Akten angegeben iſt, ſo ſind ſie ganz natürlich ſeine Ausweichung des den Päpſten in Abſicht der Veräußerung aufgelegten Zwanges.

Ehe ich den Beweis führe, will ich anmer-

ken, daß die bei Verfertigung dieſer Verträge gebrauchte Vorſicht ſie für jegliche Reklamation im Falle der Läſion ſichert, und daß die Zeit dieſen Akten die Siegel aufdrückt, welche den Familien der Päpſte Beſitzungen zuſichert, die jene für ſie uſurpirt haben. Nicht genug, den Staat geplündert zu haben, um einige Individuen zu bereichern, ſo iſt der jährlich zu entrichtende Lehnszins auch noch eine Laſt, die man abwerfen muß. Kaum ſind einige Jahre verſtrichen, ſo ſtellt der Lehnsträger der Kammer vor, und thut durch Certifikate dar, daß die Vorſchüſſe, welche er zur Verbeſſerung der Lehnsgüter gemacht hat, nicht den Erfolg gehabt haben, den man ſich davon verſprach; daß der Handel über ſeine Kräfte drückend für ihn ſey. Die immer gerechte, immer wohlthuende Kammer überhebt ihn ſodann des Lehnszinſes; er wird freier Beſitzer des Gutes, und überträgt es ſeinem Erben, mit dem einzigen Vorbehalte, daß es bei Erlöſchung des Stammes dem heiligen Stuhle wieder anheimfalle. So wird in den päpſtlichen Familien eine Einrichtung getroffen, welche ihnen den üppigſten Genuß zuſichert, und ſie zugleich vor dem Untergange bewahrt, welchen ihnen ihre ſchwelgeriſche Verſchwendung zuziehen könnte.

Nun zu dem Beweiſe, welchen wir von der Glaubwürdigkeit und Ehrlichkeit der Päpſte zu geben haben. Ein neueres Beiſpiel reicht ihn mir dar, und ich bediene mich deſſelben, um mich in den Augen derer meiner Leſer zu reinigen, welche glauben möchten, ich ſchildere mit zu grellen Farben.

Auf meiner Reiſe nach Italien hatte ich das ſchöne Haus in Fraskati geſehen. Es gehörte damals der apoſtoliſchen Kammer. Die portugieſiſchen Jeſuiten hatten es einige Jahre inne gehabt. Im J. 1787 ließ ihnen Pius VI., welcher ſeine Abſichten hatte, ſagen, ſie möchten es in Zeit von einem Monate räumen. Er ſetzte hinzu, die Königinn von Portugall habe öffentlich bekannt gemacht, daß die Exjeſuiten in ihr Vaterland zurückkommen könnten; denn er zweifelte nicht, daß ſie dieſe Erlaubniß eifrigſt benutzen würden. Wenn ſie indeß den Aufenthalt in Italien vorzögen, ſo ſtände es ihnen frei, ſich in ſeinen Staaten niederzulaſſen, wenn nur jeder ſich da aufhielte, wo es ſeinen Fähigkeiten am angemeſſenſten ſey.

Es mußte gehorcht werden. Fraskati wurde geräumt. Dieſes prächtige Haus, mit unermeßlichen Ländereien umgeben, welche, ſo ſchlecht ihr Anbau auch betrieben wurde, dennoch baare vier tauſend Thaler einbrachten, wurde von der päpſtlichen Kammer für jährliche funfzig Thaler verpachtet. Die Erbpacht fand zu Gunſten des Prinzen Neffen, Herzogs von Braſchi Oneſti, Statt, dem es gegenwärtig gehört.

Wir wollen aufhören uns zu verwundern, wenn, ungeachtet der jetzigen Armuth der apoſtoliſchen Kammer, und der beträchtlichen Ausfälle, welche die Fortſchritte der Philoſophie der päpſtlichen Einnahme veranlaſſen, die Päpſte dennoch Mittel finden, ihre Angehörigen zu verſorgen, und ihren Wohlſtand zu gründen. Dieſe unaufhörlichen Uſurpationen der Güter, welche

ihnen zu ganz andern Zwecken anvertrauet ſind, oder welche ſie ſich durch Liſt und Gewalt zugeeignet haben, ſind die Quelle der unermeßlichen Reichthümer, durch welche ſich die päpſtlichen Familien vor dem übrigen Adel auszeichnen; ſie ſind ein ſehr auffallender Abſtich mit der ärmlichen Mittelmäßigkeit deſſelben, und dem allgemeinen Elende des Volkes. In dieſer Rückſicht iſt es leicht einzuſehen, aus welchen Beweggründen ſo viele Hausväter ihre Kinder in den geiſtlichen Orden aufnehmen laſſen. Die entfernte Ausſicht, ihre Nachkommenſchaft in einen Glücksſtand zu verſetzen, macht ſie jeder andern Verſorgung abgeneigt. Die Einfältigen ſehen nicht ein, daß dieſe Reichthümer, welche ihnen in die Augen ſtechen, einſt in des Volkes Hände, welchen ſie entwunden ſind, übergehen werden, und daß den Beſitzern nur die Schande bleiben wird, Tyrannen angehört zu haben.

Die Wohlhabenheit des Hauſes Borgheſe hat ebenfalls keinen andern Urſprung; aber es hat noch durch die unermeßliche Erbſchaft des Kardinals Caſarello, des Lieblings Papſt Pauls V., einen Zuwachs bekommen. Da dieſe Eminenz keine nahe Verwandten hatte, glaubte er die Neffen ſeines Wohlthäters dafür annehmen zu müſſen. Die Borgheſen bekamen die Erbſchaft mit dem Bedinge, daß ſie jedem, der Kardinal würde, und ſeine Verwandtſchaft mit Caſarello beweiſen könne, ein Jahrgeld von vier oder ſechs tauſend Thalern ausſetzen ſollten.

Der ſchlecht ausgeführte Auftrag.

Der Kardinal Buoncompagno hatte in Bologna ein Frauenzimmer aus dem Hauſe Pepoli ſehr geliebt, und hatte ſie dann an den Grafen Mezzacappa, ſeinen Verwandten, verheirathet, mit dem ſie in Neapel lebte. Ihr Briefwechſel war ſehr eifrig unterhalten worden, und beide wünſchten ſehnlichſt, ſich wieder zu ſehen. Der Kardinal wagte es nicht, dieſe Ausflucht ohne Vorwand zu unternehmen. Der Gott der Liebenden aber half ihnen nach Wunſche. Das gute Vernehmen, welches lange zwiſchen Rom und Neapel geherrſcht hatte, war häufig unterbrochen worden, und es brach endlich ein offenbarer Streit aus. Der verliebte Kardinal benutzte dieſen Umſtand, drang in den Papſt, in Unterhandlungen zu treten, und ſuchte um die Erlaubniß an, an der Ausſöhnung, deſſen Nothwendigkeit er übertrieb, arbeiten zu dürfen. Pius VI. war mit dem Dienſteifer des Kardinals ungemein zufrieden, und ertheilte ſie ihm mit Vergnügen. Buoncompagno reiſete im December 1787 nach Neapel ab. Dieſe in ſo rauher Jahrszeit unternommne Reiſe gab zu vielen Vermuthungen Anlaß. Das Geheimniß kam heraus, und man erfuhr, daß der Kardinal nach Neapel gereiſt ſey, von wannen er, wie es hieß, mit Roſen und Myrthen gekränzt zurückkommen würde.

Doch gieng dieſe Weiſſagung nur halb in Erfüllung. Buoncompagno ſah ſeine Geliebte wieder, fand ſie ſehr gut für ſich geſinnt, und

knüpfte einen vertrauten Umgang wieder an, welchen ihm die lange Abweſenheit noch wünſchenswerther gemacht hatte. Was die Unterhandlungen betraf, welche ſeiner Reiſe zum Vorwande hatten dienen müſſen, ſo glaubte er, ſie wie ſeine Liebesangelegenheit behandeln zu können. Er erſchien bei Hofe, ſah die Miniſter, und ſchlug einen Weg zum Vergleiche vor; und da er alles für ausgemacht und angenommen achtete, bat er um beſondre Audienz bei dem Könige. Ferdinand, welchen ſeine Miniſter gut vorbereitet hatten, geſtattete ſie ihm, und hörte ihn ſo lange an, als er nur ſprechen wollte. Nachdem er die ganze liſtige Politik des römiſchen Hofes ausgekramt hatte, glaubte er Rathſchläge und Drohungen einmiſchen zu können: »Euer Majeſtät müſſen jetzt überzeugt ſeyn, ſagte er, daß Ihre Folgſamkeit gegen das Begehren des heiligen Stuhls der einzige Weg iſt, ſich unendlich viele Unannehmlichkeiten zu erſparen, und ſich einen treuen Bundesgenoſſen für jeglichen Fall zu erwerben.« »Mein Herr Kardinal, ſagte der König von Neapel dagegen, mein Herr Kardinal, ich habe Sie ſo lange angehört als es Ihnen beliebte; nun hören Sie auch mich an. Ich habe nicht beſorgt, dem Könige von Spanien, meinem Vater, zu mißfallen, als ich die Rechte meines Reiches aufrecht zu halten hatte; können Sie glauben, daß ich bange ſeyn ſollte, ſie gegen die Eingriffe und Vorſtellungen Ihres Herrn zu ſchützen? Nein! nichts weniger; nichts in der Welt kann mich bewegen, den

Forderungen Pius VI. nachzugeben, weil ſie mir ſehr unbillig vorkommen.«

Dieſe mit Feſtigkeit gegebne Antwort brachte den Kardinal außer Faſſung, der bald darauf wieder nach Rom reiſete. Man beluſtigte ſich auf Koſten des Unterhändlers, der ſich das aber nicht anfechten ließ. Seine geheime Abſicht hatte er erreicht, und der Erfolg ſeines Auftrages lag ihm nicht ſonderlich am Herzen.

Der Prälat Ruffo.

Iſt Großſchatzmeiſter, und, als ſolcher, auch Präſident der apoſtoliſchen Kammer; er iſt eine zu bedeutende Perſon, um ſeiner in dieſem Werke nicht zu erwähnen. Ruffo iſt ein Neapolitaner, und ein Neffe des Kardinals dieſes Nahmens, welcher das erſte Werkzeug zu Pius VI. Glücke war. Obgleich der junge Angelo Braſchi durch ultramontaniſche Gefälligkeiten die Protektion, womit dieſe Eminenz ihn beehrte, erwiedert hatte, ſo muß man doch zu ſeinem Lobe ſagen, daß er demjenigen, der ihm den Weg zum Throne gebahnt hatte, immer dankbar zugethan blieb. Sobald er Papſt geworden war, überſchüttete er den nächſten Verwandten ſeines Beſchützers mit Wohlthaten, und gab ihm den ſehr einträglichen Poſten eines Großſchatzmeiſters. Ich habe ſchon ſonſt wo angemerkt, daß dieſer Poſten nur verlaſſen wird, um ſich mit dem Kardinalspurpur bekleiden zu laſſen.

Ruffo iſt ein verſtändiger Mann. Er iſt gegen alles, was in Rom Wiſſenſchaft heißt,

ſehr gleichgültig, und hat nur die Kenntniſſe zu erwerben getrachtet, welche erfordert werden, um ein angenehmer Geſellſchafter zu ſeyn. Gegen Fremde iſt er höflich, freundlich gegen jedermann, er verſpricht viel, und hält wenig; aber dieſer Fehler iſt in Rom ſo gewöhnlich, daß es wie Verabredung iſt, ihn nicht mehr zu bemerken.

Unangeſehen der Verbindlichkeiten, welche Pius VI. Ruffo's Oheim ſchuldig war, hätte ihn der Karakter dieſes Prälaten ſchon bewegen müſſen, ihm die Stelle zu geben, die er beſitzt. Er iſt in aller nur erſinnlichen Abſicht gefällig gegen den heiligen Vater. Nicht nur widerſetzt er ſich nicht dem wiederholten Ausſtellen der Obligationen, welche der heilige Vater in Umlauf bringt, um ſich neue Kapitalien zu verſchaffen, ſondern er trägt auch dazu bei, ſie in Umlauf zu bringen; ſo ſehr iſt er dem Intereſſe des Hauſes Braſchi ergeben. Seine Geſchmeidigkeit hat ſich am ſtärkſten bei den Erbverpachtungen gezeigt, welcher ich in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt habe. Kein Großſchatzmeiſter hat noch ſo viel Eifer, den Staat zu plündern, gezeigt, und keiner hat noch die Prinzen Neffen ſo ſchnell reich zu machen verſtanden, als dieſer. Er allein iſt an der Veräußerung von Fraskati Schuld. Nun denn, wenn dieſer Prälat todt ſeyn wird, ſo würde ich mich nicht wundern, wenn ein erlognes Epitaphium die Nachkommen täuſchte, und ihnen ſagte, Ruffo habe feſt auf die Rechte des heiligen Stuhls gehalten, und ſie gegen die Eingriffe der Mächtigen des Jahrhunderts ge-

ſchützt. Um ſich nicht durch die den Verſtorbnen zugetheilten Lobſprüche täuſchen zu laſſen, deren Familien noch im Anſehen ſtehen, iſt es das ſicherſte, gerade den Gegenſatz der angerühmten Tugenden anzunehmen.

Es iſt vorauszuſetzen, daß Ruffo's Willfährigkeit ſeinem perſönlichen Intereſſe nicht ſchade. Sein Ruf iſt in dieſer Abſicht gemacht; und in einer Stadt, wo die Raubſucht zur Mode geworden iſt, wird er als ein Muſter in dieſer Gattung betrachtet. Das iſt ſtark, aber es iſt wahr.

Als ich in Rom war, machte Ruffo der Signora Lepri ſehr emſig den Hof; ſie iſt eine Verwandtinn derjenigen, welche durch den anſtößigen Prozeß berühmt geworden iſt, wodurch Pius VI. Raubgier ſo an den hellen Tag kam. Ruffo hat ſeinen Liebeshandel nicht anſtändiger als Kardinal Buoncompagno betrieben. Dies Liebesverſtändniß iſt auch durch ſatyriſche Verſe gefeiert worden. Der florentiniſche Zeitungsſchreiber hat ſich über dieſe Perſonen ſehr luſtig gemacht; worüber ihm das Schreiben auf lange Zeit unterſagt wurde. Die Regierung hat gegen dieſen Mann eine in Rom unerhörte, oder wenigſtens ſeit zwei Jahrhunderten ungewöhnliche Strenge gebraucht.

Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich mich eines Zuges der Gerechtigkeitsliebe Sixtus V. Ein Dichter hatte eine Satyre über Perſonen vom hohen Range gemacht, welche ſich bei dem Papſte darüber beſchwerten. Er ließ den Verfaſſer kommen, und befragte ihn, weshalb er ſich einen ſo ſtarken Ausfall erlaubt hätte?

Nachdem er Verſchiednes zu ſeiner Rechtfertigung angeführt hatte, wobei ſich der heilige Vater des Lächelns nicht enthielt, fragte er ihn, warum er den Nahmen einer Frau mit darin verflochten hätte, deren Tugend allgemein bekannt ſey? Habt Ihr euch über ſie zu beklagen? — Nein, heiligſter Vater. — Warum ſie denn alſo durch Verläumdungen beſchimpfen? — Das macht, weil ihr Nahme mir zu einem Reime, der mir eben fehlte, verhalf. — Nun Herr Poet, ſo wollen wir doch hören, ob auch ich reimen kann. Hört:

Sie verdienen, Signor Marere,
Zu rudern auf einer Galeere.

Marere war der Nahme des Dichters. Dieſe gegen ihn ausgeſprochne Sentenz fand Statt. Der Papſt antwortete auf alle Bitten, welche für ihn eingelegt wurden, nur damit: Es hat ſich einmal gereimt; das geſchieht zu ſelten, als daß dieſe Begebenheit nicht Epoche machen ſollte. Dies Beiſpiel hielt die Herren Satyrenſchreiber in Schranken; ſie erlaubten ſich jetzt nur noch Pasquinaden, welche ſelten unterſucht worden ſind, ſo anzüglich ſie auch geweſen ſeyn mogten; denn ſie enthalten Wahrheiten, und überdem bleiben die Verfaſſer im Inkognito. Der florentiniſche Zeitungsſchreiber muß die Unverſchämtheit hoch getrieben haben, um ſich eine lange und ungebräuchliche Ahndung zuzuziehen.

Der Auditor Taruſſi.

Wenn die mannigfaltigſten Kenntniſſe in den ſchweren Wiſſenſchaften, ſo wie in denen, welche den Reiz der Geſellſchaft ausmachen; wenn die Vereinigung der Tugenden und der liebenswürdigſten Eigenſchaften in Rom zureichenden Anſpruch auf Glück gäben, ſo müßte der Abt Taruſſi den höchſten Gipfel der Ehre erreicht haben. Er iſt nicht mehr; allein ich bin es der Wahrheit und Freundſchaft ſchuldig, ihn darzuſtellen, wie er in ſeinem Leben war, welches ſeine Anhänglichkeit an Visconti verkürzte, und was er ohne dieſe Anhänglichkeit geweſen ſeyn würde, welches mehr geprieſen als nachgeahmt wurde, lobenswürdiger als verdient war.

Ich habe dieſen seltnen Mann in Warſchau kennen gelernt. Ihm verdanke ich die umſtändliche Kenntniß von Polen, von denen, welche es regieren, denen, welche es verrathen und zerfleiſchen, kurz, die Kenntniß von allem was die Litteratur, die Alterthümer und die Wiſſenſchaften, welche in dieſem Lande betrieben werden, angeht. Ich hatte ein lebhaftes Vergnügen, Taruſſi in Rom wieder zu finden, und von da an verband uns eine Freundſchaft, welche nur der Tod auflöſen konnte, und deren Andenken mir noch theuer iſt.

Ich wiederhole nicht, was ich in dem Kapitel von Visconti ſagen zu müſſen glaubte; aber ich muß ſagen, Taruſſi war ihm bis ins Grab ergeben. Ich muß anführen, daß verſchiedne Kardinäle, welche die Talente des Auditors

einſahen, ihm ſehr vortheilhafte Anerbietungen machten, wenn er in ihre Dienſte treten wollte. Er wies ſie alle ab, und glaubte nicht, ſich ein Verdienſt bei Visconti daraus machen zu müſſen, welcher es nur dadurch erfuhr, als er nach Taruffi's Tode deſſen Papiere durchſahe. Dieſer Kardinal hat es ſelbſt erzählt; und nur da erſt hat er die ganze Größe ſeines Verluſtes eingeſehen. Nun hatte er ausgemachte Beweiſe der Anerbietungen in Händen, welche ſeine Feinde dem Taruffi gemacht hatten, um dem Erfolge der Nunciaturen in Polen und Wien Hinderniſſe in den Weg zu legen. Auch hätte es keinem ſo gelingen können, als dieſem wahrhaft ſchätzbaren Manne, weil Niemand ſo wie er, die Leichtigkeit zu arbeiten mit der noch ſchwerern Kunſt verband, die Herzen der Menſchen zu ergründen, ohne ſich ſelbſt zu kompromittiren. Als einem gründlichen Menſchenkenner waren ihm zwei Unterredungen hinreichend, den Menſchen, den zu kennen ihm wichtig war, zu ergründen. Nie ließ er ſich in Anſehung der Fehler und Gebrechen der Regierung täuſchen, in deren Dienſten er ſtand. Mit Schmerz bemerkte er die krummen, ungleichen, ungewiſſen Wege, welche ſie einſchlug; und er brachte den Visconti dahin, daß dieſer ſich im Auslande mehr nach der Zeit als nach den verjährten Grundſätzen des römiſchen Hofes richten mußte. Seinen Freunden geſtand er, wie leid es ihm ſey, ſich in einen Wirbel begeben zu haben, deſſen Pflichten mit der Wahrhaftigkeit ſeines Karakters zu ſehr abſtächen. Er beklagte ſich, daß er Vorrechte zu verfechten hätte, welche

den geſunden Verſtand empören, und auf Grundlagen fortarbeiten müßte, deren Falſchheit am Tage läge. Der geheime Wunſch ſeines Herzens war das friedliche Leben eines Gelehrten, welchem die Natur Genie und Geſchmack, welcher ſeltner noch als das Genie iſt, verliehen hat. Er zog die Unabhängigkeit allem andern vor, ohne je der Freiheit genoſſen zu haben. Aber es fehlte ihm an Glücksgütern; und das neuere Rom iſt nicht gewohnt, dem Manne, der nur Verdienſte hat, entgegen zu kommen.

Ungeachtet der mühevollen Laufbahn, welche Taruffi durchlaufen hatte; ohngeachtet des Erfolgs von den Nunciaturen des Kardinals Visconti; ungeachtet der wichtigen Dienſte, welche er dem heiligen Stuhle geleiſtet hatte, und die dem Papſte recht gut bekannt waren, ſchmachtete mein Freund in einer Abhängigkeit, welche er verwünſchte, und ſtarb als unbedeutender Auditor.

Wie kam es? Weil ihm das einzige Talent fehlte, welches zu Ehrenſtellen führt. Was in Rom Talent heißt, iſt lediglich Schmeichelei, Heuchelſinn, Betrug, und alles was damit in Verbindung ſteht. Taruffi konnte ſich nicht entſchließen, alle Beſchimpfungen zu dulden und ſie wie Waſſer zu verſchlucken; er rief nicht mit zerknirſchter Stimme: ich leide um Gottes willen. Ich habe Prälaten gekannt, welche in dem Rufe beſondrer Rechtſchaffenheit und Menſchenkenntniß ſtanden, und welche gleichwohl die treflichen Eigenſchaften des Prinzen Neffen Braſchi Oneſti lobprieſen. Andre

hörte ich die Annehmlichkeiten ſeiner Phyſiogno=
mie herausſtreichen. Ich habe ja dieſen Nef=
fen geſchildert; das mag genug ſeyn.

Und ſolchen Männern gelingt es. Der zu
offenherzige Taruffi vermochte nicht, ſie nachzu=
ahmen. Seine ſchöne Seele verachtete es, ſich
der dummen Brut, unter der er lebte, gleich=
zuſtellen. Sein feſter, vielleicht etwas ſtrenger
Karakter hätte einem Friedrich, konnte aber
keinem Pius VI. gefallen. So verderbt der
franzöſiſche Hof auch in den letzten Jahren ſei=
ner politiſchen Exiſtenz ſeyn mochte, ſo bin ich
doch verſichert, Taruffi hätte eine gute Auf=
nahme an demſelben gefunden. Paris hätte
ihn zu ſchätzen gewußt; und in dieſer Hinſicht
hat Paris mehr als einmal das Urtheil des Ho=
fes geleitet.

Taruffi hatte es nicht dabei bewenden laſ=
ſen, daß er die kleinlichen und oft falſchen
Maaßregeln mißbilligte, welcher der römiſche
Hof ſich bei den Mächten bediente, um die
Binde des Aberglaubens, die ihm ſo nützlich
war, wieder zu befeſtigen. Er hatte auch nie
abgelaſſen anzuzeigen, wie ſein Gang, um zum
Zwecke zu gelangen, eingerichtet werden müſſe;
aber das war die Prophetinn Caſſandra unter
den Trojanern. Als Pius VI. den ruhmwür=
digen Entwurf, nach Deutſchland zu reiſen,
bekannt machte, und die Perſonen, die ihn
dahin begleiten ſollten, ernannt waren, ſah
Taruffi den Erfolg dieſes Unternehmens vor=
aus, und ſagte ihn auch vorher.

Solch ein Mann war es, deſſen Werth
Rom nicht Sinn genug hatte einzuſehen, und

der, wäre es ihm gelungen, ſeinen Patron auf den päpſtlichen Stuhl zu erheben, demſelben eine Selbſtſtändigkeit wiedergegeben hätte, welche er durch tägliche Thorheit und Trägheit endlich ganz einbüßen muß.

Die Herzoginn Bracciano.

Dieſe Dame lebte noch als ich das erſtemal in Rom war. So alt ſie war, hatte ſie dennoch alle die Lebhaftigkeit und den Geiſt behalten, wodurch ſie ſich von den andern Perſonen ihres Standes auszeichnete. Aehnlichkeit des Karakters und der Geiſtesbildung mit dem achtungswerthen Taruffi haben mich beſtimmt, ihr dieſe Stelle neben ihm anzuweiſen. Sie hatte viel geleſen, und beſaß unendlich viele, in Rom, beſonders bei Perſonen ihres Geſchlechtes, ſehr ſeltne Kenntniſſe, wodurch ſie billigerweiſe berühmt geworden iſt. Da ſie von Natur ſcharfſinnig war, und ihr Alter und ihre Erfahrungen ihr Urtheilsvermögen gereift hatten, ſo erkannte ſie ſogleich den Grad der Verdienſte, den ein jeder beſaß. Sie verſtand jeden, der ihr nahe kam, zu würdigen; und das Maaß von Verſtand, welches ſie ihm zuſchrieb, war immer richtig dasjenige, welches er von der Natur erhalten hatte.

Als der Kardinal Archinto den Kardinalshut erhielt, ſtattete er einen Beſuch bei ihr ab; ſie ſah ihn das erſtemal. Nach einer viertelſtündigen Unterredung gieng er, und die Herzoginn ſagte: »der neue Kardinal iſt ſehr dumm! Wir haben deren ſo viel von der Art,

daß ſich der heilige Vater immer die Mühe hätte erſparen können, die Anzahl derſelben zu vermehren. Wenn Archinto meinem Rathe folgt, ſo wird er nie aus ſeinem Pallaſte gehen.«

Als dieſe Herzoginn den ſpaniſchen Geſandten, Ritter Azara, zum erſtenmale ſah, ſagte ſie lebhaft: »Dieſer Mann kennt genau den römiſchen Hof. Er hat ſo viel Verſtand und geſunde Vernunft, daß er ſich die Angelegenheiten bald nach ſeinem Sinne lenken wird. Nach ſeinem Wohlgefallen wird er Regen und Sonnenſchein werden laſſen; hier iſt Niemand, der ihm gewachſen wäre.«

Indeß ganz Rom, welches getäuſcht durch die Verſprechungen des Kardinals Buoncompagno, die er in Abſicht auf Neapel dem Papſte gemacht hatte, in ein voreiliges Lob dieſer Eminenz ausbrach, wurde die Herzoginn nicht müde zu ſagen, dieſer Menſch ſey nur ein betitelter Scharlatan, ein mittelmäßiges, oberflächliches Weſen, deſſen ganzes Verdienſt nur darin beſtände, Perſonen etwas weiß zu machen, welche einfältiger noch als er ſelbſt wären.

Als Benedikt XIV. ſtarb, weinte ſie und ſagte: »Wir haben keinen einzigen Mann, der ihn erſetzen könnte; keinen einzigen, bei dem man nicht den Verluſt Roms in ſeinem ganzen Umfange zu fühlen veranlaßt würde. O mein Vaterland!«

Sobald Rezzonico gewählt war, ſagte ſie: »Dieſe Sünde fehlte uns noch. Klemens XIII. iſt indeß ein leidlich guter Mann; aber er iſt weder mit den jetzigen Zeiten, noch mit den

auswärtigen Höfen, noch mit ſeinen Neffen, noch mit ſich ſelbſt bekannt. Gott ſtehe uns bei!«

Sie wartete nicht, bis die Streitigkeiten mit Portugall ſehr hoch geſtiegen waren, um folgendes Urtheil zu fällen: »Carvallo's (damaligen erſten Miniſters in Portugall) Karakter iſt unſern neuern Machiavelliſten nicht bekannt genug; ſie werden daran ſcheitern. Die Nachrichten, welche ich über dieſen Mann eingezogen habe, ſind mir genug, um vorherzuſagen, daß er nichts lieber wünſcht, als uns und unſern ganzen Kram los zu werden.

Nachher als Klemens XIII. durch ſeine Schuld den Einfluß auf Portugall verloren hatte, war er ſo ungeſchickt, ſich mit den Fürſten aus dem Hauſe Bourbon zu erzürnen. Durch ſeine eigne Verſehen aufgebracht, deren Umfang und Wichtigkeit er nicht einmal einſah, ſchien er geneigt, den Bannſtrahl gegen den Herzog von Parma zu ſchleudern. Die Herzoginn hörte es mit ſo vielem Verdruſſe als Indignation, und ſagte: »Dieſer Andächtler von Rezzonico hat alſo beſchloſſen, ſein Drama auf die Kataſtrophe des letzten Akts zu bringen?« Endlich ſtarb Rezzonico. Er war ihr ihres Vaterlandes wegen lieb, deſſen moraliſche Exiſtenz ſie gern verlängert hätte.

Man will ſagen, daß ſie, ehe Ganganelli ernannt war, über die Reihe Kardinäle die Muſterung gehalten, und dann bei Ganganelli ſtillgeſtanden habe; von dem ſie ſagte: »Wird dieſer Papſt, und bleibt leben, ſo kann er wiedererhalten was ſein Vorgänger verloren hat.«

Sobald er erwählt war, ſprach man in Rom von nichts, als von der Angelegenheit der Jeſuiten. Jeder ſtellte Vermuthungen an, je nachdem die geſegneten Väter ihm mehr oder minder Intereſſe einflößten. Die Herzoginn Bracciano behauptete, daß die gänzliche Aufhebung dieſes ſtolzen und kriechenden Ordens gewiß geſchehen werde. Sie wettete mit dem Prälaten Livizzani um dreißig Zechinen; dieſer behauptete das Gegentheil; er ſah die Jeſuiten ſich nach ihrem Falle wieder erheben, und zum wenigſten die Ehre der Apotheoſe verdienen. Es wurde ein Jahr zur Ausmachung des für die chriſtliche Welt ſo erheblichen Prozeſſes angeſetzt. Da die Zeit verfloſſen, und die berühmte Bulle noch nicht aus dem Gehirne des neuern Jupiters gebohren war, erkannte die Herzoginn ſich ſelbſt ſchuldig. Sie ließ Arnauds, Pascals, Nicole's, Buſembaums und viele andre janſeniſtiſche Schriften kaufen, welche alle zu Ende des vorigen, und in den erſten zwanzig Jahren dieſes Jahrhunderts ſo berühmt waren, und jetzt vergeſſen ſind, und ſchickte ſie Livizzani mit einem Billette folgendes Innhaltes:

»In Prozeſſen geht es nach der Form. Der Form nach habe ich verloren. Weit entfernt zu appelliren, erkenne ich mich ſtraffällig, und ſchicke an Monſignor Livizzani für dreißig Zechinen Bücher, deſſen überdachtes Leſen Ihm den Ausgang des verzögerten Entſchluſſes Seiner Heiligkeit im Voraus bekannt machen wird.«

Dieſer Scherz beluſtigte die Römer. Bald

nachher erſchien die Bulle, und rechtfertigte die Voraus ſage der Herzoginn.

Als Pius VI. zum päpſtlichen Throne gelangte, brachte man ihr eiligſt die Nachricht davon: »Wer eine ſchöne Figur hat, kann ſich jetzt über dieſe Wahl freuen, ſagte ſie. Dieſer Papſt wird plumpe Mißgriffe thun, und ſeine Regierung wird die der Plünderungen ſeyn.« Als ſie den im Konſiſtorium gefaßten Entſchluß vernahm, dem Kaiſer Joſeph einen Beſuch abſtatten zu wollen, rief ſie: »Nun iſt Rom verlohren! Dieſer Gliedermann wird nicht eine Stunde da geweſen ſeyn, ſo wird man ſein richtiges Maaß anzugeben wiſſen. Er muß ganz den Kopf verlohren haben. Man muß in der That nicht recht klug ſeyn, um mit dem Fürſten Kaunitz über Theologie ſprechen zu wollen; dieſem Miniſter wird es nicht ſchwer fallen, Pius VI. zu zeigen, was ein Papſt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gilt.«

Betrachtungen über einige den Italienern ſehr nachtheilige Vorurtheile.

Um die gar zu flüchtige Aufmerkſamkeit der Römer zu feſſeln, muß man mit ihnen von Malerei, Bildhauerkunſt, Alterthümern und Medaillen ſprechen. Dieſe Materie iſt ihnen die einzige, der Anhörung würdige. Was nur Wiſſenſchaft iſt, ſo nützlich ſie übrigens auch ſeyn mag, iſt nicht mit den Künſten zu vergleichen. Alles bei ihnen, alles in ihnen bezieht ſich auf dieſe Art die Sachen einzuſehen, und

ich möchte beinahe glauben, daß dieſes Natio=nalvorurtheil ſie abhält zu fühlen, wie ſchwer die Ketten ſind, woran ſie ſchleppen.

Ich will verſuchen, dieſe Halbvermuthung zu rechtfertigen, dadurch, daß ich dem Leſer eine Unterredung mittheile, welche in meiner Gegenwart bei einer ſehr geachteten Dame ge=halten wurde, deren Haus der Sammelplatz vieler vornehmen Perſonen war. In ſolchen Aſſembleen, welche von denen, die ich vorher beſchrieben habe, ſehr verſchieden ſind, entwi=ckelt ſich mehrentheils der Nationalgeiſt ganz ungezwungen, weil die Etikette daraus ver=bannt iſt, und weil jedermann, welcher Zutritt hat, ſich in die Unterredung miſchen kann.

Nachdem feſtgeſetzt wurde, daß die Kultur der Künſte (unter dieſer Benennung verſtehen die Römer die Malerei, Bildhauerkunſt, und alles was zum Luxus und zur Annehmlichkeit des Lebens gehört) die einzige dem Menſchen wahrhaft erſprießliche iſt, ſo wollte man bewei=ſen, daß Europa ſie nicht würde kennen gelernt haben, wenn nicht Rom, oder vielmehr der heilige Stuhl, ſie beſchützt hätte. Dieſer Behauptung, welche ſo falſch in ihren Princi=pien als in der Folgerung iſt, wurde von Nie=mand widerſprochen. Mein Schweigen galt ihnen für Zuſtimmung, und man fuhr fort. Man bewies ſehr umſtändlich, da der durch die Kirche den Künſten angediehene Schutz eine Wirkung der päpſtlichen Gewalt ſey, ſo griffe auch alles, was dieſe Macht angriffe, ſey es in ihrem Einfluſſe, oder in ihren Beſitzungen, zugleich auch die Künſte an, welche nur ver=

mittelſt der über die Künſtler verſchütteten Wohlthaten blühen könnten. Alſo müſſe man ſchließen, daß gewiſſe Neuerer, welche es gewagt haben, ſich gegen Roms Gewalt aufzulehnen, eben ſo ſtrafwürdig ſind, als ob ſie mit einer Horde Barbaren einbrächen, um die römiſchen Muſäen und Bildergallerien zu zerſtören, und die Erzeugniſſe des Genie's mit Feuer und Schwerdt zu verheeren.

Kaum war dieſes Raiſonnement heraus, ſo rief der Kardinal Gregorius Negroni: »Jeder, der es wage gegen den heiligen Stuhl zu ſchreiben, müſſe wie ein Wahnſinniger betrachtet werden, welcher in ſeiner Tollheit die Straßen durchſtriche, unſre Meiſterſtücke umſtieße, zerbräche, mit den Füßen zerſtampfte, und bis auf die Façaden unſrer Palläſte und Kirchen zerſtörte.« Der Prälat Branciforti, welcher gebilligt hatte was Negroni ſagte, glaubte hinzufügen zu müſſen: »Ich ſetze einen Satz feſt; wer wagt es, ihn zu beſtreiten? Könnte man den Gerichtshof der Grauſamkeit beſchuldigen, welcher den Frevler zum Feuer verdammte, deſſen unheilige Hände ſich an heilige und verehrte Denkmäler vergriffen hätte?» Die Anwendung war nicht ſchwer zu finden. Auch wurde der Satz des Prälaten keinesweges beſtritten; aber es wunderte mich doch zu finden, daß Weltliche, Kardinäle und Prälaten von ſehr ſchlaffer Moral dem Beſeßnen, welcher eben geſprochen hatte, ihren Beifall gaben.

Zwei Tage nachher hatte ich noch mehr Anlaß zur Verwunderung. Ich war Zeuge, — denn nie war ich etwas mehr, wenn Abge-

ſchmacktheiten aller Art den Stoff zur Unterredung gaben; — ich war alſo Zeuge, eines eben ſo heftigen, aber verfänglichern Ausfalles gegen die philoſophiſchen Werke; und zwar kam dieſer von zwei klugen Männern her, welche es ſich zur Ehre anrechneten, irreligiös zu ſcheinen. Ich hatte alle Mühe, Argumente, welche in dem Munde dieſer Herren ſo ſehr am unrechten Orte waren, nicht zu beſtreiten. Aber da ich überzeugt war, daß ich Niemand bekehren, und daß ich mir ganz vergebens Feinde machen und Widerſpruch zuziehen würde, ſo begnügte ich mich damit, zu ſagen, daß wenn Konſtantin nicht der Begierde nachgegeben hätte, eine Stadt zu erbauen, welche ſeinen Nahmen führte, ſo würde Rom wahrſcheinlich in ſeinem ehemaligen Glanze fort beſtanden haben; und da die Kaiſer reicher geweſen wären, als die Päpſte, würden ſie noch ſorgfältiger darauf geſehen haben, dieſe Hauptſtadt zu verſchönern. Ich hätte zugleich die Urſache der Abneigung Konſtantins gegen den Aufenthalt in Rom anführen können; allein die Schonung, welche man denen ſchuldig iſt, bei welchen man Zutritt hat, erlaubte mir nicht, dies weiter zu treiben. Die Erörterung wurde verlängert, und ich vertiefte mich aufs neue in meinen Reflexionen.

Obgleich ſie nicht zum Vortheile der Römer ausfielen, ſchienen dennoch einige ihrer Dilemnen nicht ganz von vernünftigen Gründen entblößt zu ſeyn; und Vorurtheil bei Seite, glaube ich nicht, daß die theokratiſche Regierung der Aufnahme der Künſte ganz ungünſtig

geweſen ſey. Vielleicht haben ſie mehr dazu beigetragen als weltliche Mächte gethan haben würden. In erblichen Staaten dauren die Regierungen gemeinhin lange, und alle Fürſten haben nicht gleichmäßig guten Willen, oder auch nicht das Vermögen, ihre Hauptſtadt beſtändig zu verſchönern. Kriege, Landplagen, oder andre Umſtände ſetzen ihren beſten Abſichten zu dieſem Zwecke oft Hinderniſſe entgegen. Rom hingegen hat Nutzen von der häufigen Veränderung ſeiner Regenten gehabt. Ihre Eitelkeit iſt ihm zur Ehre gediehen, und man hat geſehen, daß Päpſte, welche dem Nepotismus am ſtärkſten ergeben waren, ihre Sorge zwiſchen der Verſchönerung der Hauptſtadt, und der Bereicherung ihrer Familie getheilet haben.

Wenn man aber zugiebt, daß die Regierung der Päpſte die Künſte nach Europa gezogen haben, welche durch den Verfall des abendländiſchen Reiches in Abnahme gerathen waren; woher die Reichthümer, deren ſich die Biſchöfe von Rom bedienten, ihrem Untergange vorzubeugen, und ihnen eine ewige Dauer zu verſchaffen? Und noch mehr, was hat die Kultur der Künſte zum Glücke der neuern Römer beigetragen? Sind ſie jetzt glücklicher, als ſie es zur Zeit der Kaiſer, und in jenen fernen Jahrhunderten waren, wo ihre Republik der ganzen bekannten Welt Geſetze vorſchrieb? Und die Römer die ſich beeifern, den Fremden die Denkmäler bewundern zu laſſen, welche beweiſen, was ſie ehedem geweſen ſind, gleichen vollkommen gewiſſen Mönchen, welche, wenn ſie

die Schätze ihres Kloſters vorgezeigt haben, in ihr mageres Refektorium gehen, um einen elenden Brocken zu verzehren.

Außerdem hat die Liebe zu den Künſten die Römer nur in dem natürlichen Hange aller Italiener zu einem wollüſtigen Leben beſtärkt. Der Geſchmack einzig und allein am Schönen, hat alle Energie in ihnen erſtickt, hat weſentliche Tugenden durch den abgeſchmackteſten Aberglauben bei ihnen erſetzt, und hat ſie endlich politiſch und moraliſch unbedeutſam gemacht.

Gewiß waren es ähnliche Betrachtungen, welche den J. J. Rouſſeau bewogen, daß er gegen die Wiſſenſchaften, welchen er doch ſelbſt oblag, ein hartes Urtheil fällte. Er hatte ſeinen Standpunkt zwiſchen ſorgloſen rohen Völkern und der prunkhaften Armuth geſitteter Völker genommen; da zog er das Schickſal der Erſteren vor, und rühmte ihre Glückſeligkeit, die er doch für ſich ſelbſt nicht gewählt haben würde.

Aber Rouſſeau hatte nicht bemerken wollen, daß dieſe in Rom ſo geprieſenen Künſte den Römern beinahe nur ein Gegenſtand der Zurückerinnerung ſind. Sie werden zwar von Allen bewundert, aber nur von Wenigen wirklich betrieben. Man muß nicht unbemerkt laſſen, daß dieſer Geſchmack bei ihnen zum thörichten Hange ausgeartet iſt, und daß ſie mehr Werth auf eine Statue eines ihrer großen Männer als auf den Geiſt, von welchem er beſeelt wurde, legen. Warum? Weil das Vorurtheil ſie beherrſcht, daß ſie in dem ewigen hölliſchen Schwefelpfuhle brennen müßten, wenn

ſie die Werke dieſer Heiden und Philoſophen leſen ſollten, welche, ihrer Meinung nach, durch das Studium der Weltweisheit eben ſo gottlos geworden ſind. Seltſame Wirkung eines Aberglaubens, der nur erſt mit der theokratiſchen Regierungsform ſelbſt ein Ende nehmen wird!

Das Erſtaunen.

Es iſt bekannt, daß in Rom, der Wiege der chriſtlichen Religion, die Theater ſogar von den Geiſtlichen aller Orden beſucht werden. Eben ſo bekannt iſt es, daß die ſittlichſten Schauſpiele mit unzüchtigen Tänzen untermiſcht ſind, und daß die ausdrucksvollſten Gebärden am meiſten Beifall erhalten. Da die geiſtliche Regierung ſich vor der weltlichen durch einen ſittſamern Anſtand auszeichnen wollte, ſo iſt der bei allen europäiſchen Höfen abgeſtellte Gebrauch, Weiberrollen durch Jünglinge vorſtellen zu laſſen, beibehalten worden. Er iſt hier ſogar zum Geſetze geworden; und dieſes wird um ſo eher beobachtet, da die Römer die Knaben den vollkommenſten Schauſpielerinnen in der Kunſt, die Leidenſchaften zu erregen, vorziehen. Ich bin Zeuge der wahnſinnigen Entzückungen geweſen, von welchen ſich ernſthafte Prälaten und Kardinäle, deren ſcheinbare Strenge mir aufgefallen war, ſich hinreißen ließen, wenn dieſe Menſchen auf der Bühne erſchienen. Da habe ich, wie in Paris, und ſchamloſer noch, die ſkandalöſen Geſchichten und Anekdoten dieſer Hiſtrionen angehört; und in wenigen Stunden wußte ich die

Nahmen ihrer begünſtigten Liebhaber, und derer, die um ihre Liebe buhlten, und endlich auch die Nahmen derjenigen, von welchen ſie zur Befriedigung ihrer Neigungen und ihrer Eitelkeit gebraucht wurden. Dieſe Neigung iſt allgemein bekannt und wird allgemein eingeſtanden. Sie wird die adliche Sünde, die artige Sünde genannt; und wenn jemand ſich gegen den Verdacht, ſie zu begehen, vertheidigt, ſo iſt das ſo ſchwach, mit ſo vernachläſſigtem Tone, daß man wohl ſieht, es würde ihn verdrießen, wenn man ihm aufs Wort glaubte. Dieſe neuern Antinous richten, gleich unſern Theaterheldinnen, viele Perſonen zu Grunde; und gewiß ſind ſie in Abſicht des Eigennutzes um nichts gewiſſenhafter. Dieſe Ereigniſſe, welche in Rom ſo alltäglich als bekannt ſind, können Lucians Argument zu widerlegen dienen, welcher den Vorzug, den die Griechen, dieſer Art zu lieben, gaben, dadurch zu rechtfertigen meinte, daß dieſe Knaben noch nicht liſtig genug wären, ſich des Vermögens ihrer Liebhaber zu bemächtigen, wie die Weiber thun, deren Bekanntſchaft gefährlicher iſt.

Wenn ein Fremder das Zutrauen der Römer gewonnen hat, ſo zwingen ſie ſich in ſeiner Gegenwart nicht mehr, und ſprechen von dergleichen Liebeshändeln ſo frei, und mit ſolchem Intereſſe, wie es in Frankreich von den Theatermädchen geſchieht. Sie verſchaffen ihm Zutritt zu den Toiletten dieſer Amphybien; und da ſieht man denn, wie weit die Sittenverderbniß bei ihnen geht.

Ich bin von der kleinen Anzahl der Eingeweihten geweſen; die Toilettenmyſterien dieſer Idole ſind mir enthüllt worden. Was mich aber in das größte Erſtaunen verſetzte, war zu ſehen, daß ſich eine Dame im Ernſte mit der Toilette eines jungen Kaſtraten, den ſie anbetete, beſchäftigte. Er war der zweite Sänger der Oper della Valle. Obſchon ſie ihn auf italieniſche Manier liebte, — das ſagt alles — hinderte ſie ihn doch nicht, die Verehrung einer Menge Anbeter, die ihn umgab, anzunehmen. Dieſer Muſiko ſollte eine Weiberrolle ſpielen; und es ſchien in der That, als ob die Natur, da ſie ihn bildete, ihn dazu beſtimmt hätte. Seine Schönheit, ſeine Reize, der ſüße Ton ſeiner Stimme, alles trug dazu bei, den Zauber zu verſtärken. Vor ſeiner prächtigen Toilette ſitzend, minaudirte er, lächelte er, und ließ von Zeit zu Zeit einige bezaubernde Töne entfallen, welche ſogleich von ſeinen Liebhabern aufgefaßt wurden. Alle, und unter dieſen, Prälaten vom beſten Tone, welche in der Geſellſchaft einer Achtung genoſſen, die gegen ihre gegenwärtige Beſchäftigung gewaltig abſtach, alle durchgehends, ſtrengten ſich durch die eifrigſte Bedienung an, auch nur einen Blick aufzuhaſchen. Aufmerkſam auf die Bedürfniſſe des Idols, reichte ihm der eine eine Blume, der andre einen Diamant; andre wieder Stücke, welche zum Aufputze des Geſchlechtes ſo er vorſtellen ſollte, gehörten. Unter dieſen Anbetern befanden ſich zwei Männer von vierzig Jahren, und ſie waren es eben nicht, die am wenigſten darbrachten; denn ich muß ſagen, daß dieſer

glänzende Putz weder der Gebietherinn des Hauſes noch dem jungen Antinous das geringſte koſtete.

Ich ſtand da, ſah, hörte, begriff, und glaubte immer noch, es ſey ein Traum, von einer regelloſen Phantaſie erzeugt. Die Dienſte, welche dieſe biſchöflichen Dummköpfe dem jungen Ganymed zu leiſten ſich beeiferten, waren mit ſolchen Ehrfurchtsäußerungen begleitet, als wenn die Kirchenbedienten einen Prälaten kleiden. Jeder ſuchte ſeinen Nebenbuhler zu übertreffen, um einen Blick zu verdienen und aufzuhaſchen; und die, welche ihn erhalten hatten, waren ſtolz darauf. Was den jungen Menſchen betrifft, ſo hätte ſich die ausgelernteſte Kokette nicht geſchickter benehmen können.

Als ich von da weggieng, theilte ich zweien meiner Freunde, die ſich ſchon lange in Rom niedergelaſſen hatten, mein Erſtaunen mit. Sie lachten darüber, und verſicherten mich, daß dieſer Gebrauch allgemein ſey, und daß die Kaſtraten die Anbetungen der Liebhaber mit andern jungen Leuten theilten, welche ihre Figur und ihre Talente aufs Theater gebracht hatten, obgleich ſie nicht die Operation der Konſervatorien ausgeſtanden hatten.

Hat man einigen dieſer Toilettenauftritten beigewohnt, trift dann eben dieſe Männer in Geſellſchaften an, und hört ſie gegen die Laſter des Jahrhunderts, gegen die Philoſophen, welche das Volk aufklären, losziehen; oder man ſieht ſie an den Altären mit einer Andacht knien, und ihr prieſterliches Amt mit einer Salbung verrichten; wenn man ſich dabei vor=

ſtellt, daß ſie ſich das Recht anmaßen, die Gottheit vorzuſtellen, ſo wünſcht man ſich, voller Unwillen, des Rufs hundert Zungen, um der Welt, welche ſie mit ihren Laſtern beflekken, inſonderheit mit ihrer Heuchelei, den Irrthum zu benehmen.

Als Voltaire von der Sittenloſigkeit des neuern Roms ſprach, wußte er nicht, wie weit ſie ſich erſtreckte, weil nur wenige Menſchen ſich durch ſich ſelbſt davon überführen können; und weil diejenigen, welchen ſie bekannt geworden iſt, geglaubt haben, den Schleier nicht ganz zerreißen zu müſſen.

Ich würde nicht verſucht haben, dieſen Schleier aufzuheben, legte das Intereſſe meines neuen Vaterlandes es mir nicht zur Pflicht auf. Es giebt immer noch Franzoſen, welche, als ſie die republikaniſche Regierungform annahmen, innerlich über das ſeufzten, was ſie den Umſturz der Religion nannten. Andre eben ſo Unwiſſende, aber Eifrigere, glauben Gott zu dienen, wenn ſie ſich der Sache der Prieſter annehmen, deren politiſche Exiſtenz mit der neuen Verfaſſung nicht beſtehen kann. Wir wollen verſuchen, den Schleier zu zerreißen, worinn dieſe Lügenapoſtel ihre Augen gehüllt haben; wir wollen ihnen ein deutliches und wahres Gemälde von der Aufführung der Prieſter vor Augen halten, von den erſten Zeiten, welche ſie mit Enthuſiasmus die ſchönen Jahrhunderte der Kirche nennen, bis auf die Regierung Pius VI.

So lange die chriſtliche Religion nicht die Religion des Staates war, waren ihre Biſchöfe

demüthig und arm. Ihre Lehre war einfach, wie ihr äußerer Aufzug. Einige, den erſten Hirten dargebotene Gaben, zum Bedürfniß ihrer Heerden, verſchaften ihnen Mittel, die Anhänger Chriſti zu vermehren; und darauf nannten ſie ſich Chriſten. Sie hießen in den beiden erſten Jahrhunderten bald Galiläer, bald Nazarener. Rom, das ſeit der Regierung des Kaiſers Auguſt bis auf Konſtantin, der ſo unrecht der Große heißt — man müßte denn den Beinahmen Böſewicht hinzuſetzen wollen. — Rom, das der Tyrannei, welche ehrſüchtige, grauſame und geizige Deſpoten wechſelsweiſe über daſſelbe ausübten, ausgeſetzt war, war nur noch ein ſchwaches Abbild deſſen, was es ſonſt geweſen iſt. Seine Pracht blendete noch; allein ſeine innere Schwäche ließ ſchon vorausſehen, welches Schickſal es erwartete. Die erſten römiſchen Biſchöfe hatten durch die Strenge ihrer Sitten einen Einfluß bekommen, den ihre Nachfolger benutzten. Da ſie keinen Rang über die Biſchöfe aus den Provinzen hatten, ſo iſt der Vorſitz, den ſie in den Kirchenverſammlungen erhielten, der Ehrfurcht für die Hauptſtadt des Reichs zuzuſchreiben. Diejenigen unter ihnen, welche nach der erſten Gewalt ſtrebten, ſcheiterten mit ihrem Entwurfe, bis zu dem Zeitpunkte, wo ſie durch innere Kriege, welche die verſchiednen Konkurrenten gegen einander erregten, ſo zu ſagen, gezwungen wurden, ſich in den Streit zu miſchen. Die Erkenntlichkeit dieſer zu Kaiſern erhöhten Kannibalen ſchränkte ſich nicht bloß auf Geſchenke ein. Sie verliehen ihnen einträgli-

che Domainen, und geſellten ſie ſich gleichſam in der Ehre, welche ihnen erzeigt wurde, bei. Tugend und Armuth gehen Einen Weg, ſagt ein alter Kronikenſchreiber, aber Einfachheit und Reichthum können nicht in einem Hauſe wohnen. Die römiſchen Biſchöfe wurden bald mit der Pracht bekannt. Sie erhielten Zutritt zu ihren Souverainen, und maßten ſich bald das Recht an, deren Betragen zu cenſiren, ihren Abſichten zu widerſprechen, wenn dieſe dahin abzielten, die erſte Ordnung der Dinge bei einer, ihrer alleinigen Aufſicht untergebnen Geiſtlichkeit wieder herzuſtellen. Sie dehnten ihre geiſtliche Jurisdiktion über ihre Mitbrüder aus, deren Anzahl nach Maßgabe der Fortſchritte des Chriſtenthums zugenommen hatte. Sobald dieſe Faktion gefährlich werden zu wollen ſchien, verſuchte die Regierung ſie zu zerſtören; und das, was gemeinhin die Verfolgung genannt wird, begann. Ob ſie gleich zu keiner Zeit, weder ſo grauſam noch ſo heftig geweſen iſt, wie geiſtliche Schriftſteller für gut gefunden haben es zu melden; obgleich ſie ihrer Sekte zum Vortheile die Nachwelt belogen haben, ſo iſt es indeß ſehr wahr, daß der, dem unwiſſenden großen Haufen von verehrten Männern eingehauchte Fanatismus Märtyrer erzeugt hat.

Die theokratiſche Brut hat ſich jederzeit beſtrebt, die Gemüther des Volks gegen die Regierungen aufzuwiegeln. Das wußte der feine, betrügeriſche, heuchleriſche Konſtantin wohl, und benutzte es. Als er ſeine Mitwerber ermordet hatte, und nun allein auf dem

Kaiſerthrone ſaß, ſo fürchtete er die Menſchen, die ihn heraufgeholfen hatten. Da er ſie in dem Augenblicke, wo er ihre Religion angenommen hatte, nicht vernichten konnte, ſo glaubte er wenigſtens ihren Einfluß dadurch zu vermindern, daß er dem römiſchen Biſchofe einen ihm an Würde gleichen Kollegen ſetzte. Rom, von ſeinem Biſchofe aufgewiegelt, empörte ſich; und Konſtantin beſtrafte es damit, daß er ſeinen Kaiſerſitz nach Konſtantinopel verlegte. Dieſe Verlegung, und die Ernennung eines Biſchofes, veranlaßten das Schisma.

Die römiſchen Biſchöfe, mit der Patriarchenwürde bekleidet, waren nun ernſtlich darauf bedacht, das Joch der Abhängigkeit abzuſchütteln. Damit das Volk ſie bei ihrem Entwurfe unterſtützte, gewöhnten ſie es allmählig, die Andachtsübungen als ihre einzige und höchſte Pflicht, und das Entſagen irdiſcher Güter als einen Paß zum Himmel zu betrachten. Sie ließen die Jugend, deren Bildung ſie übernommen hatten, in der größten Unwiſſenheit alles deſſen, was nicht auf die von ihnen erdachte Glaubenslehren Bezug hatte. Die Unwiſſenheit pflanzte ſich fort, und der Abberglaube errichtete ſein Reich. Bald wurden den Märtyrern, den Einſiedlern Altäre errichtet, und dieſe mit Geſchenken aller Art überſchüttet.

Die Wiederherſtellung eines Theils des abendländiſchen Kaiſerthums war den Patriarchen, die nun Päpſte geworden waren, läſtig. Allein die Uneinigkeiten, welche ſie unter den Souverainen erregten, die Einfälle und Fortſchritte der Barbaren veranlaßten, daß ſie ih-

re Macht wieder erhielten, welche ſie unter den Königen von Italien einbüßten und wieder gewannen.

Nach langen Unruhen, als die Päpſte gleich unzufrieden mit den griechiſchen Kaiſern und den Königen in Italien waren, unterhandelten ſie hintereinander mit Pipin und Karl dem Großen, den ſie auch zum Kaiſer krönten. Zur Belohnung dieſer Treuloſigkeit bekamen ſie die einträglichen Domainen, Rom und das Exarchat von Ravenna. Die Schwäche der Kinder dieſes Fürſten machte die Päpſte ſehr mächtig; und nun gaben ſie denjenigen Befehle, um deren Beiſtand ſie ſich ſonſt beworben hatten.

Aus den Ueberbleibſeln des ſo oft zerſtörten römiſchen Reiches, welches eine Zeitlang mit dem öſtlichen Frankreich vereinigt war, bildeten ſich nun Königreiche und Herrſchaften; allein die, welche ſich ihrer bemächtigten, konnten es nur bewerkſtelligen, wenn ſie die Geiſtlichkeit mit in ihr Intereſſe zogen. Dieſe mit Reichthümern beladene Geiſtlichkeit gewöhnte ſich bald, die Kronen als ihr Eigenthum anzuſehen, deren Gebrauch ſie den Meiſtbiethenden zugeſtanden, und welche ſie zurücknahmen, um ſie einem andern zu übertragen, ſobald derjenige, der ſie erſtanden hatte, merken ließ, er wolle das Joch abſchütteln.

Alle Jahrhunderte haben die Streitigkeiten zwiſchen dem Scepter und dem Rauchfaſſe empfunden. Alle Geſchichtſchreiber haben der Nachkommenſchaft die Schilderung der einheimiſchen Kriege, welche durch dieſe Streitigkeiten veranlaßt wurden, hinterlaſſen; und man hat

mit ſo viel Abſcheu als Erſtaunen den Hof der Päpſte ſo ſittenlos wie Heliogabalus Hof geſehen, und wie er Bannſtrahlen gegen Fürſten ſchleuderte, deren Verbrechen in irgend einer persönlichen Unregelmäßigkeit beſtanden. Man hat die Päpſte innerliche Unruhen anzetteln, und achtungswerthe Fürſten von ihren Thronen verjagen ſehen, und dann, wie ſie ihrer Gewalt über leichtgläubige Gemüther mißbrauchten, um ſie zu zwingen, nach den Morgenländern zu gehen, um dort im Nahmen des Gottes des Friedens Ströme Menſchenbluts zu vergießen.

Es fehlte den chriſtlichen Prieſtern nur noch die Macht, öffentlichen Menſchen Opfer zu bringen. Allein dieſe Macht, die ihnen war abgeſchlagen worden, hinderte ſie deswegen nicht, ihre Schlachtopfer zu faſſen, indem ſie die Aerme ihrer Anhänger bewafneten. Schwerdt, Feuer und Gift waren in ihren Händen Werkzeuge einer um ſo verabſcheuungswürdigern Rache, da ſie gleichmäßig das Opfer und den Opfernden hinrichteten.

Nicht damit zufrieden, ihre Gewalt auf lächerliche Fabeln gegründet zu haben, ſtrebten ſie darnach, ſolche durch den gerichtlichen Mord zu erhalten. Das Morgenroth eines ſchönern Tages fieng an über einen geringen Theil des unterjochten Europa's aufzudämmern; da verſuchten ſie, ihn durch die Flamme des Scheiterhaufens zu erſticken. Die Inquiſition, dieſe hölliſche Erfindung, dieſer letzte Grad menſchlicher Bösartigkeit, ſchien ihnen die beſte Art, das Volk unter dem Joche des Aberglaubens

feſt zu halten. Sie führten ſie ein, und die Flammen verzehrten Unglückliche, welche die Marterbank ſchon halb zermalmet hatte; und der Geſang der Hymnen unterdrückte das Angſtgeſchrei der Verzweiflung.

Und was waren die Folgen dieſer Barbarei? Der Abfall eines Theils von Europa, die Fortpflanzung des Lichtes, und die beinahe gänzliche Vernichtung der päpſtlichen Gewalt.

Vor der Revolution in Frankreich geſchahen die Reformen, welche der Neuerer Joſeph II. in ſeinen weitläuftigen Staaten einzuführen verſucht hatte. Pius VI., welchen die Bemühungen dieſes Fürſten, die Toleranz einzuführen, nicht vergebens geängſtigt hatten, ſah ſeine Beſorgniſſe durch die Dekrete der konſtituirenden Nationalverſammlung realiſirt. Weil es ihm nun nicht gelungen war, das Licht unter einem Scheffel zu verbergen, ſo wollte er doch nun den Haß ausſtreuen, und der Rachſucht derjenigen dienen, welche eine neue Ordnung der Dinge zwang, ſich aus ihrem Vaterlande zu verbannen, oder in die Klaſſe der Bürger zu treten. Es iſt viel von Entwürfen zu Gegenrevolutionen geſprochen; dieſen oft falſchen, oft übertriebenen Gerüchten iſt Glauben beigemeſſen, und man hat ſtrenge Maaßregeln ergriffen, ſie zu unterdrücken. Aber nicht in Frankreich ſind dieſe wirklich geſchmiedeten Komplotte entſtanden; ſondern in Rom, im Schooße des Konſiſtoriums, in den Höhlen dieſer neuen Polyphemen, werden die Waffen der Rebellen geſchmiedet. Von da aus gehen immerfort die blutdürſtigen Befehle, und von da her kom-

men auch die, welche die Stadt Avignon in alle Greuel eines bürgerlichen Krieges ſtürzte. Dort auch ſind die Empörungen zu Uſez, Nimes, Montauban, Montpellier u. ſ. w. abgeredet worden. Dort ſind es die in der ſchmuzigſten Wolluſt verſunkenen Menſchen, welche es wagen, im Nahmen einer Religion, die ſie nur mit dem Munde ausüben, der großmüthigen Nation die Ketten, welche ſie zerbrochen hat, wieder anlegen zu wollen. In jener Stadt, bei der Feier der empörendſten Orgien, maſchinirt die Geiſtlichkeit unſern Untergang. Franzöſiſches Gold kommt nun nicht ferner in die Hände dieſer Gierigen; es nährt nicht mehr ihre unverſchämte Ueppigkeit; das Licht dringt allenthalben durch, ſein Einfluß pflanzt ſich fort; es dünkt ſie alſo nothwendig und dringend, den Strom, der bald das Schifflein des heiligen Stuhls in den Abgrund reißen wird, zurückzutreiben. Das zu bewirken, muß man Franzoſen gegen ihr Vaterland bewaffnen; und von allen erdenkbaren Mitteln iſt das ſicherſte, ſo däucht es ihnen, die Wiederherſtellung eines Gottesdienſtes, der ſo alt wie die Monarchie ſelbſt iſt.

Dieſer Gottesdienſt, welcher ſchon ſo unſäglichen Uebeln zum Vorwande dienen mußte, wird aufhören das Feldgeſchrei zu ſeyn, ſobald man nur erſt die Aufführung derer, welche ihn einſetzten, entſchleiert haben wird. Dadurch, daß man den Papſt und ſeine Hofſchranzen, ſeine Prälaten und ſeine Mönche bekannt macht, hoft man die Reſte eines den europäi-

ſchen Nationen ſo unglückbringenden Vorur=
theils zu zerſtören.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Die Gelehrten.

Ich ward bald nach meiner Ankunft in Rom der Signora Maria Pezzelli vorgeſtellt. Bei ihr iſt eine Aſſemblee von Gelehrten. Dieſe ſchon bejahrte Frau erinnerte mich an die achtungswürdige Madonna von Tencin. Allein, welch ein großer Unterſchied unter dieſen beiden Perſonen! Maria Pezzelli's Aehnlichkeit mit dieſer liebenswürdigen Franzöſinn beſteht nur darinn, daß zu gewiſſen Stunden diejenigen zu ihr kommen, welche in Rom Gelehrte, ſonſt aber allenthalben Pedanten heißen würden!

Die Natur begabte die Maria Pezzelli mit allem, was ſie den Wiſſenſchaften und Künſten hätte werth machen können. Da ſie aber nur von Pedanten Anweiſungen bekam, ſo hat ſie nur disputiren ſtatt unterſuchen und auseinanderſetzen gelernt, und hat nicht geſunden Verſtand genug, um einzuſehen, daß die Unwiſſenheit hundertmal erträglicher, als eine geſchmackloſe und ungewiſſe Gelehrſamkeit iſt. Das Studium der todten Sprachen und der Alterthumskunde hat ihr einen zurückſchreckengen Starrſinn gegeben, welcher jede angenehme Vorſtellung entfernt, und dem Urtheile der Fremden über ſie den Ausſchlag giebt.

Sie iſt alle Abend von ihrem gelehrten Hofe umgeben. Sie ſitzt in der Tiefe eines groſſen Zimmers, ſo geziert, ſo gedrechſelt und ſteif auf ihrem Stuhle, wo ſie den Vorſitz über die Verſammlung hat, welche von beiden Seiten in zweien Reihen, wie zu einer Kirchenceremonie angeſchickt, da ſtehn. Hier iſt nun alles abgewogen, ſteif und gezirkelt. Man hört lange froſtige Abhandlungen; die anziehendſten Gegenſtände bekommen einen ſchlaferregenden Anſtrich, welcher Verſtand und Sinne einnimmt. Wie ſehr vermißte ich die Geſellſchaft der liebenswürdigen Franzöſinnen, welche zwar weniger, aber angenehmer gelehrt ſind, weil ſie jeder Sache eine Annehmlichkeit verleihen, welche den Werth derſelben erhöht.

Als ich der hochgelahrten Sitzung das erſtemal beiwohnte, gieng der ganze Abend damit hin, daß über eine Gemme, welche der Prinz Herzog gekauft hatte, geſprochen wurde. Die Gelehrſamkeit veroffenbarte ſich in Exploſionen, mit der nichts verglichen werden kann. Die techniſchen Ausdrücke gingen wie ein Lauffeuer umher. Man führte Homer, Sophokles, Euripides, Demoſthenes, Aeſchines, und alle Autoren aus dem ſchönen Zeitalter der Griechen an. Wohl ſprüheten einige Fünklein aus dem gränzenloſen Chaos auf, aber ſie fielen auf nichts, und verſchwanden; ſie hatten überdem keinen Bezug auf das Hauptſüjet.

Nachdem dieſe Materie in einem Strome von ſo übelangebrachter als lächerlicher Eloquenz erſäuft war, würdigten die Gelehrten, ſich mit den amerikaniſchen Angelegenheiten ab-

zugeben. Die vereinigten Staaten kamen an die Muſterung. Und die Mißgriffe über Zeit, Oerter nnd Begebenheiten dehnten ſich durch die ganze übrige Unterredung, deren lange Dauer meine Geduld gewaltig auf die Probe ſetzte.

Dieſe geographiſche und hiſtoriſche Abweſenheit verwunderte mich nicht ſo, wie ſie es gethan haben würde, wäre mir nicht ſchon die Unwiſſenheit der Römer in allem, was nicht unmittelbar zur Alterthumskunde und zu den Künſten gehört, voraus bekannt geweſen.

Ich war eines Abends bei einer Unterredung zugegen, deren Gegenſtand Genf, die Schweiz, und beſonders die proteſtantiſchen Kantons waren. Ich hörte die ſchätzbaren Bewohner dieſer Länder verläumden, weil ſie nicht Meſſe leſen hören, und keine Alterthüthümer kaufen. Die Geduld vergieng mir. Da ich in dieſen Gegenden geweſen war, übernahm ich es, die Begriffe dieſer Herren zu berichtigen. Ich belehrte ſie über Genf, wie klein ſein Territorium ſey, wie thätig ſeine Einwohner, wie blühend ihr Handel, der alles beſeele, und ihre ſo intereſſante Geſchichte für Menſchen, welche Freiheit und Glück lieben. Jetzt kam es an die Schweiz, deſſen ſtarke und bäuriſche Bewohner, durch den Druck der Tyrannen empört, den Kampf in den Thermopylen erneuerten, aber glücklicher als die Spartaner über ihre Feinde ſiegten, ohne wie dieſe dabei umzukommen. Ich ſchilderte ſie in ihren natürlichen Farben, erwähnte der Einigkeit der Kantons, die nur in Abſicht der Religion

getheilt, aber durch die Bande der Brüderſchaft auf ewig verbunden ſind. Dieſe den Römern vorgehaltene, ſo energiſche Schilderungen brachte ihre Begriffe in Unordnung, Verwirrung in ihre Reden; ſie konnten Thatſachen nicht läugnen, und wußten Folgerungen, welche aus der Natur der Sache ſelbſt hergenommen waren, nichts entgegen zu ſetzen. Vielleicht wird jetzt einer oder der andre von ihnen ſich über die Sitten und Gebräuche der Ausländer zu belehren ſuchen, daß ſie ſelbige nicht mehr für Kinderfreſſer halten; und ich werde zu dieſer moraliſchen Revolution beigetragen haben.

Die Erzeugniſſe dieſer Literatoren entſprechen vollkommen ihren Geſprächen. Sie ſchreiben rein, aber geſchmacklos. Ihr Styl iſt unnatürlich, ſteif, geziert; und das bewundern ſie. Die Armuth der Ideen wird bei ihnen durch eine Ueberſchwemmung von Ausdrücken erſetzt, welche das Ohr kützeln, und für Geiſt und Herz nichts ſagen. Ihre lateiniſchen und italieniſchen Gedichte ſind von der mittelmäßigſten Gattung. Sie kommen weder dem Taſſo noch dem Arioſt bei, und ſind weit entfernt, die Schönheiten des Metaſtaſio und des Abbe Pavini zu erreichen. Die Prälaten Stay und Borgia ſind die einzigen, welche in der That Gelehrſamkeit und gründliche Kenntniſſe beſitzen. Nur wenige Litteratoren verdienen unter der Menge ihrer Mitbrüder ausgezeichnet zu werden. Mit Vergnügen nehme ich den Abbe Arteaga aus; er iſt der Verfaſſer einer Geſchichte der Theater, worin viele merkwürdige Un-

terſuchungen gut dargeſtellt ſind. Seine Schreibart iſt gut, und ſeine Kenntniß der Geſchichte, der Künſte und Alterthümer iſt ein Verdienſt mehr bei ihm. Der Abbe Kunig hat italieniſch und lateiniſch über verſchiedne Gegenſtände geſchrieben; man lieſt ihn mit Vergnügen. Der Abbe Seraſſi hat einige gute Abhandlungen, und gute Gedichte herausgegeben.

Beinahe alle römiſche Litteratoren können in die Klaſſe derer Skribenten gebracht werden, welche Voltaire die Trödler der Litteratur nennt. Sie wenden die guten Werke um, flikken ſie aus, und nehmen einige Brocken heraus, womit ſie dann ihre unreifen Kompilationen durchnähen. Der Geneſende, welcher noch an Schlafloſigkeit kränkelt, kann ſich mit Hülfe derſelben zu einem an Schlafſucht gränzenden Schlummer verhelfen.

Ungeachtet der Langenweile, welche dieſe Herren mir machten, bin ich doch in ihren Aſſembleen geweſen, um urtheilen zu können, ob die Gelehrſamkeit bei ihnen die Talente erſezze. Sie beſteht darin: Sie wiſſen ſehr genau, wo Hannibal ſein Lager aufſchlug, und den Ort, wo er um ein Auge kam, anzugeben. Sie zeigen ſehr richtig die Stelle an, wo einer der Brüder Gracchus erſchlagen wurde; auch wiſſen ſie, wo die Rednertribune ſtand, und wo Kamillus gefochten hat. Im Falle der Noth können ſie auch von dem Raume, den er durchlaufen hat, Rechenſchaft ablegen. Sie können Homers, Virgils und Juvenals Verſe zergliedern; ſie wiſſen unbezweifelt die Gebärden des Cicero, als er die Rede pro lege Manilia

hielt, zu beſchreiben. Sie wiſſen . . . . was ſie nie hätten wiſſen ſollen, und wiſſen nicht, worüber man ſich nothwendig belehren muß.

So iſt der gegenwärtige Zuſtand der Litteratur bei den Römern. Dies iſt das Werk der Theokratie. Auf dieſe Unwiſſenheit in allen nützlichen Wiſſenſchaften hat ſie ihr Reich gegründet. Sie glaubt dadurch, daß ſie dieſelbe fortpflanzt, den Lauf der Zeit zu hemmen. Ihre vorſichtigen Vorkehrungen zeugen von ihrer Bangigkeit. Sie wird ſie nicht umſonſt gehabt haben, dieſe Bangigkeit, und ihr gänzlicher Umſturz wird durch das Uebertriebene ihrer Vorkehrungen erzeugt werden.

Eine ſonderbare Anekdote.

Da ich ſehr gern meinen Aufenthalt in Rom auf jede Weiſe benutzen, und alles Seltne genau wollte kennen lernen, gieng ich ins Kapuzinerkloſter, wo einige Gemälde von Guido Reni und Lanfranchi, ſo wie auch einige ſeltne Medaillen ſind.

Nachdem ich die Kirche dieſer Geiſtlichen beſehen hatte, wollte ich auch das Innere ihres Kloſters kennen lernen. Ich habe ſchon geſagt, daß in Rom dieſe Mönche weit gelehrter und unendlich gebildeter als an irgend einem andern Orte ſind. Sie nehmen die Fremden gut auf, und beeifern ſich, ihre Fragen zu beantworten.

Der General des Ordens war ein Deutſcher, nahm mich treuherzig auf, und bot mir ein Frühſtück an. Das wunderte mich, weil es ſonſt in Rom nicht gebräuchlich iſt, des Morgens etwas vorzuſetzen. Ich beantwortete die-

ſe Höflichkeit ſo gut ich konnte, und verſprach meinen Beſuch zu wiederholen. Die guten Patres ſagten mir, ihre Kirche, ſo wie auch das Kloſter, ſey auf Befehl und Koſten des Kardinals Barberini, eines Bruders Urbans VIII. erbauet, der ſo wie er, das Skapulier und den Ordenshabit getragen hatte.

Bei meinem zweiten Beſuche fiel mir die Geſichtsbildung eines Paters auf; er war ſchon ſehr alt, und ſchien mir gar keine Aehnlichkeit mit europäiſchen Nationen zu haben.

Ich fragte dieſen Mann aus, und nachdem ich ihm eine ſehr einfache Frage verſchiednemal hatte wiederholen müſſen, ſagte er mir, er ſey ein Perſianer und jetzt ein und neunzig Jahre alt. Dieſe Antwort ſpornte meine Neugierde. Weil ſich dieſer Greis aber mühſam ausdrückte, nahm ich mir vor, um alles, was ihn betraf, genauer zu erfahren, mich an ſeine Mitbrüder zu wenden. Ich hörte Folgendes.

Die Kapuziner haben ein Hospitium in Ispahan; es heißt Miſſion. Allein die Geiſtlichen, welche dahin geſchickt werden, beſchäftigen ſich wenig mit der Arbeit in des Herrn Weinberge. Der Begriff einer Dreieinigkeit ſcheint den Mahometanern ſo widerſinnig, daß ſich nur ſelten einige finden, welche die katholiſche Religion, deren Baſis dieſes Geheimniß iſt, annehmen. Auch iſt die Regierung gegen dieſe Art von Verführung nicht auf ihrer Hut.

Handlungsintereſſe hat den Sophi von Perſien vermocht, den katholiſchen Gottesdienſt zu geſtatten. Die Chriſten gehen in dieſe Kirche, nicht ſowohl den Pflichten ihrer Religion obzu-

liegen, als Erleichterung für ihre Krankheiten zu finden; denn dieſe Geiſtliche hatten Arznei und Chirurgie gelernt. Darum wurden ſie von den Eingebohrnen des Landes geachtet; und dieſe tragen zur Erhaltung einer Exiſtenz bei, welche nicht den Zweck der Stiftung überſchreitet.

Doch wieder auf den Greis zu kommen, ſo wurde Thamas-Kuli-Kan, als er König von Perſien wurde, gefährlich krank. Die Aerzte an ſeinem Hofe verſtanden die Krankheit nicht, und konnten ihm alſo nicht helfen. Es wurde täglich ſchlimmer mit ihm. Der Großſchatzmeiſter erinnerte ſich der Mönche im Hospitium, und ließ den Geſchickteſten vorfordern: es war der Superior. Kaum hatte der Pater den Monarchen geſehen, ſo merkte er, daß die Krankheit von Unverdaulichkeit herrühre, behandelte demzufolge den Kranken, und er genaß. Die Belohnung erfolgte bald darauf. Der Schatzmeiſter ſtellte ihm einen Beutel mit Geld zu. Dieſer nahm es über ſich, den Dank des Paters und deſſen Zurückgabe des Geſchenkes dem Könige vorzubringen. Als Thamas-Kuli-Kan das vernahm, glaubte er, es ſey der Geringfügigkeit der Summe zuzuſchreiben, und überſchickte ſogleich dem chriſtlichen Derwiſch eine größre Summe in Gold. »Silber oder Gold mag ich nicht, ſprach der Pater, mein Gelübde verbietet mir es anzunehmen. Ich bitte Seine Majeſtät unterthänig, nicht darauf zu beſtehen. Wenn Dieſelbe glaubt, mir etwas zu verdanken zu haben, ſo kann Sie mich durch die Fortdauer Ihres Schutzes belohnen. Das

einzige, was mir erlaubt iſt anzunehmen, iſt ein Vorrath an Lebensmitteln. Der Sophi ſchien über dieſe Antwort zu erſtaunen, befahl, daß dem Derwiſche alles, was er in der Art forderte, gegeben würde, und vergaß dann den ganzen Handel.

Das war nicht der Fall mit dem Schatzmeiſter. Eine unter ſeinen Landsleuten ſo seltne Uneigennützigkeit fiel ihm auf. Die vorigen Patres hatten ihm keinen Begriff davon beigebracht; er wollte dieſe außerordentliche Menſchen näher kennen lernen.

Der vornehmſte der Miſſion war ein Römer. Er war ein gelehrter Mann, und ſprach ſehr gut perſianiſch. Der Großſchatzmeiſter kam öfter zu ihm, und nahm ihn auch mit zu ſich, wo er nicht müde wurde, ſich nach den europäiſchen Sitten und Gebräuchen zu erkundigen. Der Geiſtliche kannte nur Rom; ihm war es zugleich der Mittelpunkt und die Grenze der chriſtlichen Welt. Er ſchilderte ihm dieſe Stadt mit ſo bezaubernden Farben, daß jener, ohne eben Geſchmack an der römiſchen Religion zu finden, ſich vorſetzte, die Dienſte eines Deſpoten zu verlaſſen, und in dem Vaterlande der Künſte zu leben. Er wollte unter Menſchen ſeyn, für die er die größte Hochachtung gefaßt haßt hatte. Dieſes auszuführen, mußte er einen Theil ſeines Vermögens mitnehmen. Er ſchob aber ſeine Abreiſe auf, verbarg ſorgfältig ſeine Geſinnungen, und erwartete den günſtigen Augenblick.

Durch eine, in Ländern, welche unter Deſpoten ſtehen, nicht ungewöhnliche Begebenheit

wurde Thamas=Kuli=Kan umgebracht. Der Schatzmeiſter nahm dieſen Zeitpunkt wahr, entwiſchte, und reiſete mit einigen chriſtlichen Kaufleuten ab. Sie giengen durch Bagdad, kamen in Konſtantinopel an, wo ſie ſich trennten, und der Perſianer kam nach Rom, in Begleitung eines Geiſtlichen, welchen ihm die Iſpahaniſche Miſſion zum Führer und Rathgeber mitgegeben hatte. Er verkaufte Kleinodien, brachte Summen unter, und machte ſich ein mehr als hinreichendes Einkommen, um das Kloſter wegen ſeiner Koſt und Nahrung ſchadlos zu halten. Das Uebrige ſeines Vermögens verwendete er zu wohlthätigen Handlungen.

Dieſer Mann fand eine ſehr gute Aufnahme, und die Obern ließen ihn aller Vorrechte, welche das Ordenskleid gewährt, genießen. Indem er aber ihre Art zu leben annahm, und den Ordenshabit trug, behielt er ſichs vor, ſeine Religion nicht verändern zu dürfen. Sanft, gutthätig, friedlich und nicht ſtreitſüchtig, wie er war, machte er ſich bei allen ſeinen Mitbrüdern beliebt, die eben nicht darauf beſtanden, ihn zum Proſelyten zu machen. Er hatte ſich kein anderes Unterſcheidungszeichen vorbehalten, als etwas feineres Zeug und den Gebrauch des Leinens.

Die erſten Tage ſeiner Ankunft in Rom machte er Aufſehen. Man wollte ihn ſehen, und jeder hoffte ihn bekehren zu können. Er widerſtand aber allem Einreden und jeglicher Verſuchung. Der Papſt war ſo vernünftig, ihnen ein Ende zu machen, indem er beſtimmten

ten Befehl gab, ihn in Ruhe zu laſſen, bis die Gnade kräftig auf ihn wirke. Man ſchlug ihm vergeblich vor, das Kloſter zu verlaſſen, und in der Welt angenehmer zu leben. »Wenn ich das gewollt hätte, ſagte er, und das Wohlleben führen möchte, welches der Reichthum gewährt, würde ich Ispahau nicht verlaſſen haben. Liebte ich Reichthümer, und ſtrebte ich nach Ehre, würde ich wiſſen, wie ich wieder dahin zurückkehrte.«

Ich glaube nicht, daß es, ſo lange das Chriſtenthum beſteht, noch zwei ſolche Beiſpiele gebe, und ich geſtehe, daß ich ſo verwundert über die Mäßigung des Papſtes als über die der Mönche war, und daß ich über die Unbeſonnenheit des Perſianers erſtaunte, der ſich auf die Ausſage des Miſſionairs von einer Region in die andre begab, um Mahomets Geſetze unter der Kutte eines Bettelmönchs auszuüben.

Dieſer ſeltſame Mann iſt 97 Jahr alt geworden. Er ſtarb 1787.

Der Kardinal Finocchetti.

Dieſer Sohn der Kirche iſt 1715 zu Livorno gebohren. Seine Eltern waren adliche Piſaner. Er bekam den Kardinalshut 1787 in ſeinem 72 Jahre, nachdem er darauf dreißig Jahre geharret hatte. Pius VI. beſchenkte ihn damit; und ich denke, er hat hierin den Kaligula nachahmen wollen, welcher ſein Pferd zum Bürgermeiſter machte.

Ramazzini von Bologna hat einen Traktat über die Krankheiten der verſchiednen Künſtler und Handwerker geſchrieben. Tiſſot ſchrieb über

die Krankheiten der Gelehrten, und derer, ſo eine ſitzende Lebensart führen. Verſchiedne andre Aerzte haben über die Folgen einer zu langen Anſtrengung des Geiſtes geſchrieben; allein keinem dieſer Männer iſt es eingefallen, über die Leiden und die Anſtrengung eines Prälaten zu ſchreiben, welcher den Kardinalshut ſehnſuchtsvoll erwartet, und ihn nicht ankommen ſieht; die Angſt eines Hofmanns, der ein Ordensband, und eines Prieſters, der eine Pfründe erwartet. Dieſe Krankheit hat mehr als einen der Strebenden hingeraft; Finocchetti hat über dreißig Jahre dabei ausgehalten. Man ſage mir nun, es geſchähen keine Wunder mehr!

Als ich dieſen alten Kandidaten ſah, bemerkte ich, daß ihn die Anweſenheit eines Kardinals gänzlich wie auflöſete. Er nahete ſich der Eminenz, verbeugte ſich tief, und ſein Kopf ſank maſchinenmäßig, auf ſeine Bruſt hin. In dieſer Stellung blieb er fünf bis ſechs Minuten; dann hob er ihn auf, und ließ einen langen Seufzer aus, der ihn, hätte er ihn zurückgehalten, ohnfehlbar erſtickt haben müßte. Jede Promotion zog ihm einen Fieberanfall zu. Die Hofnung, endlich unter die Zahl der Auserwählten zu kommen, war ihm von vier Päpſten nach einander gegeben werden; und die Nichterfüllung dieſes Verſprechens hatte ihm Anfälle von Spasma zugezogen, die heftig genug waren, ihn ins Grab zu bringen. Der einzige Troſt, der ihn noch aufrecht erhielt, war, daß er einſt der Vorrechte und der Ehre des Dechants der Prälaten genießen würde.

Obſchon er kein beſonderes Recht hatte, auf

dieſe Ernennung Anſpruch zu machen, und zahlloſe Gründe ihn auszuſchließen vorhanden waren, ſo hörte er doch nicht auf, zu ſollicitiren, und zu ſagen, der Hut käme ihm zu. Man wunderte ſich über dieſe ſo oft wiederholte Reden, bis man dahinter kam, daß ein Irrthum Benedikts XIV. dazu Anlaß gegeben hatte. Dieſer Papſt hatte Finocchetti für einen andern gehalten, und geſagt: Gedulden Sie Sich ein wenig. Wir werden nicht zögern, Ihnen Genüge zu leiſten, Sie ſollen auch Kardinal werden. Als Klemens XIII Papſt wurde, meldete er ſich von neuem, und wurde mit leeren Verſprechungen abgeſpeiſet; bis endlich Pius VI. ihn von einer dreißigjährigen Bürde erlöſete. Es iſt gebräuchlich, daß der neue Kardinal eine Dankſagungsrede hält, ſo ungefähr, wie die franzöſiſchen Akademiker bei ihrer Aufnahme. Finocchetti wollte den Gebrauch mitmachen; er ſtammelte einige unzuſammenhangende Phraſes, und ſchloß damit, daß er Pius VI. zweier ewig denkwürdigen Handlungen wegen bis in die Wolken erhob: die eine war, daß er ihm den Kardinalshut gegeben hatte, die andre betraf die Errichtung einiger neuen Obelisken.

Die Katakomben zu Sankt Sebaſtian.

Sie liegen außer dem Thore Capene, auf dem Wege nach Neapel, und man geht aus der Sebaſtianskirche hinein. Wahrſcheinlich feierten die erſten Chriſten an dieſen unterirdiſchen Oertern ihre Agapen oder Liebesmähler. Man hat mich ſehr ernſtlich verſichert, daß

nach gemachter Berechnung die Aſche oder Gerippe von ſiebenzig tauſend Märtyrern darin ruheten. Unter dieſen bemerkt man eilf Päpſte.

Dieſe Katakomben hinreichend kennen zu lernen, iſt es eben nicht nothwendig, alle Behältniſſe durchkrochen zu haben; es würde ſogar gefährlich ſeyn, ſich dieſes auszuſetzen, weil man ſich einem unbekannten Führer überlaſſen muß, welcher nicht für die Sicherheit der Fremden verantwortlich iſt, und ſie heimlich einem grauſamen Tode preisgeben kann. Als ich ſo neugierig war, fand ich einen Gefährten, der ſie auch ſehen wollte, und wir übergaben uns einem Manne von üblem Ausſehen, der eine wohlverwahrte Laterne trug, indeß wir jeder nur ein Wachslicht hatten. Die Gänge dieſer Gewölbe ſind nur dieſen Führern bekannt. Der Raum, den man durchgehen kann, iſt unermeßlich; und dieſer Dädalus hat eine Menge ſich ähnlicher Gänge, aus denen man ſich nur durch Ariadnens Knauel herausfinden könnte. Ihre Höhe iſt verſchieden, und man kann nur an manchen Stellen aufrecht ſtehen. Auf beiden Seiten dieſer Gänge bemerkt man gleichſam eine Art Ruhebetten, auf welchen Knochen liegen, die man anrühren kann.

Als ich in das Gemach San Philippo gekommen war, hielt ich an. An den Wänden ſtehen verſchiedne Nahmen, ich bemerkte den Nahmen Guſtaf III.

Es iſt eben ſo ſchwer, die Zeit anzugeben, wenn dieſe Wege angelegt wurden, als den Gebrauch derſelben zu beſtimmen. Gewiß ſcheint es zu ſeyn, daß Menſchenhände ſie an=

gelegt haben. In Rom, wo ſich alles auf Gottesdienſt bezieht, verſichert man, daß ſie das Werk der Chriſten zur Zeit der Verfolgungen geweſen ſind. Doch daran zweifle ich. Ich halte ſie für weit älter; und es iſt auch nicht erweislich, daß Leute, welche ſich in alle Welt zerſtreueten, um den Geboten der Kaiſer auszuweichen, ſich eine Höhle von mehr als zwanzig Milien hätten ausgraben können, ohne bemerkt zu werden, und ohne daß die ausgegrabne Erde, welche fortgeſchafft werden mußte, ſie verrathen hätte. Weit eher iſt es meiner Meinung nach vorauszuſetzen, daß dieſe verdeckten Gänge zu Belagerungszeiten angelegt ſind, um Gemeinſchaft außer der Stadt zu unterhalten, oder auch, im Falle eines unglücklichen Erfolges, ſich darin zurückzuziehen. Die erſten umherirrenden, und die Bemerkung der Regierung fliehenden Chriſten werden ſie etwa entdeckt, und ihre Zuſammenkünfte darin gehalten haben.

Die Zugänge ſind ſo eng, daß kaum zwei Perſonen neben einander würden gehen können. Ich erkundigte mich, ob Kaiſer Joſeph dieſen Ort beſucht habe? Unſer Führer ſagte, er ſey zwar hier geweſen; habe aber nicht für gut gefunden, ſo weit wie wir gethan hatten, vorzudringen. Dieſe Antwort war mir ein Fingerzeig. Ich erinnerte mich jetzt aller Beiſpiele, die man mir erzählt hatte. Verſchiedne Engländer waren durch die mephytiſchen Dünſte dieſer Gewölbe erſtickt worden. Luſtig genug wäre es, wenn ihre Leichen nach einiger Zeit gefunden, und zur Verehrung der leichtgläubi-

gen Frommen, als Heilige ausgeſetzt geworden wären.

Dem ſey wie ihm wolle, ich kehrte ſtehendes Fußes mit meinem Reiſegefährten wieder um, der, ſchüchterner als ich, nicht gewagt hatte es vorzuſchlagen.

Als wir wieder an das Tageslicht gekommen waren, wußte uns ein jeder von den Vorfällen zu erzählen, die mit denjenigen, welche die Neugierde zu weit verleitet hätte, geſchehen wären. Ich will einige, den Reiſenden zur Warnung, anführen.

Vor einigen Jahren ſtiegen eine beträchtliche Anzahl Schüler durch den Eingang bei der Villa Medici in die Katakomben. Sie ſind nicht wieder zum Vorſcheine gekommen, alles Nachſuchen iſt vergeblich geweſen. Zwei Deutſche haben in dem nämlichen Jahre daſſelbe Schickſal gehabt.

Da es in keines Menſchen Gewalt ſtehet, die Römer von den Vortheilen einer guten Polizei zu überführen, ſo hat man gar keine Vorkehrungen gegen dieſe Vorfälle treffen können. Die Erzählung derſelben dringt bei den fühlloſen Prieſtern nicht durch. Ueberdem ſind ja ſie nicht dieſer Gefahr ausgeſetzt; ſie ziehen diejenigen, welche ſich derſelben ausſetzen, gern damit auf, und thun nichts, ſie davon zurückzuhalten. Bei dieſen Katakomben fällt mir ein, daß mir einſt ein Prälat zu rathen aufgab, welches Thieres Fell wohl am köſtlichſten ſey? Ich nannte den Marder, den weißen Bär, den weißen Fuchs, den rothen, blauen u. ſ. w. Alles nichts, ſagte er, mein Herr, das Fell

eines Prieſters. Dieſes kunſtloſe Geſtändniß ſchildert mit einem Zuge den Karakter dieſer ſo lange Zeit verehrten Weſen.

Ein Zug, welcher die ausnehmende Schwäche der römiſchen Regierung bezeichnet.

Ich habe ſchon mehrmals geſagt, daß von allen Fremden, in Rom reſidirenden Miniſtern keiner ſo viel Einfluß auf das Konſiſtorium hat, als der Ritter von Azara. Die Verdienſte dieſes Geſandten ungerechnet, erregen ihm die ſtarken Geldremeſſen aus Spanien das Wohlwollen des heiligen Stuhls. In den Jahrhunderten der Finſterniß wurde der römiſche Hof immer im Verhältniſſe der Ehrfurcht verwegner, welche die Souverainen ihm zu erweiſen ſich wegwarfen. Rom iſt in dieſem Stücke noch daſſelbe; allein es hat den größten Theil ſeiner Gewalt verlohren; und wenn ein Geſandter Feſtigkeit und Karakterſtärke genug hat, die Vorrechte ſeines Monarchen zu verfechten, ſo wird Rom ungemein geſchmeidig. Nur ein Beiſpiel hiervon!

Ein Bedienter des Ritters Azara trug ein Stück Nankinzeug über den Platz Colonna. Er wurde von der Wache angehalten, das Pack wurde durchſucht und konfiscirt, weil es nicht geſtempelt; ein Beweis, daß es nicht im Zolle angezeigt geweſen war. Dieſer Menſch beklagte ſich bei ſeinem Herrn, der augenblicklich andeutete, man müſſe ihm den Nankin

wiedergeben; wo nicht, würde er es dem Könige von Spanien melden. Pius VI. erſchrak ſo heftig, als ob ein ſtarkes Kriegsheer den Vatikan umlagert hätte, und ließ ſogleich die Wiedererſtattung des Zeuges, oder doch des Werthes, im Falle es ſchon verkauft ſey, anbieten; er verſprach auch, die Wache beſtrafen zu laſſen, daß ſie die ſpaniſche Livree nicht gekannt hätte, als wenn dieſe Menſchen nicht von ihm ausgeſtellte Befehle hätte befolgen müſſen. Azara antwortete, dieſe Genugthuung ſey unzureichend, er verlange, daß der Prälat Ruffo, damaliger Großſchatzmeiſter, ihm einen Entſchuldigungsbrief ſchreiben ſollte, und zwar in unzweideutigen Ausdrücken. Der aufs äuſſerſte gekränkte Papſt beſchwor ihn, ſeine Forderung zu mildern; aber der Geſandte ließ ihm ſagen, wenn die Genugthuung nicht auf der Stelle geſchähe, gienge der Kourier ab, und dann ſtände er nicht für die Folgen. Der Papſt, beſtürzt über eine Standhaftigkeit, der er ſich nicht verſehen hatte, bat den Prälaten Ruffo, in die Forderung des Spaniers zu willigen. Ruffo wollte nicht. Da jammerte der heilige Vater, vergoß Thränen, beſchwor den Schatzmeiſter, und erklärte endlich, er würde alſo gezwungen ſeyn, ſich ſelbſt herabzuwürdigen, und die geforderte Genugthuung zu geben. Endlich ſchrieb Ruffo den Brief; aber das härteſte der Sache hatte man noch vor ſich: der Geſandte hatte verlangt, der Prälat ſolle den Brief perſönlich überbringen. Das gab zu neuen Auftritten zwiſchen dem Papſte und dem Schatzmeiſter Anlaß. Seine Heiligkeit ſielen ihm bei-

nahe zu Fuße, bis dieſer ſich erbitten ließ, und mit Wuth im Herzen nach dem ſpaniſchen Pallaſte fuhr. Er wurde nicht angenommen, und ließ den Brief zurück, den Azara aufs beſte benutzte. Er ließ ihn vielmal abſchreiben; die Kopien wurden herumvertheilt; die Zeitungsſchreiber bekamen einige, mit dem Bedeuten, den Innhalt in ihren Blättern anzuzeigen. Der ſpaniſche Geſandte ſagte öffentlich, ſobald einem ſeiner Leute wieder eine ähnliche Beleidigung wiederführe, würde er den Großſchatzmeiſter feſthalten, ihn auf den ſpaniſchen Platz führen laſſen, und da ſollte eine gewiſſe Operation mit ihm vorgenommen werden, die, indem ſie ſeine Stimme heller machte, ihn zu einer ſeinem Stande angemeſſenern Sittlichkeit zwingen würde.

Dies letzte brachte den Prälaten aufs äußerſte auf. Er bebte vor Zorn. In der Unmöglichkeit ſich zu rächen begnügte er ſich damit, daß er ſchwor, einen ewigen Haß in petto gegen ihn zu nähren. Die ungemeine Nachgiebigkeit des Papſtes vermehrte ſeine Wuth. Von dem Augenblicke an wollte er mit Azara nichts mehr zu thun haben; er vermied, ihn irgendwo anzutreffen, und äußerte bei allen Gelegenheiten einen Unwillen, der dem Spanier viel Spaß machte.

Pius VI. wollte gern dieſen Zwiſt aufheben; diesmal aber gelang es ihm nicht. Ruffo gab nicht nach, und achtete nicht auf das Entgegenkommen des Geſandten, welcher, als Privatmann betrachtet, ſich dazu verſtanden hatte. Der ſchwache Papſt, welcher nicht begriff, daß

der Unwillen über eine empfangene Beleidigung, welche nicht das Vermögen betraf, ſo lange anhalten könne, nahm ſich vor, Ruffo zu zwingen, den ſpaniſchen Geſandten zu ſehen und zu ſprechen. Er nahm die Gelegenheit ſeiner jährlichen Reiſe nach den pontiniſchen Sümpfen wahr. Da nach der Regel der Großſchatzmeiſter ihn dahin begleiten muß, ſo wurde verabredet, daß der Ritter Azara ſich auch dahin begeben, und dann den Prälaten anreden ſollte. Der Entwurf gelang nur in ſo fern; denn der haßvolle Ruffo vereitelte ihn. Er antwortete dem Ritter nicht, und ſah weg, um ſeinen Feind nicht ins Auge faſſen zu dürfen.

Wenn man ſich erinnert, was über Azara, ſowohl in dem ihn ſelbſt betreffenden Abſchnitte, als in den Artikel von Mengs geſagt iſt, ſo wird man ſich vielleicht über den Starrſinn wundern, den er bei dieſer Angelegenheit äußerte, wo denn doch in der That der Großſchatzmeiſter nur in ſo fern ſtrafbar war, daß er die Befehle ſeines Herrn genau vollſtreckt hatte: aber man muß ſich auch erinnern, daß der lange Aufenthalt in Rom ihn mit deſſen Handlungsart vertraut gemacht hatte; und er ſagte laut: daß, um dem Deſpotismus des heiligen Stuhls nicht nachgeben zu dürfen, es nöthig ſey, ihm mit einem Stolze zu begegnen, der ihm augenſcheinlich bewieſe, daß ſeine Herrſchaft ein Ende habe, und die der Vernunft beginne.

Allerheiligſte Eitelkeit.

Alles, was die Perſon eines römiſchen Oberprieſters angeht, wird allerheiligſt benannt. Man ſagt: das allerheiligſte Mittagseſſen, der allerheiligſte Stuhl, das allerheiligſte Bette, und aus dieſen Gründen kann man eben ſowohl die Neigungen, oder den Eigenſinn des Papſtes, allerheiligſt nennen. Wir wollen einiges dieſer Art von Pius VI. anführen.

Wenn er nicht durch irgend ein beſonderes Intereſſe in der Wahl der Subjekte, Stellen zu beſetzen, geleitet wird, ſo wird er gewöhnlich durch die Figur der Perſonen beſtimmt. Er zeigt unter allen Umſtänden einen entſchiednen Geſchmack für ſchöne Verhältniſſe; und dieſer beſtimmt auch immer ſein Urtheil über Menſchen. Der, deſſen Phyſiognomie ihm gefällt, und ihn für ſich günſtig einzunehmen verſteht, iſt ſicher, alle Arten von Gnadenerweiſen von ihm zu erhalten.

Es iſt bekannt, daß er ſich gern loben hört. Man ſpricht ihn entweder gar nicht, oder man erhält nur, was man ſucht, indem man ihm ſchmeichelt; allein von allem Lobe, welches er ſo gefällig hinnimmt, berauſcht ihn am meiſten, was den edlen Anſtand ſeines Ganges, und die Schönheit ſeiner Figur angeht. Vielleicht iſt dieſe Art Eitelkeit nie weiter getrieben worden, als bei ihm. Eine Menge Leute ohne Talent und Verdienſt haben dadurch, daß ſie ihn mit dieſem Weirauche einräucherten, Würden und Stellen erhalten.

Ein Kanonikus, deſſen Kleidung und äuße-

rer Aufzug die größte Armuth anzeigten, hatte ſich 1786 an den Eingang einer Kirche poſtirt, in welche der Papſt gehen ſollte. Er rief, als er ihn anſichtig wurde, ganz vertraulich: viva il mio caro pinccio, quanto o mio caro, il mio pinccio, quanto è mai bello! »Es lebe mein lieber kleiner Pius; wie lieb hab' ich ihn, wie er ſo ſchön iſt!« Nachher, als er ihm in die Kirche gefolgt war, rief er wieder: che vago papetto! welch ein allerliebſtes kleines Päpſtchen! Nun nahm der heilige Vater ein majeſtätiſches Weſen an, und faßte den Kanonikus ins Auge, doch ohne verdrüßlich zu ſcheinen. Der Prälat, welcher Seine Heiligkeit begleitete, irrte in dieſem Blicke und befahl dem Kanonikus, ſich nach den Exercitien zu begeben. Dies iſt in Rom ein Ort, wohin die Geiſtlichen, die man ſtrafen will, geſchickt werden. Der Kanonikus gehorchte; allein vorher ſprach er einen Kammerdiener des Papſtes, den er kannte. Er ſagte, er ſey ſtets von Ehrfurcht für den Papſt durchdrungen geweſen; allein da er ihn das erſtemal ſo in der Nähe geſehen, habe er die Ausbrüche ſeiner Bewunderung nicht zurückhalten können. Der Kammerdiener ſagte dem Papſte dies wieder, welcher antwortete, der Prälat ſey ein . . . hier gab er ihm ſeinen Lieblingsbeinahmen, den die Sittlichkeit nicht zu wiederholen geſtattet. Indeß müſſe man nicht ſolche Freiheit eines Unterthanen gegen ſeinen Herrn zu dulden ſcheinen, ſetzte er hinzu: der Kanonikus müſſe ſeine Zeit ausſitzen. Allein als zwei Tage nachher zwei gute Pfründen erle-

digt wurden, ertheilte der Papſt ſie dem Kanonikus, uud bezahlte die Kanzleigebühren aus ſeinen Mitteln.

Drei Jahre vorher war ein armer deutſcher Prieſter nach Rom gekommen, Diſpenſation zu einer Heirath für einen ſeiner Verwandten zu ſuchen; da er aber ſo arm war, und die erforlichen Vorſchüſſe nicht thun konnte, erhielt er ſie nicht. Jemand zeigte ihm die Mittel an, ſich bei dem Papſte beliebt zu machen, und von ihm bemerkt zu werden. Er erfuhr, um welche Stunde Seine Heiligkeit in die und die Kirche gehen würde; er ſtellt ſich ihm in den Weg, und ſagt ſo laut, daß er gehört werden kann: Was für ein ſchöner Papſt! Der Papſt wendet ſich zu einem ſeiner Schweizer, und frägt, was der fremde Prieſter geſagt habe. Der Schweizer antwortet, und wiederholt was der Deutſche ſagte. Pius VI. ließ den Prieſter zu ſich rufen, ihm die Diſpenſation gratis ausfertigen, bezahlte ihm ſeine Reiſekoſten, und ließ ihm ein Kanonikat in Deutſchland geben. Eben ſo begegnete er, bei ähnlicher Gelegenheit, einem ungariſchen Geiſtlichen, der ſeine Bewunderung auch in ſeiner Gegenwart ausgedrückt hatte.

Pius VI. hatte viele Maitreſſen. Die er am längſten geliebt hatte, war die Julie Falconnieri, die Mutter der Konſtanze Oneſti, welche nachher den Prinzen Neffen des Papſtes geheirathet hat. Es iſt nicht mehr zweifelhaft, daß dieſe Dame die Tochter des Papſtes iſt. Wenn man ſie ſieht, iſt es gar nicht erlaubt daran zu zweifeln. Allein der Papſt hat für

dieſe Nichte eine mehr als väterliche Zärtlichkeit, und er iſt nicht immer behutſam genug geweſen, ſein Betragen und ſeine Geſinnungen in dieſer Abſicht zu verbergen.

Noch eine allerheiligſte Eitelkeit.

Pius VI. hält ſich nicht nur für den ſchönſten aller Männer, er hält ſich auch für den beredtſten, gelehrteſten, den klügſten von Allen, und der den geläutertſten Geſchmack hat. Es ſind Prälaten in Ungnade bloß deshalb gefallen, weil ſie in ſeiner Gegenwart Benedikt XIV. und Ganganelli gelobt hatten, und weil er das für eine verdeckte Satyre auf ſeine Perſon hielt. Er möchte gern der einzige Menſch ſeyn, deſſen Vollkommenheiten man rühmte, und er ſelbſt möchte gern alle Güter der Welt beſitzen, oder doch an ſeine Familie bringen.

Dieſer Papſt ſtrebt, ohne irgend einen Anſpruch mit Recht darauf machen zu können, nach allen Arten von Ruf. Er hält ſich für den gelehrteſten Alterthumskundigen, den erſten Kenner in allen Künſten. Er rühmt ſich, ehedem gut gemahlt, auch Figuren geformt zu haben und der Verfaſſer mancher Schrift zu ſeyn, die er ſehr rühmt, deren Handſchriften er aber verlohren zu haben vorgiebt.

Pius VI. Vorfahren haben ſich in Glaubensſachen für unfehlbar gehalten; er aber hält ſich in allen erſinnlichen Dingen für unfehlbar. Er ahndet nicht, daß die Unwiſſenheit durch nichts ſtärker an den Tag kommt, als durch die Anmaßung, Alles wiſſen zu wollen.

Ganganelli hatte im Vatikan ein Muſäum angelegt, welches unter dem Nahmen des Klementiniſchen bekannt iſt. Ihm dieſen Nahmen ſeines Stifters zu nehmen, und ihm den ſeinigen zu geben, iſt er ſo weit gegangen, eine große Menge Steine, welche den Nahmen Klemens XIV. führten, wegnehmen, und andre, welche Braſchi heißen, an ihre Stelle legen zu laſſen. Man ſtößt in Rom bei jedem Schritte auf ähnliche Beweiſe dieſer kindiſchen Ziererei, die ihn antreibt, ſeinen Nahmen und ſein Wappen allenthalben anzubringen. Er würde, wenn es angienge, das Muſäum des Kapitols, welches von Klemens XIV. angelegt iſt, berauben, um das im Vatikan zu bereichern. Der Aufſeher dieſes erſteren, ein talentvoller Mann, mit welchem ich Bekanntſchaft gemacht hatte, ſagte, er habe nicht mehr das Herz, den Papſt zur Ausbeſſerung irgend eines der Meiſterſtücke dieſer Kunſtſammlung aufzufordern, ſo ſehr manches auch derſelben bedürfe, weil alsdann der Papſt nicht unterlaſſen würde, dieſes prächtige Stück in ſein Lieblingsmuſäum zu verſetzen.

Anſtößige Unbilligkeit Pius VI.

Ein einziger Zug wird hinreichen, die unanſtändige Habſucht des jetzigen Papſtes darzuthun. Hier iſt er!

Karl Ambroſius le Prix, ein Laſtträger in Buſſe, einem Flecken im Mayländiſchen, hatte ſich in Rom durch ſeine Geſchicklichkeit und Induſtrie ein anſehnliches Vermögen erworben. Er hatte die Domainen Comacchio in der Mark

Ancona von der päpſtlichen Kammer durch Erbpacht an ſich gebracht, und durch vortheilhafte Spekulationen hatte er ein Vermögen, welches man auf acht hundert tauſend römiſche Thaler ſchätzte, zuſammengebracht.

Le Prix hatte drei Söhne, Amaſis, Joſeph und Johann. Er machte ihnen bei ſeinen Lebzeiten eine unwiderrufliche Schenkung ſeines ganzen Vermögens, und behielt ſich bloß den lebenswierigen Niesbrauch vor. Er unterwarf ſie einem immerwährenden Fideicommiß, bei welchem die drei Brüder allen andern vorgiengen, im Fall einer von ihnen, ohne männliche Erben nachzulaſſen, ſterben ſollte.

Johann, der älteſte, ſtarb bald nach ſeinem Vater, und hinterließ keine Kinder; dann ſtarb Joſeph, und ließ nur eine Tochter Anne Marie nach; Amaſis war ein Prieſter geworden. Da er der letzte von den Dreien war, ſo genoß er des ganzen Vermögens, und meinte, er habe ſo ſehr den freien Gebrauch deſſelben, daß er ſeine Nichte Anne Marie, deren Mutter er nicht leiden konnte, darum bringen könnte. Alle römiſche Rechtsgelehrten waren entgegengeſetzter Meinung, und behaupteten, daß nach den Ausdrücken der Schenkung das Vermögen der Nichte zuſtände, mit welcher die Familie ausſtarb.

Der Prieſter Amaſis ließ ſich durch verſchiedne Gerichtshöfe autoriſiren, über dieſe Güter willführlich ſchalten zu können. Weil ihn alle Geſetzverſtändige verſicherten, dieſe Akten wären ungültig, und könnten leicht kaſſirt werden, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu einem andern

Mit-

Mittel. Er beſtach Zeugen, welche ausſagen mußten, Anne Marie ſey nicht rechtmäßig erzeugt. Wer dieſe Unmenſchlichkeit wußte, den empörte ſie, und ſie brachte ihm den Schimpfnahmen zuwege Amensius demens, der Unſinnige.

Als Pius VI. dieſe Sache erfuhr, ſetzte er es ſich in den Kopf, ſich alle dieſe Güter ſelbſt zuzueignen, indem er ſie dem Amaſis unter dem Verſprechen eines Kardinalshutes ſtehlen wollte. Er trug dieſe ſchändliche Sache einem gewiſſen Nardini auf. Dieſer Spitzbube ſchlich ſich in des alten Prieſters Vertrauen ein. Er ſtellte ihm vor, da ſein Vater ſein ganzes Vermögen in dem Kirchenſtaate erworben habe, ſo würde es eine billige und erkenntliche Handlung ſeyn, wenn er den Papſt zu ſeinem einzigen Erben einſetzte, weil er doch ohnedem ſchon die Rechtmäßigkeit der Geburt ſeiner Brudertochter, Anne Marie, in Zweifel zöge; und der Papſt, ſetzte er hinzu, würde nicht unterlaſſen, dieſe Wohlthat dadurch zu erkennen, daß er ihn mit Ehren und Würden überhäufte. Seinen Haß und ſeinen Hochmuth zugleich zu befriedigen, waren für Amaſis zu mächtige Anreizungen, als daß ſie ihn nicht beſtimmt haben ſollten. Er machte eine förmliche Schenkung aller ſeiner Güter an den Papſt, indem er ihm freie Hand ließ, damit zu ſchalten. Der Papſt ſetzte ſeinen Neffen auf der Stelle in Beſitz derſelben, und ſchlug das Verſprechen, welches er dem Geber hatte machen laſſen, in den Wind.

Der Verdruß über Pius VI. Treuloſigkeit

und Undankbarkeit, und die Gewiſſensbiſſe über ſeine eigne Ungerechtigkeit nagten an Amaſis Herz; er wollte es dadurch wieder gut machen, daß er in einem Teſtamente erklärte, er ſey durch die Agenten des Pabſtes bloß verführt worden, ihm alle ſeine Güter zu ſchenken; auch habe ihn der Haß gegen ſeine Schwägerinn verleitet, um deren Verzeihung er flehte, indem er ſein Verbrechen geſtände, und die Schenkung vernichtete.

Auch Nardini bezeugte im Sterben, wie leid es ihm ſey, daß er ſich von dem Pabſte zu einer ſo ſchreiende Ungerechtigkeit hätte brauchen laſſen.

Amaſis Teſtament, nnd Nardini's Geſtändniß wurden bald in ganz Rom bekannt. Jedermann war indignirt; aber darüber ſpottete der Papſt nur. Er behauptete nichts deſto weniger, Amaſis Handlung ſey ein vom heiligen Petrus gewirktes Wunder. Anne Marie und ihre Mutter nahmen ſich vor, ſtillzuſchweigen, und Pius VI. Tod abzuwarten, deſſen Anſehen ſie bei den Gerichtshöfen nicht überwiegen zu können vorausſetzten. Allein Seine Heiligkeit verſtand dieſes Stillſchweigen vollkommen, und fürchtete es ſogar. Pius wollte gern ſein Verbrechen konſolidiren, und die Früchte deſſelben ſeinem Neffen zuſichern, über den einſt, wie er wohl vorausſah, das Ungewitter losbrechen würde, wenn er demſelben jetzt, da er ſeine Oberherrſchaft noch mißbrauchen kann, nicht zuvorkäme.

Er zwang alſo die Unmündige, eine Akte auszuſtellen, und ihre Rechte geltend zu ma=

chen. Sie flößte allgemeines Intereſſe ein. Die Ungerechtigkeit, die ihr wiederfuhr, war zu ſchreiend, und erregte ſolchen Widerwillen, daß die Richter geneigt ſchienen, nach der Entſcheidung des ganzen großen Publikums zu entſcheiden. Jetzt durfte der Papſt nicht mehr zweifeln, daß der Spruch gegen ihn ausfallen werde, und da er überdem nicht hoffen durfte, alle Mitglieder der Rota, vor welcher die Sache ſchwebte, beſtechen zu können, bot er der Annen Marien einen Vergleich an, den dieſe begierigſt annahm. Dieſem zu Folge wurden die Güter zwiſchen ihr und dem Neffen Seiner Heiligkeit getheilt. Wenn einſt aber der große Gerichtstag anbricht, wird er zur Wiedererſtattung gezwungen werden, zur Wiedererſtattung dieſer Hälfte, die er uſurpirt, und der Intereſſen, die ſie ihm getragen haben wird; ihm wird von der Unthat ſeines Oheims und ſeiner eignen Niederträchtigkeit keine andre Frucht übrig bleiben, als der allgemeine Abſcheu, den ſie beide wohl verdient haben.

Der Dialog.

Der Karakter der heutigen Römer enthält die auffallendſten Widerſprüche, und beinahe immer beide Extreme. Die Leute in Aemtern und Würden ſind ziemlich allgemein niedrig und kriechend, und das Volk iſt eines der geiſtreichſten und kraftvollſten in der Welt. Es ſpricht geſcheut, lebhaft nnd kräftig, iſt in ſeinen Manieren ſanft und zuvorkommend, zeigt ſich im geſelligen Leben freimüthig und offen. Allein

dieſer Karakter artet bei allen, die Dienſte neh- men, oder bei Hofe gehen, oder zu wichtigen Po- ſten befördert werden, aus; ein Beweis mehr, daß die gegenwärtige Regierung ſich nicht für die Nation ſchickt! Und daraus läßt ſich ſchlie- ßen, daß gewiß eine demokratiſche Regierung an ihre Stelle geſetzt werden wird; das iſt auch die einzige, die dem römiſchen Volke zuträglich, und ſeiner würdig iſt.

Ich habe ſchon vorläufig geſagt, daß wäh- rend meines zweimaligen ziemlich langen Auf- enthalts in Rom, ich gewöhnlich alle Morgen zu Fuße ausgieng; ich wollte ausſpähen, unter- ſuchen, und alles ſelbſt zu beurtheilen mich in den Stand ſetzen. Auf den großen Plätzen und auf den Straßen redete ich Leute an, und be- fragte ſie über Dinge, die Manchem wohl zu geringfügig ſcheinen, mir aber immer ſehr be- deutend geweſen ſind. Dieſer allenthalben nütz- liche Gebrauch — denen nützlich, welchen es um Kenntniß der Sitten uud Gebräuche eines Lan- des zu thun iſt — iſt es in Rom mehr als ſonſt irgendwo, wenn man ſeinen Zweck erreichen will. Bald wendete ich mich an einen in Lum- pen gehüllten Prieſter, bald an einſammelnde Brüder, an Kapuziner, Franziskaner oder Mi- nimen; ein andermal an Abbe's von elegantem Zuſchnitte und geziertem Weſen; öfter aber noch an Arbeitsleute und Kleinkrämer. Letz- tere ſind in Rom ſehr ſpaßhaft, und haben oft Antworten in Bereitſchaft, die man wenig von Menſchen erwartet, welche oft nicht einmal ei- nen Begriff von den Buchſtaben des Alphabets ihrer Mutterſprache haben.

Eines Morgens, in den letzten Tagen des Dezembers, da es ſehr kalt war, gieng ich in meinen Mantel gehüllt aus. Ich betrachte auf dem Platze Navone den ſchönen Springbrunnen von Bernini. Ein Fiſchkrämer beſah mich ſehr aufmerkſam; ich ſah es, und merkte daß er große Luſt hatte, mich anzureden; ich kam ihm entgegen, und wir hatten die Konferenz, die ich jetzt mittheilen will.

Dieſes Werk iſt prächtig, ſagte ich, indem ich den Springbrunnen anſah, es erregt Bewundrung; denkt ihr das nicht auch?

Fiſchkrämer.

Glaube nicht, daß es zu unſrer Bequemlichkeit, zu unſerm Beſten angelegt iſt.

Der Fremde.

Wozu wäre es denn gemacht?

Krämer.

Lediglich den Nahmen und das Wapen des Papſtes, der es auf unſre Koſten bauen ließ, darauf anzubringen. Ah! wenn Du wüßteſt, wie der Ehrgeiz dieſe verwünſchte Pfaffen regiert.

Der Fremde.

Ich weiß es ſehr gut, und bin ganz Deiner Meinung; aber deswegen iſt dieſes Denkmal doch vortrefflich.

Krämer.

Ich habe nichts dagegen; aber Brod iſt doch beſſer.

Der Fremde.

Mags; aber durch dieſen Springbrunnen wird es weder reichlicher, noch theurer.

Krämer.

Du irrſt. Wären unſre Prieſter nicht ſo eitel, ſo würden ſie das Geld, das uns genommen, wird, beſſer anwenden. Statt Obelisken zu errichten, und prächtige Springbrunnen zu bauen, ſollten ſie die wüſten Ländereien anbauen, die ehedem mit Dörfern und Städten bedeckt waren. Schöne Kornfelder wären beſſer noch als die Peterskirche ſelbſt. Dann würde wohl das Brod wohlfeiler ſeyn, und wenn denn Ueberfluß an Geld da wäre, könnte man die Stadt mit Denkmälern zieren. Unſre Prieſter ſind Thoren, die der Hochmuth ganz verblendet.

Der Fremde.

Du ſprichſt ja wie ein Buch.

Krämer.

Ich habe nie in einem geleſen.

Der Fremde.

Und wie das? —

Krämer.

Weil ich nicht leſen kann.

Der Fremde.

Warum haſt D'us nicht gelernt?

Krämer.

Weder mein Vater noch meine Mutter, noch irgend einer meiner Voreltern, daß ich wüßte, haben je mehr gelernt.

Der Fremde.

Wie ſeyd Ihr denn insgeſammt zu dieſer Gleichgültigkeit gekommen?

Krämer.

Durch die Bosheit unſrer Prieſter; ſie fürchten, das Volk möchte zu helle werden. Aber

das Volk iſt ſehr gewiß, daß ſeine Prieſter, Trotz ihrer Theologie, noch weniger wiſſen als es ſelbſt weiß.

Der Fremde.

Ja, du haſt ſehr recht. Aber das Volk würde zwiefach recht haben, wenn es leſen und ſchreiben könnte: denn alsdann würde es einſehen, was es jetzt ſeine Unwiſſenheit einzuſehen hindert.

Krämer.

Ah! wir ſehen doch ſchon genug; dazu brauchen wir nur Augen und Ohren, um jeden Tag, jede Stunde einzuſehen, daß unſre Prieſter uns mißleiten.

Der Fremde.

Wie meinſt du aber, daß ſie es beſſer machen könnten?

Krämer.

Das Beſſere muß man nicht vom Prieſter erwarten. Sie ſind im Böſen verhärtet, und ſie ſtellen ſich vor, ihr Intereſſe erfordre es, das Böſe zu thun.

Der Fremde.

Ich verſtehe dich nicht.

Krämer.

Du ſtellſt Dich nur ſo, und Du verſtehſt mich recht gut.

Der Fremde.

Nein! erkläre Dich deutlicher.

Krämer.

Ich meine, daß wir immer noch ſo dumm ſind, uns von unſern Prieſtern beherrſchen zu laſſen, die ſicher noch weniger taugen, als die in Frankreich getaugt haben.

Der Fremde.

Du weißt alſo, was in Frankreich geſchehen iſt?

Krämer.

Wohl wiſſen wir es, ſo ſehr ſich unſre Prieſter auch bemühen es geheim für uns zu halten; aber die Wahrheit dringt doch früh oder ſpät durch. Sie ſagen uns ohne Unterlaß, daß in Frankreich alles drüber und drunter gienge; man thue nichts als rauben, morden, zerſtören; daß allenthalben die größte Unordnung herrſche, und daß es keinen Menſchen gäbe, der nicht jeglichen Augenblick Gefahr laufe, ſein Leben oder ſein Vermögen einzubüßen.

Der Fremde.

Glaubſt Du das?

Krämer.

Es iſt genug, daß unſre Prieſter es uns verſichern, um es nicht zu glauben. Sie ſprechen ſo, um uns abzuſchrecken, dieſem Beiſpiele zu folgen, oder doch den Verſuch zu machen; ſie wollen uns weiß machen, das Volk verſtehe nicht, ſich ſelbſt zu regieren. Indeß habe ich doch ganz anders von unſern Vorfahren gehört; man ſagt, ſie wären nie größer, nie glücklicher geweſen, als da ſie thun konnten, was ſie wollten.

Der Fremde.

Das iſt auch wahr.

Krämer.

Ich möchte nur wiſſen, ob es wahr iſt, daß in Frankreich das Vermögen in gleiche Theile vertheilt worden iſt.

Der Fremde.

Kannſt Du das im Ernſte glauben?

Krämer.

Hier glaubt es kein Menſch, und wir denken ſogar, es würde nicht gut ſeyn. Laß immerhin die Reichen ihres Wohlſtands genießen, es iſt ſchon genug, daß nicht allein nur ſie Geſetze vorſchreiben dürfen.

Der Fremde.

Nein, mein Freund, man hat in Frankreich die Unordnungen nicht begangen, deren man dieſes Volk beſchuldigt. Man ehrt dort, mehr als je, das Eigenthumsrecht, welches aller Orten heilig ſeyn muß. Man hat nicht gewollt, daß die Prieſter noch ferner ein weichliches, bis zum Aergerniſſe üppiges Leben führen ſollten, indeß andre nicht ſoviel hatten, ihre dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Man hat geſucht, mehr Gleichheit einzuführen, indem man Allen Mittel gab, zwar ohne Pracht, aber doch mit Anſtand zu leben. Bedienungen und Aemter ſind nun nicht mehr für Geld feil, und denjenigen, welche ſie gekauft hatten, hat man ihre Auslagen bezahlt. Man hat nicht gewollt, daß es fernerhin von der Laune oder den Leidenſchaften eines Königs oder Miniſters abhienge, ein ganzes Volk umbringen zu laſſen, indem es zu einem, für ſeinen Ruhm und ſein Glück unnützen Krieg gezwungen wird. Man hat ihnen allenfalls das abgeſchmackte und grauſame Recht, nach ihrer Willkühr Auflagen zu machen, benommen; und die Miniſter ſind überhaupt verantwortlich für alles Böſe, ſo unter ihrer Verwaltung geſchieht, gemacht worden. Die Titel Prinz, Herzog, Graf u. ſ. w. ſind abgeſchafft, weil man bemerkt, daß weder Gott noch

Natur ſie eingeſetzt hat; daß es nur Uſurpationen des Hochmuthes ſind, und daß es keinen ehrenvollern und ſchönern Nahmen, als Menſch und Bürger giebt. Uebrigens beſtehen die Rechte des Volks, die Ausübung ſeiner Souverainetät darin, daß es ſich ſeine Obrigkeiten, alle ſeine Repräſentanten ſelbſt wählt, die, wenn ſie einmal gewählt ſind, eben ſo geachtet werden wie das Volk ſelbſt; das Volk wählt ſie durch Stimmenmehrheit aus denjenigen, die im Rufe des beſſern Verſtandes, der größern Ehrlichkeit ſtehen: ſo ernennt es ſich auch ſeine Biſchöfe und Pfarrer ſelbſt. Das iſt in wenig Worten, was das Volk in Frankreich gethan hat. Dabei hat es ſich ohne Zweifel einige Irrthümer erlaubt. Ich ſage noch mehr: Böſewichter haben ſich ſeines Namens bedient, um ungeſtraft Verbrechen begehen zu können; allein dergleichen Unglück iſt immer von Revolutionen, welche politiſche Gleichheit bewirken ſollen, unzertrennlich geweſen.

Krämer.

Sie machen mir eine wahre Freude. Alſo giebt es in Frankreich weder Herzöge noch Grafen mehr?

Der Fremde.

Es giebt keine mehr. Aber es giebt eine Verſammlung von Nationalrepräſentanten; es giebt Magiſträte, Departementer, Diſtrikte, Municipalitäten, deren Mitglieder frei vom Volke gewählt, und zu beſtimmten Zeiten immer wieder durch Andre erſetzt werden.

Der Krämer.

Das klingt prächtig! Ach, wenn wir ſo glücklich wären, es wie die Franzoſen zu machen, und unſre noch lächerlichere Titel, als Kardinäle und Monſignors abzuſchaffen! Warum haben wir ſtatt des Papſtes keine Konſuln? Man hatte mir für gewiß geſagt, daß in der franzöſiſchen Nationalverſammlung der Vorſchlag zur Theilung der Aecker geſchehen ſey, und daß die Theilung des Vermögens dekretirt und ins Werk gerichtet wäre, ſo daß ich es für ausgemacht wahr hielt. Du biſt alſo auch ein Franzoſe?

Der Fremde.

Nein, ich bin keiner; aber ich bin ſeit der Revolution in Paris geweſen, und habe Freunde und Korreſpondenten daſelbſt, welche mir genau berichten, was dort vorgeht; und was ich dir geſagt habe, iſt alles nach der ſtrengſten Wahrheit richtig. Es iſt freilich wahr, daß ein fanatiſcher Prieſter, vielleicht war er was Schlimmeres noch, die Theilung des Vermögens vorgeſchlagen hat; allein man ſpottete ſeiner und ſeiner Motion, welche wenig Anhänger, ſogar unter den Aermſten nicht, fand. Man muß ſich über dergleichen nicht wundern, weil es beinahe unmöglich iſt, daß ſich in einer ſo zahlreichen Verſammlung nicht auch ein Narr finden ſollte, deſſen Meinungen wenig geſcheut wären; daran liegt aber nichts. Das ſind kleine Inkonvenienzen der Freiheit. Man ſoll ſich dann wenig mit den Ausgeburten eines verbrannten, aberwitzigen Gehirns abgeben, wenn nur die Maſſe der Nation die Gefahr davon

einſieht, und ſeine Meinungen, nachdem ſie angehört ſind, verwirft. Die geringe Anzahl ſchlecht organiſirter Menſchen, oder ſolcher Unwiſſenden, welche Narrheiten vorſchlagen, ſind in einer ſonſt geſunden, und in ihren Theilen gut aneinandergeſetzten Verſammlung ſo anzuſehen, als die ſchlechten Säfte, die auch in den ſtärkſten Körpern ſich befinden. Die Maſſe der gegebnen Dekrete muß es ausweiſen. Könnteſt du leſen, ſo würdeſt du mit Vergnügen ſehen, daß ſie alle vortrefflich ſind, und beſonders zum Zwecke haben, das Glück des großen Haufens zu befördern.

Krämer.

Ich danke Deiner Hoheit, daß Du ſo gut geweſen biſt, mir ſo viel ſchöne Sachen zu erzählen.

Der Fremde.

Ich gehe nun, mein Freund; es iſt heute kalt: und wenn ich gleich einen guten Mantel habe, der mich einhüllt, ſo biſt Du dagegen unbedeckt, und Du wirſt gern aus der Kälte gehen wollen, die Du ohnedem wohl nicht wirſt ertragen können, weil Dein Klima ſonſt ſo milde iſt.

Krämer.

Ich erinnere mich freilich nicht, je eine ähnliche Kälte empfunden zu haben. Ihr Ultramontaner müßt ſie uns mit aus Eurem Lande hierher gebracht haben.

Der Fremde.

Unſre Kälte bringen wir nicht mit nach Rom, wohl aber den größten Theil des Geldes, der in dieſer Stadt im Umlaufe iſt.

Krämer.

Es iſt wahr, daß die Fremden uns durch ihren Aufwand Nutzen bringen; allein Ihr Ultramontaner Ihr, Ihr macht ſolche Verändrungen in Eurer geiſtlichen Verfaſſung, daß wir vor Hunger umkommen möchten, ohne daß es unſern trägen Prieſtern nur einfällt, auf Mittel dagegen zu denken; welches doch ſo leicht wäre.

Der Fremde.

Wie meinſt Du das?

Krämer.

Haſt Du nicht, als Du nach Rom kamſt, die Ländereien umher bemerkt, und haſt Du nicht eingeſehen, wie fruchtbar ſie ſeyn würden, wenn man ſie anbaute?

Der Fremde.

Ich wußte es recht gut; aber ich wollte es von dir ſelbſt hören. Du haſt ſehr recht, und ich ſage es oft genug zu den Kardinälen, und ſelbſt zu dem Pabſte; aber ſie wollen nicht ſehen und hören. Das römiſche Volk wird nur dann erſt glücklich und mächtig ſeyn, wenn es anfängt, ſeine eigne Stärke, und die Schwäche, die Laſter und das Verderben der Sereniſſimen zu fühlen, von denen es beherrſcht wird; kurz, wenn es Muth haben wird, es wie die Franzoſen zu machen, welche zahlreichere und ſchrecklichere Hinderniſſe, als es hier giebt, zu bekämpfen hatten. Die franzöſiſche Regierung vereinigte alle Kräfte in ſich, die ein ſolches Unternehmen gefährlich machen konnten; dahingegen die Stärke Eurer Prieſter bloß in Eurer Weichlichkeit, Geduld und Feigheit liegt.

Krämer.

Du haſt wohl recht, liebe Hoheit. Wollte Gott, daß Du unſre Angelegenheiten, die Du ſo gut einſieheſt, könnteſt mit lenken helfen. Fahre nur fort, unſre unwiſſenden Schelme ſo zu behandeln; ich hoffe indeß, wir werden ſie auch wohl zur Vernunft bringen, und das eher, als man glaubt.

Dieſer Mann fieng an ſo laut zu ſprechen; es giengen ſo viele Leute vorbei, daß mir bange wurde, es könnten ſich Kundſchafter, deren es in Rom ſo viele giebt, einfinden. Ich verließ nun meinen Fiſchkrämer, und nahm freundlich von ihm Abſchied, verſchwieg ihm aber wohlbedächtig, daß ich franzöſiſcher Bürger ſey, aus Beſorgniß, er könne einen Mißbrauch davon machen.

Dieſer Dialog iſt nach der ſtrengſten Wahrheit richtig. Ich habe mehrere dergleichen mit Leuten von dem nehmlichen Schlage gehabt. Ich wiederholte dieſen, weil er mir der nachdrücklichſte von allen zu ſeyn ſchien, und der den anſchaulichſten Begriff giebt, wie das römiſche Volk ſieht und ſpricht.

Man muß ſich nicht wundern, daß dieſer Mann mich Hoheit nannte. Rom iſt voller Fremden von dem höchſten Range; es kommen oft regierende Herren und Monarchen dahin. Joſeph II., der Großherzog von Toskana, der König von Schweden, alle giengen, ſo wie ich, allein ſpazieren, und plauderten mit den Vorübergehenden. Das gefällt dieſem Volke ungemein, weil es daraus ſchließt, daß es geachtet wird; und wofern derjenige, welcher mit

dem Volke ſpricht, nur einige Superiorität im Tone und in Manieren blicken läßt, ſo wird er für einen Mann von erhabner Geburt gehalten; und dieſes Volk, welchem dieſe Art Geſpräche ſehr ſchmeichelt, antwortet alsdann freimüthig, und dennoch mit einer Ehrerbietung die nicht kriechend iſt. Es hat auch die Gewohnheit zu duzen, die noch von ſeinen Voreltern, welche Pompejus und Cäſarn ſo nannten, auf daſſelbe vererbt iſt. Aber ſobald es eine verfeinerte Erziehung erhält, ſo ſchämt es ſich derſelben; es büßt dabei zugleich ſeine Freimüthigkeit und ſein Feuer ein, und ſein ſehr unterwürfiger Ton wird dann mehr als ehrerbietig.

Von den Juden.

Sie bewohnen in Rom ein abgeſondertes Viertheil, welches der Ghetto heißt. Eben ſo iſt es in den andern Städten Italiens, wenn man Livorno, und die Toskaneſiſchen Inſeln ausnimmt. Dieſes Viertheil hat Thore, Wachen und eine ſehr zwängende Polizeiverfaſſung, damit man häufigen Vorwand ſie zu pfänden habe. Die Inſpektion des Ghetto iſt eine ſehr einträgliche Bedienung. An den Oertern, wo dieſe Unglücklichen an einander gedrückt wohnen, trifft man die nehmlichen Inkonvenienzen, dieſelbe Unreinlichkeit; die Luft iſt eben ſo ungeſund, wie man es allenthalben da bemerkt, wo die Regierungen die nehmlichen Verbrechen begehen, und Unglückliche zu verfolgen, zu erniedrigen und zu belaſten ſich unterſtehen, welche der Verachtung des Pöbels, und der Verfolgung der Dummen preisgegeben ſind.

Die Juden in Rom ſind ungemein arm; oft trift man eine ganze Familie in einer einzigen Stube über einander gehäuft, welche alsdann den ekelhaften Anblick eines Elendes darbietet, das Mitleiden erregend und zurückſtoßend iſt. Zuweilen enthält auch eine ſolche Stube, in der nur ein Bette iſt, mehr als eine Familie, die deſſen wechſelsweiſe ſich bedienen. Dann hocken Vater, Mutter und Kinder zugleich auf dieſem elenden Lager, wie Käfer, welche auf einem Haufen Miſt brüten. Dieſe elenden Schlachtopfer des Aberglaubens ſind bleiche, ausgedörrte Figuren, auf welchen die allerdemüthigendſte Herabwürdigung geprägt iſt. Man ſieht ſie nicht, ohne von Zorn gegen eine Regierung zu entbrennen, welche ſie bis zu dem Grade verfolgt, und beinahe auch, ohne gegen eine Religion aufgebracht zu werden, welche es zu gebieten ſcheint, und dadurch den erſten Grundſätzen der Moral und der Menſchlichkeit Hohn ſpricht.

Bei den mehreſten Völkern, welche ſich ein gleiches Betragen gegen Juden zu Schulden kommen ließen, ſind ſie durch äußerliche Zeichen unterſchieden worden; nirgends aber ſind dieſe ſo vielfältig, und ſo erniedrigend als in Rom geweſen. Man würde die Juden doch ohne ſie an ihrer Degradation und dem phyſiſchen Unterſcheidungszeichen herausfinden. Alles an ihnen beweiſet, daß ſie der Schmach und der Leiden gewohnt ſind. Man hat hier die Grauſamkeit, ſie zu zwingen, Predigten beizuwohnen, durch welche ihre Lehrſätze, Vorſchriften und Geſetze, von unwiſſenden Mönchen, wel-

che

che ſie nicht einmal verſtehen, angegriffen werden.

Unter der großen Anzahl von Elenden, davon der Ghetto wimmelt, ſind etwa dreißig bis vierzig ſehr reiche, die im Wohlleben ſich befinden, und etwa hundert, die einer Art von Wohlſtand genießen. Allein ſo mächtig iſt die Gewohnheit, oder vielmehr das Band, das ſie untereinander verbindet, daß keiner dieſes barbariſche Vaterland verläßt, welches ſie nur in ſeinem Schooße zu nähren ſcheint, um ſie zu verfolgen. Indeß geſtehen die Römer ſelbſt, daß das von ihnen ſo verworfene Volk doch einiger Tugend fähig ſey; ſelbſt auf den chriſtlichen Kanzeln iſt ihre gegenſeitige Barmherzigkeit und der Eifer, mit dem ſie einander ihr Schickſal erleichtern, gerühmt worden. Dieſe Prediger ſollten ſie vorzüglich deshalb loben, daß ſie nicht ſo, wie wir, bereit ſind, an den Müßiggang, dem wir beinahe Prämien geben, ihre Wohlthätigkeit zu verſchwenden; ſondern nur dem Kunſtfleiße aufhelfen, und diejenigen, die Arbeitſamkeit lieben und ſuchen, Aufmunterung geben.

Es iſt bekanntlich den Juden in ihrem Geſetze unterſagt, ihre Volksmenge zu zählen; indeß hat man doch Mittel gefunden, ihre Anzahl zu entdecken, durch die Berechnung der Konſumtionen, und der Einfuhr in den Städten, und durch die Menge der Häuſer, die ihnen zu bewohnen angewieſen ſind. Nach dieſer Berechnung weiß man, daß der Ghetto funfzehn bis ſechszehntauſend Einwohner hat.

Der Papſt, die Kardinäle, und die andern

Prälaten haben oft die Ehre mit einander getheilt, dieſe armſeligen Menſchen in Kontribution zu ſetzen, indem ſie übermäßige Auflagen bezahlen mußten. Pius VI. hat ſie mehr noch, als irgend einer ſeiner Vorgänger gemißhandelt, und bei mehr als einer Gelegenheit haben Seine Heiligkeit ihre reichen Geſchenke anzunehmen gewürdigt, welche ſie ebenmäßig auch ſeinem Neffen überreicht haben.

Außer allem Zweifel ſind die römiſchen Juden Nachkommen derer, welche unter dem Kaiſer Vespaſian, und unter ſeinem Sohne Titus, bei der Einnahme von Jeruſalem gefangen weggeführt wurden. Letzterer, welchen die Geſchichtſchreiber den Nahmen **Wonne des Menſchengeſchlechts** gegeben haben, war nicht die Wonne der Juden, welche er mit einer an Barbarei gränzenden Strenge behandelte. Wenn man über dieſe Thatſachen nachdenkt, was wird denn aus den Vorſtellungen, dem ſüßen Gefühle, welches das Andenken an ſeine ſo gerühmten Handlungen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens gegen die andern Völker einflößt? Titus ließ gegen funfzig tauſend von dieſen Gefangenen, wie Laſtthiere, an dem berühmten Amphitheater arbeiten, welches er ſeinem Vater zu Ehren erbauete, und wodurch die ſeinige nicht erhöht wurde.

Dieſer Urſprung der zu Rom wohnenden Juden iſt mir von denen in Livorno beſtätigt worden. Ueberdem hat man noch eine Menge Denkmäler, die es ebenfalls beweiſen. Oft haben die in Holland wohnenden portugieſiſchen, ſpaniſchen und deutſchen Juden Deputirte nach

Rom geſchickt, die Archive des Ghetto zu Rathe zu ziehen. Sie enthalten köſtliche Denkwürdigkeiten, wichtige und einzige Manuſkripte, deren Autorität nicht zu beſtreiten iſt.

In Ghetto ſind verſchiedne Synagogen, deren Anzahl ich aber nicht weiß; alle ſind eng und unreinlich. Ich habe die vornehmſte, welche die geſchmückteſte und reichſte iſt, geſehen; ihre Ornamente beſtehen in ſehr gut aufbewahrten Alterthümern, wovon einige die Geſchichte und Unglücksfälle dieſes Volks enthalten, die ſehr merkwürdig, und noch in ſehr gutem Zuſtande ſind.

Die Juden treiben in Rom eben den Handel, wie ſie in den andern Ländern thun, wo man Vorurtheile gegen ſie hat, und ſie verfolgt; ſie ſind Trödler und Wucherer. Die Noth macht ſie erfinderiſch, aus jedem Lumpen Nuzzen zu ziehen. Darauf ſchränken die mehreſten ihren Handel ein.

Bei meiner letzten Reiſe in dieſem Lande hatte ich Gelegenheit, einige von ihnen, auf die ich Anweiſungen hatte, zu ſprechen. Sie wußten von allem dem, was in Frankreich zu Gunſten ihrer Nation geſchehen war, nichts; ſie hatten wohl von einer Revolution gehört, hatten doch aber keinen richtigen Begriff davon. Auch ihnen hatte man weißgemacht, es ſey nur alles ohne Abſicht und Nutzen um und um gekehrt worden; und, ſo wie mein Fiſchkrämer, glaubten ſie an der gleichen Vertheilung des Vermögens. Als ich ihnen aber eine treue Schilderung von dem, was geſchehen war, machte; beſonders, als ich ihnen erklärte, der

Zweck dieſer Revolution ſey beſonders der, jedem Menſchen gleiche Rechte zuzuſichern, und gleiche Pflichten aufzulegen; als ſie hörten, dieſe Gleichheit ſey unter allen Menſchen, zu welcher Religion und Nation ſie auch gehören möchten, feſtgeſetzt, und daß nahmentlich die Juden gleiche Vortheile genöſſen, zeigten dieſe Unglücklichen ein unſägliches Erſtaunen. Sie wagten nicht, ſie fürchteten beinahe mir zu glauben, aus Beſorgniß, daß ich ſie hinterginge. Wie! ſagten ſie, auch wir! wir werden als Menſchen betrachtet, genießen mit den andern gleiche Rechte? können wie ſie zu Stellen gelangen, und uns durch Talente und Tugenden hervorthun?

Die Zeichenſchule.

In Rom werden gewöhnliche Schulen, wo junge Leute, die ſich in den Künſten üben, hingehen, Akademien genannt. Es giebt deren für die Bildhauerkunſt, die Architektur, die Muſik und das Zeichnen. Eines Abends war ich im Kapitol, in dem dieſer letzten Kunſt gewidmeten Saale. Es war da ein eiſerner Ofen und gegen über ein Piedeſtal, worauf das Model ſtand; es war ein ungefähr ſechs und dreißigjähriger Mann, ſo ſchön geſtaltet, daß er als Vorbild zu den berühmteſten Gladiatoren hätte dienen können. Er war durchaus nakkend, und nahm die verſchiednen Stellungen an, welche der Direktor ihm angab, wornach

die Schüler zeichneten. Ich ſah deren zwei und funfzig, die alle auf kleinen Bänken ſaßen, aufmerkſam arbeiteten, ohne das Stillſchweigen, welches in der Verſammlung herrſchte, auf irgend eine Weiſe zu unterbrechen.

Dieſe Schule wird nicht nur von denjenigen beſucht, welche Malerei und Bildhauerkunſt ſtudiren, ſondern auch von denjenigen, welche die Arabesken, die Kupferſtecherkunſt und Architektur erlernen; auch wohl von bloßen Dilettanten, welche hier Gelegenheit haben, die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers kennen zu lernen. Zuweilen ſtehen auch weibliche Modelle in dieſer Schule; alsdann aber wird man nicht ſo leicht hinzugelaſſen.

Man hat mir geſagt, dieſe Schule ſey eine fromme Stiftung, welche ſeitdem durch Vermächtniſſe von Kunſtliebhabern vergrößert worden iſt. Ihre Einnahme iſt nicht beträchtlich, zu ihrem Aufwande aber hinreichend. Da ſie im Kapitol angebracht iſt, welches dem Staate gehört, ſo koſtet ihr der Raum, den ſie einnimmt, nichts.

Der, welcher Model ſtand, war ein Laſtträger von dem Zollamte. Sie bekommen jährlich ſiebenzig Thaler dafür; und wenn ſie nicht mehr dienen können, wenn Alter oder Fett ihren Verhältniſſen ſchadet, ſo bekommen ſie auf Zeitlebens vier Thaler monatlich. Das iſt die beträchtlichſte Ausgabe dieſer Schule. Das Modell hat jährlich drei Monate Vakanzen; nehmlich, die in dieſem Lande gewöhnliche Zeit der Vakanzen für die Gerichtshöfe und alle öffentliche Schulen; auch hat es, nehmlich

das Model, alle Feſttage und den gröſsten Theil des Tages für ſich, denn die Akademie verſammelt ſich nur des Abends. Jede Sitzung währt drei Stunden.

Man hat in dieſer Schule Mittel eingeführt, den Wetteifer zu erregen und zu unterhalten. Diejenigen von den Eleven, welche ſich durch beſondre Fortſchritte auszeichnen, werden öffentlich gelobt, und ihre Zeichnung wird im Saale zur Anſicht ausgehängt. Dieſe Aufmunterungen ſind ihnen um ſo ſchmeichelhafter, da ſie nicht erſchlichen werden können, weil jeder Zögling ſie in Gegenwart ſeiner Mitſchüler erhält, welche ſeine erſten Beurtheiler ſind, und nicht nur ohne Leidenſchaft loben, ſondern auch eiferſüchtig darauf halten, nur zu loben, was Lob zu verdienen ſcheint. Einige dieſer Zöglinge arbeiten mit Crayons, andre, welche ſich in der Bildhauerkunſt üben, modeln die Figur mit Kreideerde u. ſ. w.

Hinter dem Saale dieſer Schule iſt rechter Hand ein Platz, von dem alle Antiquarien verſichern, daß daſelbſt der berühmte Tarpejiſche Felſen geſtanden hat, von dem die Verbrecher heruntergeſtürzt wurden.

Verſchiedene auswärtige Fürſten unterhalten in Rom junge Leute, um die Künſte zu ſtudiren; und alle dieſe jungen Zöglinge beſuchen dieſe Schule. Als die Sitzung aufgehoben war, ſtellte mir der Direktor, der mein Bekannter war, einige vor, welche von verſchiedenen Monarchen, einige auch ſogar von Privatperſonen unterhalten wurden.

Als ich aus dieſer Schule gieng, bemerkte

ich noch mehr, wie ſorgfältig man im neuern Rom darauf ſieht, alle Anſtalten, welche die Aufmerkſamkeit der Neugierigen auf ſich ziehen, zu verſchönern; wodurch der Ehrgeitz der Leute in Bedienungen geſchmeichelt wird. Die Regierung befördert die ſchönen Künſte, weil ihr Glanz und ihre Vervollkommnung ſicher zu dieſem Zwecke führen; alles was dieſen befördern kann, iſt das Augenmerk der wachſamſten Pflege. Sie ſchränken ſich auch einzig darauf ein, und was nicht darauf Bezug hat, wird äußerſt vernachläſſigt. Alle Anſtrengungen dieſer Regierung haben den Hochmuth oder die Eitelkeit der Menſchen, nie, oder doch äußerſt ſelten ihr Glück zur Abſicht.

Der Kardinal Braſchi Oneſti.

Rom gab im Jahre 1787 die äußerſte Betrübniß vor, als dieſer Sohn der Kirche tödtlich krank lag. Alle Aerzte der Stadt waren zu ihm gerufen, und diſſertirten über die Krankheit, ohne ſie zu kennen; ſtritten ſich, ohne ihn zu heilen. Indeß wußten ſie die Urſache der Krankheit, wie das ganze Publikum ſie wußte. Sie mußten es wiſſen, daß der verzweifelte Zuſtand Seiner Eminenz von der zügelloſeſten Lüderlichkeit herrührte, und die Folge der Exzeſſe waren, welchen er ſich auf einer Reiſe nach Ferrara, Bologna und Venedig überlaſſen hatte. In letzterer Stadt hatte der Kardinal als Sieger einen Kampf beſtanden, in welchem er fünf ſehr bekannten Perſonen den Preis der Zügelloſigkeit und Lüderlichkeit ſtreitig gemacht

hatte. Er glaubte, der Neffe eines Papſtes müſſe nicht, ohne den Purpur, mit welchem er bekleidet iſt, zu beſchimpfen, ein gewöhnlicher Menſch ſeyn. Er hatte ſich den Pater Fatutto zum Vorbilde geſetzt, und man will ſagen, er habe ihm in mehr als einem Stücke geglichen. Seine Krankheit war eine Indigeſtion und die Erſchöpfung aller ſeiner Kräfte. Alles, was ſeine Freunde von ihm erhalten konnten, war, daß er ſeinen Ruhm in ſeinem Pallaſte vergraben, und den Vorzug aufgeben ſollte, das Publikum zum Zeugen ſeiner Heldenthaten zu machen. Dieſer Kardinal iſt ungemein unwiſſend, ſehr träge, und zu vielen Verrichtungen höchſt unfähig; das bei Seite, iſt er leutſeelig und gut, und hat nie irgend jemand etwas zu Leide gethan. Unfähig, etwas Gutes zu wirken, hat er wenigſtens nicht den unſeligen Ehrgeiz, Böſes zu thun. Er iſt freundlich und liebreich, und möchte gern für einen Beſchützer der Künſte, die er nicht kennt, gelten. Der Mann, der ſich darinn hervorthut, oder doch wenigſtens in ſolchem Rufe ſtände, wenn es in Rom angeht, ſich denſelben unrechtmäßig anzumaßen, iſt immer ſicher, von ihm gut aufgenommen zu werden. Uebrigens iſt dieß in dieſem Lande das gewöhnlichſte Mittel für reiche Leute, ſich einiges Anſehen zu geben. Sie haben eine Art Wörterbuch der ſchönen Künſte, welches ſie bald auswendig lernen, und wodurch ſie aller Anſtrengung um Kentniſſe überhoben werden. Mit Hülfe einiger Kunſtausdrücke und bei der Sorgfalt, welche ſie anwenden, und die Künſtler für ſie haben, jede zugenaue Erörte-

rung zu vermeiden, kann ſich der Unwiſſendſte für einen gelehrten Mäcen ausgeben.

Als Pius VI. den Braſchi Oneſti zum Kardinal machte, hat er ihm in dieſer Abſicht Lehren gegeben, die der Neffe recht gut verſtanden hat. Er iſt von Natur großmüthig, und ſeine Verſchwendungen haben ihm, wo nicht das Volk geneigt gemacht, ihn wenigſtens für deſſen Verachtung bewahrt. Pius VI. erkundigt ſich genau nach den Feten, welche ſein Neffe giebt; er weiß auch die kleinſten Umſtände der Feten, welche gelegentlich der Kaiſer und der König von Schweden gaben, als ſie in Rom waren; er hält eine richtige Kontrolle darüber, und Niemand kann ſo, wie der heilige Vater, genaue Auskunft über dieſe Gegenſtände geben. Wenn man ihm wenigſtens nur dieſe Art von Beſchäftigung vorzuwerfen hätte!

Der Herzog Prinz Braſchi Oneſti.

Der Kardinal, Neffe Pius VI., den ich ſo eben mit größter Treue geſchildert habe, kann für eine wunderbare Miſchung aller moraliſchen und intellektuellen Vollkommenheiten gelten, wenn man ihn mit dem Herzoge Prinz Braſchi Oneſti vergleicht. Ich werde Thatſachen anführen, aus welchen der Leſer dieſen allerheiligſten Neffen am beſten kennen lernen wird.

Als er von Ceſena nach Rom kam, ſetzte ihn alles in Erſtaunen; er war wie der Wilde, der in Paris war, dem jede noch ſo einfache und bekannte Sache erklärt werden mußte. Braſchi war bei dem Prinzen Borgheſe, ſtand an ein

Kamin gelehnt und verlangte ein Glas Waſſer. Die Prinzeſſinn ſagte, er möchte nur an einer neben ihm befindlichen Schnur ziehen. Dieſe Bewegung ſchien ihm ſehr drolligt; er lachte ſehr darüber, ohne ſie begreifen zu können. Als aber ein Kammerdiener erſchien, ſeine Befehle zu vernehmen, gerieth er in die größte Verwundrung, weil er nicht begriff, wie dieſer Mann, den Niemand gerufen hatte, ſeinen Wünſchen zuvor kommen könnte; noch erſtaunter war er, als ihm die Prinzeſſinn den Mechanismus der Glöckchen erklärte, der ihm nicht leicht begreiflich zu machen war. Dieſe Entdeckung ſchien ihm ſublim zu ſeyn; ſie machte den ganzen Abend, und die folgenden Tage, den Gegenſtand ſeines Nachdenkens aus, bis der Papſt, der davon hörte, ihm Stillſchweigen gebot, und ihn mit ſeiner Dummheit beſchämte.

Ein andermal war er bei der Markiſe Boccapaduli Gentili, wo die Rede vom dem franzöſiſchen Theater war. Die Dame von Hauſe, ſprach von Racinens, Moliere's und Voltaire's Stücken. Der Herzog hörte nicht auf zu geſtikuliren, und mit dem Ausdrucke der unbegreiflichſten Stupidität auszurufen: Welch ein wundervolles Talent! Welch übermenſchliches Talent! Wie! Frau Markiſe, Sie wiſſen von Moliero, von Ragino? (indem er die Nahmen noch ärger verſtümmelte.) Sie ſind gewiß das einzige Frauenzimmer in der Welt, daß dergleichen weiß, von welchem ich nur erſt ſeit

ganz kurzem durch meinen Oheim gehört habe. Aber Sie haben noch einen Schriftſteller genannt, auf den ich mich nicht gleich beſinne; er war ein Mahometaner, und Luthers beſonderer Freund. Die Markiſe fragte: ob er Voltairen meinte? Ganz richtig — antwortete der Herzog — der zu Luthers Zeiten lebte. — Nein, mein Herr Herzog! Voltaire lebte in unſerm Jahrhunderte; er hat freilich über die Religion Dinge, die tadelnswerth ſind, geſchrieben; aber ſeine Trauerſpiele enthalten große Schönheiten, und die mehreſten ſeiner Werke zeugen von einem erhabenen Genie. — Frau Markiſe, Sie ſind eine erſtaunenswürdige Frau! Ich weiß nicht was ich denken oder ſagen ſoll. — Dergleichen Kenntniſſe ſind nicht ſelten, Monſignor! In Paris wiſſen alle junge Leute, wofern ihre Erziehung nicht ganz vernachläſſigt worden iſt, alle dieſe Trauerſpiele auswendig; und oft verſteht der gemeine Mann dieſer Stadt ſie ſo richtig zu ſchätzen, als wir ein Gemälde oder eine Statue. Bei jedem Worte nahm das Erſtaunen des Herzogs zu, und drückte ſich in Exſtaſen aus.

Wenn die Dummheit und Unwiſſenheit auf dieſen Grad getrieben iſt, werden ſie ein Gegenſtand der Neugierde, ſelbſt der Geichgültigen, und oft können ſie dem aufmerkſamen Philoſophen, welcher unterſucht und nachdenkt, ſehr nützlich werden. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, giebt es wenige ſo in=

tereſſante Menſchen, als den Herzog Braſchi Oneſti.

Als ich das erſtemal in Italien war, traf ich ihn in verſchiedenen Häuſern, wo ich mich ſehr gern mit ihm unterhielt, und ihn Dinge ſagen hörte, die man mitten in den Schweizer-gebirgen zu hören ſich wundern würde. Er war damals doch ſchon verſchiedene Jahre in Rom, und die erſtenmale hätte ich beinahe geglaubt, er habe mich zum beſten; ungeachtet ſeines mir bekannten Rufes, hätte mich der Ton, mit welchem er ſeine Albernheiten vorbrachte, nicht überzeugt, es ſey ſein natürlicher und wahrer Ton. Als ich einſt mit ihm bei dem venetianiſchen Geſandten ſpeiſete, und die Rede auf Wien kam, ſagte er, daß er ſeine ganze Lebenszeit in der dortigen Gallerie zubringen möchte, um die Nacht von Correggio zu betrachten. In Rom wäre es dem gemeinſten Menſchen eine Schande, nicht zu wiſſen, daß dieſes Gemälde dem Kurfürſten von Sachſen gehört und ſo wie noch viele andre, aus der Gallerie zu Modena von Auguſt III. gekauft iſt. Dieſe grobe Unwiſſenheit des Herzogs ſchien allen, die ſie hörten, unglaublich; aber einer der Anweſenden, ein Fremder, der ſich nichts daraus machte, den päpſtlichen Neffen zu widerſprechen, ſagte, das Gemälde ſey in Dreßden, er habe es daſelbſt geſehen. Der Herzog aber, ohne aus der Faſſung zu kommen, ſagte: Wie, wollen Sie es beſſer wiſſen, als mein Oheim, der es mir geſagt hat? Der Papſt erkundigt ſich genau, wie ſich der Prinz in Geſellſchaften beträgt, und ſagt

ihm beſtändig: Lerne wenigſtens ſchweigen, weil Du denn nicht ſprechen lernen kannſt.

Indeß ſind die angeſehenen Leute in Rom ſo niedrig und kriechend, daß ſie ihm von ſeinen Annehmlichkeiten und ſeinem Verſtande vorreden. Vermuthlich werden ihm auch einige ſeine Heldentugend und ſein Genie vorgerühmt haben.

Dieſer Prinz iſt ein ſehr ſchöner Mann; er hat die Geſtalt eines Athleten, und die Stärke, die man bei ihnen vorausſetzt; aber ſeine Phyſiognomie iſt ganz gemein und platt. An ſeinen Manieren, ſeinem Gange, und ſeinen ſo häufigen Gebärden, wird ſein gänzlicher Mangel an Erziehung, Geiſt und Geſchmack ſichtbar. Er iſt hart und geizig, unverſchämt und grob gegen geringe Leute, die mit ihm zu thun haben, und die ihm dann gewöhnlich in dem nämlichen Tone antworten; dann ſchweigt er furchtſam. Aber wehe dem, der ihm nicht zu widerſtehen wagt, und ſeine Unverſchämtheiten duldet, die ihm leicht und im Ueberfluſſe zuſtrömen! Dann wird er kühn, und ſchlägt wohl gar. Der Papſt weiß was ſein Neffe werth iſt; er kennt deſſen Fehler und Gebrechen. Allein dieſes Neffen Gemahlinn iſt die Tochter der liebſten ſeiner Maitreſſen; und ſeine leibliche Tochter iſt zugleich auch, unbezweifelt, ſeine vertrauteſte Freundinn.

Habſucht Pius VI.

Während ich das erſtemal in Rom war, kamen eine große Menge Piaſter zur Bezahlung

der Penſionen der ſpaniſchen Exjeſuiten an. Ein franzöſiſches Schiff hatte ſie von Kadix nach Civita Vecchia gebracht; von da kamen ſie nach Rom, und wurden in der Münze deponirt. Dieſes Geld, welches der Madridter Hof ſchickt, iſt einzig zur Bezahlung dieſer Jahrgelder beſtimmt, und gehörte den Jeſuiten, die es um ſo eher verlangen konnten, da dieſe Münzſorte in Rom und ganz Italien ſehr gebräuchlich iſt. In Rom ſieht man ſogar wenig anderes Geld. Alſo hatte der Papſt keinen Vorwand, keine rechtmäßtge Entſchuldigung anzuführen, als er ſichs erlaubte, die Natur dieſer Zahlung zu verändern, und noch weniger am Werthe herunterzuſetzen. Er machte es wie die Juden, die in Marokko und Algier der Münze vorſtehen. Er ließ Paula's, Papeten, Teſtonen und Karolinen ſchlagen, alles ſehr geringhaltige Münzen, und er unterſtand ſich, denen noch einen geringern Werth geben zu laſſen, die von dem Gelde der Jeſuiten geſchlagen waren; alle Negocianten aber, nahmentlich der Ritter Azara und Jenkins, haben mich verſichert, daß der Papſt bei dieſer Operation ſieben und zwanzig Procent geſtohlen habe; und Rom wurde mit Scheidemünze überſchwemmt, welche um ein Drittheil ſchlechter war, als ſie nach dem Geſetze ſeyn ſollte.

Die Jeſuiten wollten ſich über dieſe Niederträchtigkeit beklagen. Sie bekamen zur Antwort: »Was liegt daran, in welcher Münzſorte ihr bezahlt werdet, dafern nur die, die ihr erhaltet, im Cours ſo hoch wie die Zahlung in Piaſtern ſtehet.« Dieſes armſelige Sophisma be-

mäntelt nicht einmal die Niederträchtigkeit, die es rechtfertigen ſoll. Durch dieſe Operationen ſtiegen die Piaſter um ein Zehntheil; und der von dem heiligen Vater an den Jeſuiten begangne Diebſtahl brachte dieſe arme Menſchen um den Vortheil, den ſie ſonſt von dieſer Erhöhung, die nur im Handel und in Wechſelgeſchäften Statt fand, gehabt hätten. Aber dieſer allgemeine Vater der Gläubigen ließ es nicht bei dieſer erſten Schelmerei bewenden; er begnügte ſich nicht mit den ſieben und zwanzig Procent an den Piaſtern welche den Jeſuiten in Natura zukamen; er wollte ihnen ihre mäßige Penſion nicht einmal mit der falſchen Münze, wovon er ſo viel hatte ſchlagen laſſen, auszahlen; er befahl, daß die Auszahlung in Papier geſchah, welches damals vier und ein halb Procent verlor.

Dieſer verhaßte Wucher brachte alle Römer auf, welche ihren Unwillen darüber öffentlich bezeigten. Der Papſt wußte alles was geſprochen wurde, aber er achtete wenig darauf; im Gegentheil rühmte er ſich dieſes Zuges aus ſeinem Leben, und erzählte ihn mit Wohlgefallen.

Man weiß, daß ſich die Jeſuiten bei Karl III. König von Spanien, darüber beklagten, und ihn baten, inskünftige dem Ritter Azara, ſeinem Geſandten, deſſen Ehrlichkeit ihnen bekannt war, die Auszahlung aufzutragen. Karl III. verdroß die Niederträchtigkeit des Oberhaupts der Kirche, und nahm ſolche Maaßregeln, daß die Mönche derſelben ferner nicht ausgeſetzt ſeyn möchten. Man hat mich verſichert, daß

es den portugieſiſchen Jeſuiten eben ſo gegangen ſey, gegen die Pius VI. ſich eben ſo betrug, und ſie zu den nämlichen Maaßregeln nöthigte. Alſo iſt er ein Mann, welcher der niedrigſten Laſter, und eines Wuchers fähig iſt, der die ſchmutzigſte Seele verräth; und von dieſem erhalten die meiſten Nationen ihre Religions-, Tugend- und Moralvorſchriften! Die Breven, Bullen, kurz alle Befehle dieſes oberſten Prieſters werden von unſern Biſchöfen, Prälaten, und von den Königen ſelbſt mit Ehrfurcht aufgenommen! Ich kann einen ſolchen Wahn mir nur damit erklären, wenn ich mich der Ehrfurcht erinnere, welche Cartouche's Mitgeſellen für ihr Oberhaupt hatten, die oft bis zur Verehrung ſtieg, und ſich nach Maßgabe ſeiner gehäuften Verbrechen vermehrte.

Jachzorn Pius VI.

Ich habe ſchon geſagt, daß der Papſt ſehr heftigen Anfällen von Zorn unterworfen iſt; allein man ſoll den Karakter eines Menſchen nur durch Fakta bekannt machen, beſonders wenn derſelbe eine der erſten Rollen auf der Schaubühne der Welt ſpielt. Ich habe ſchon verſchiedne angeführt, und ich könnte ganze Bände mit den mir bekannten anfüllen; aber ich werde mich begnügen, nur die, welche ganz Rom weiß, zu erzählen.

Einſt probirte ihm ſein Leibſchneider ein Kleidungsſtück an. Der Papſt fand, daß die allerheiligſten Hoſen ein beinahe unmerkliches Fältchen ſchlugen. Dieſe geringe Unſchicklichkeit,

keit, welche aber einem Theile ſeiner ſchönen Formen, auf die er ſich ſo viel einbildet, Abbruch thun könnte, brachte ihn entſetzlich auf. Er beklagte ſich ſehr darüber, und als ſich der Schneider entſchuldigen wollte, gaben Seine Heiligkeit demſelben eine Ohrfeige, die den armen Mann ſo kränkte, daß er beinahe den Verſtand darüber verlohr.

Pius VI. hatte einem Auditor der Rota, einem ſehr klugen Manne, den Kardinalshut verſprochen. Es iſt bekannt, daß dieſe Auditoren dem Papſte bei prieſterlichen Verrichtungen aus- und ankleiden helfen. Dieſer hier ſollte dem Papſte ein Ueberſchlägelchen umthun, und verrichtete es etwas ungeſchickt, ſo daß er es knitterte. Der Papſt bebte vor Zorn, ſein Geſicht brannte vor Wuth, und er machte dem Gefühle, das ihn beſchwerte, in wahren Karrenſchieberausdrücken Luft. Er dachte noch lange nachher an dieſes Verſehen; und als ſechs Monate hernach der arme Mann zur Audienz bei dem Papſte kam, ihn an ſein Verſprechen zu erinnern, fertigte ihn Seine Heiligkeit ſehr haſtig ab, und befahl ihm, ſich nie wieder ſehen zu laſſen.

Ein Kammerdiener bediente einſt den Papſt mit Schokolade, und vergoß etwas auf dem Präſentierteller; da riß der Papſt ſie ihm aus der Hand, warf dem Menſchen die ſiedend heiße Schokolade ins Geſicht, und gab ihm ohne alle Entſchädigung ſeinen Abſchied. Eben ſo behandelte er einen andern Bedienten, der ihm ein Lieblingsgericht zu kalt vorſetzte; er zer-

brach in ſeinem Zorne die Schüſſel, worin es angerichtet war, und warf den ganzen Tiſch um.

Bei einer andern Gelegenheit warf er einem Bedienten, von dem er wußte, daß er taub war, ein ſehr großes Buch wüthend an den Kopf, weil dieſer Menſch, welcher glaubte gerufen zu ſeyn, zur Unzeit herein kam, und ihn ſtörte.

Ein Mann, der dem Papſte manchen Dienſt thun mußte, liebte ſehr das Lottoſpiel. Der Papſt, welcher es erfuhr, zog ihn mit ſeinen Gewinnſten auf, und fragte, wie hoch ſie ſich beliefen? Ich könnte, wenn Eure Heiligkeit nur wollte, ſehr viel gewinnen. — Wie ſo? wie kann ich Dich gewinnen laſſen? — Ja! indem Sie ein Spiel unterſagen, welches die Peſt von Rom iſt, und all Ihr Volk zu Grunde richtet. — Pius VI., welcher dieſes Spiel vortreflich findet, weil es ihm viel einbringt, bezahlte dieſe naive Wahrheit damit, daß er demjenigen, der ſie ihm geſagt hatte, mit der Fauſt auf die Bruſt ſchlug, daß er an die Erde fiel.

Die apoſtoliſche Kammer zieht ungemein vielen Vortheil von dem Verkaufe des Oels, oder vielmehr, ſie bildet ſich ein, viel dabei zu gewinnen; und in der That ſchadet dieſe Art von Spekulationen dem Ackerbaue ſehr viel. Allein dieſe unwiſſenden Prieſter, denen alles, was in Staatswirthſchaft einſchlägt, völlig fremd iſt, begehen noch wohl andre Thorheiten. Der Papſt fragte zu einer Faſtenzeit einen ſeiner Bedienten, ob Faſt- oder Fleiſchtag ſey? Dieſer antwortete, da er eine Frau und acht

Kinder habe, ſo ſey er, der Theurung des Oels wegen, genöthiget, Fleiſchtag zu machen; ſein Pfarrer habe es ihm auch erlaubt. Da nahm der heilige Vater ein Tiſchchen, welches neben ihm ſtand, warf es dem unglücklichen Hausvater wüthend an den Kopf, und jagte ihn aus dem Dienſte.

Man könnte eine Menge ſolcher Beiſpiele anführen, welche alle beweiſen, daß dieſer Mann ſeinen ſo leicht zu erregenden Jachzorn nicht zu unterdrücken vermag. Und dieſer iſt eines der Häupter der Koalition, welche ein unermeßliches Reich hindern will, ſich eine Konſtitution zu geben, die ſie gegen die willkührliche und unumſchränkte Macht der Tyrannen ſchützen ſoll! Eben dieſer Mann, der nicht Sitten, nicht Moral hat, der die erſten Grundſätze der Billigkeit nicht kennt, nährt die Leidenſchaften aller dieſer Weſen, welche es zu verſuchen wagen, ein ganzes großes Volk ihren Laſtern zu opfern, und ſich anmaßen, ihm Ketten anzulegen!

Die Erziehung.

Die Erziehung iſt in Rom, wie im ganzen übrigen Italien, ſchlecht. Die Reichen überlaſſen ihre Kinder ſittenloſen Pädagogen, die weder Talent noch Moral haben, und von der Tugend nur den Nahmen kennen, den ſie ſtets im Munde führen. Die vornehmſten Perſonen werden aufgenommen, und geben ihren Kindern daſelbſt eine erbärmliche Erziehung. Dort, mehr als anderswo, ſind ſie unverſchämt und

eitel, und ſchätzen die Menſchen nur, je nachdem ſie reich oder betitelt ſind. Ihr ganzer Unterricht ſchränkt ſich darauf ein, einige oberflächliche Kenntniſſe der Künſte und der Vorurtheile zu erlangen. Auch iſt es in dieſem Lande ſeltner, als ſonſt irgendwo, Menſchen anzutreffen, deren Verſtand dahin reicht, ſich einen Begriff von der Freiheit zu machen, und deren Seele ſtark genug iſt, die Nothwendigkeit, ſie zu genießen und ſie zu lieben, einzuſehen.

Haben einige Italiener dieſe Höhe erreicht, ſo haben ſie zuerſt alle Fehler ihrer Erziehung ablegen, und alle Feſſeln, womit ihr Geiſt und Herz umgeben iſt, zerbrechen müſſen. Man muß es den Leuten in dieſem Lande ſehr hoch anrechnen, wenn ſie mit Energie denken, und delikat handeln.

Uebrigens trägt alles dazu bei, die Erziehung der Italiener zu verderben. Sie wiſſen nicht, wie angenehm es iſt, ſie ſeinen eignen Kindern zu geben, ihre Herzen zu bilden, und ſie mit ſeinen eignen Erfahrungen zu erleuchten. Die Knaben bringen ſie in Kollegien, welche unter der Aufſicht laſterhafter Prieſter, oder unwiſſender Mönche ſtehen; die Töchter in Klöſter, deren Nonnen oft noch verderbter ſind, und den Verſtand ihrer Zöglinge lähmen, wenn ſie nicht gar ihre Neigungen verkehren, indem ſie ſich der erſten Regungen ihrer Herzen bemächtigen, und ſie irre führen.

In einigen Provinzen Italiens ſind die öffentlichen Schulen und Univerſitäten verbeſſert

worden; aber in Rom, wo ſie von der Regie=
rung abhängen, werden ſie ſo lange, wie ſie
ſelbſt, beſtehen. Die Philoſophie des Ariſtote=
les, und alle Narrheiten, die vor zwei hundert
Jahren im ganzen übrigen Europa im Kours
waren, werden darin vorgetragen.

Im Mayländiſchen, in Pavia, ſind mit Recht
berühmte Profeſſoren in der Phyſik, Chemie
Naturgeſchichte und Botanik; in Rom unterwei=
ſet man im Griechiſchen, in den kanoniſchen
Rechten, Dekretalien, in der Kirchengeſchichte
und Theologie. Man findet in dieſer Stadt
keinen einzigen Menſchen, der mit Geſchmacke
ſchreibt, ſelbſt in Proſa nicht; und wie könnte
ſich hier auch ein Schriftſteller bilden, wo man
nicht eine einzige Seite drucken laſſen kann, die
nicht bei dem Dominikaner Mamacchi die Cen=
ſur beſtanden hat. Dieſer iſt ein unverſchäm=
ter, eitler Deſpote, deſſen Unwiſſenheit ſeiner
Laſterhaftigkeit gleich kommt, und der es ſehr
werth iſt, die Verrichtungen eines Großmeiſters
des heiligen Pallaſtes zu übernehmen.

Die nützliche Brüderſchaft.

Es giebt in Rom eine ſehr reiche Brüder=
ſchaft, welche den Nahmen Brüderſchaft
des guten Todes führt; ſie iſt neben dem
Pallaſte Farneſe, und wenige Schritte von der
Sixtusbrücke. In der ihr gehörigen Kirche iſt
eine mit Kron= und Wandleuchtern, einer Men=
ge Arabesken und Heiligenfiguren geſchmückte
Kapelle, und alle dieſe Verzierungen ſind aus

Todtenknochen verfertigt; alle übrige ſehr ſchön gemachte Ornamente, ſo auch die Altäre dieſer Kapelle, ſind aus eben dem Stoffe gemacht.

Dieſe meiſt aus reichen und vornehmen Leuten beſtehende Brüderſchaft hat die Verpflichtung, keine Leiche unbegraben zu laſſen; ſie läßt alle, die auf den Straßen und auf den Feldern todt gefunden werden, ſo auch die, deren Nachbleibende zu arm ſind, die Begräbnißkoſten zu beſtreiten, begraben. Dieſe Stiftung iſt ſehr ehrwürdig, beſonders in einem Lande, wo religiöſe Vorurtheile ſo viel vermögen, und wo die Prieſter ihre Habſucht ſo ſchaamlos äußern. Ich war Zeuge eines Vorfalles, der mir bewies, daß dieſe Brüderſchaft es dahin gebracht hat, ſie, nämlich die Habſucht der Prieſter, auf eine geſchickte Art einzuſchränken. In meiner Nachbarſchaft ſtarb ein Mann, der ſeine Frau und Kinder in der drückendſten Armuth zurückließ. Der Pfarrer weigerte ſich, ihn ohne Koſtenaufwand begraben zu laſſen. Die Wittwe ſtellte vergebens ihre Armuth vor, ſie habe keinen Heller, und das Geld was ſie ihm, dem Pfarrer, werde geben müſſen, werde ſie von einem Wucherer zu leihen genöthigt ſeyn. Der Pfarrer war taub bei ihren Klagen. Der Frau wurde gerathen, ſich an die Brüderſchaft des guten Todes zu wenden. Sie wurde dort gehört, und die ganze Brüderſchaft holte die Leiche ab, welche ſie dann mit Prunk begraben ließ. Darauf ſchickte ſie dem Pfarrer die Koſtenrechnung zu, welcher ſie ihnen bezahlen mußte.

Pfarren und Bevölkerungszuſtand von Rom.

Man rechnet in dieſer Hauptſtadt der chriſtlichen Welt zwei und achtzig Pfarren, welche an Größe und Volksmenge ſehr verſchieden ſind. Bei dieſen ſind ſechs und dreißig Pfarren, welche von Mönchen aus allen Orden bedient, und von den Eingepfarrten nach der Menge ihrer Dienſte bezahlt werden; welches ſich gewöhnlich höher, als in den regelmäßigen Pfarren beläuft; nicht daß dieſe weniger geldgierig wären, ſondern weil die Mönche noch liſtiger und geſchickter ſind, den großen Haufen anzulocken und zu verführen. Die in Rom beſitzen dieſe Kunſt in einem ſonſt allenthalben unbekannten hohen Grade. Sie bedienen ſich allerlei Mittel; ſogar geben ſie nach den Andachtsübungen Feuerwerke, um die Neugierigen anzulocken.

Man zählt in Rom 3000 Prieſter, 3500 Mönche, 1500 Nonnen, 800 Schüler und Koſtgänger, welche in den verſchiednen Kollegien vertheilt ſind, 1500 Arme in den Hoſpitälern, 34 Biſchöfe, und 42000 Familien. Das letzte Jahr meines daſigen Aufenthalts waren 5800 geboren, und 6500 geſtorben. Die Volksmenge kann in dieſer Stadt, die Juden mit eingerechnet, auf hundert und achtzig tauſend Seelen betragen, die in einem ſo weitläuftigen Raume, wie Paris groß iſt, zerſtreut ſind. Aber der Umfang, den Rom hat, iſt voller ſehr großen Ruinen und weitläuftigen Luſtgärten.

Rom liegt im 30. Grade und 20 Minuten der Länge, und 40. Grade 33 Minuten der Breite. Die Tiber theilt es in zwei beinahe gleiche Theile. Es iſt in ſechszehn Viertel abgetheilt, für welche dieſelben Namen beibehalten ſind, die ſie im alten Rom hatten.

In dieſer Hauptſtadt ſind 325 Kirchen, 186 Klöſter, 33 Springbrunnen, die edle Fontainen genannt werden, und noch eine unzählige Menge andrer, die nicht gerechnet werden, obgleich ſie oft der Bemerkung ſehr werth ſind; 23 Luſthäuſer mit großen Gärten, ſechs öffentliche Bibliotheken, ohne die in den Klöſtern, die man auch beſuchen darf; 337 prächtige Palläſte, 185 Hauptplätze, fünf Brücken über die Tiber, 26 Hoſpitäler, 271 ſchöne und Hauptſtraßen; denn hier werden nur die gerechnet, in welchen drei Wagen neben einander fahren können; drei alte Theater, von welchen noch ſehr beträchtliche Theile vorhanden ſind, und ſieben neue Theater.

Außer den erwähnten acht tauſend Prieſtern und Mönchen, ſind auch noch ſehr viele Laienbrüder, Schreiber, Küſter und andre, die, ohne Gelübde abgelegt zu haben, dennoch ehelos leben, um ihre Stellen zu behalten. Man zählt in Rom überhaupt acht und dreißig tauſend Eheloſe; das beträgt beinahe den vierten Theil der ganzen Volksmenge.

Hier fällt einem die ſehr natürliche Frage ein: wie viel keuſche Menſchen giebt es unter dieſer großen Menge? wie viel büßen durch ein regelmäßiges Betragen den ſtrafbaren Eid, die Natur zu hintergehen? Meine Antwort iſt

ganz leicht: In Rom weiß man nichts von Sitten und Moral; nirgend wurde je die Lüderlichkeit und das Hintanſetzen aller Tugend höher getrieben; nirgend iſt ſolche Heuchelei und Gleißnerei; jeder täuſcht über ſein Betragen, und jeder weiß, daß er getäuſcht wird; und es iſt einmal eine angenommene Sache, daß jeder, mit dem Hange zur Lüderlichkeit den Anſchein aller Tugenden verbindet.

Die Vakanz des päpſtlichen Stuhls.

Es iſt eine ſehr merkwürdige und allgemein bekannte Thatſache, daß Rom nie beſſer, als während der Vakanz des heiligen Stuhls regiert wird. Alsdann beſorgen drei Kardinäle, drei Tage hindurch, die Staatsverwaltung. Und ſo folgen ſie auf einander bis zur Wahl eines neuen Papſtes. In dieſem kurzen Zeitraume hat keiner Zeit viel Böſes zu thun, und alle wollen von ſich glauben machen, daß ſie im Stande ſind, Gutes zu bewirken.

Eine der vielen Urſachen, daß Rom ſo ſchlecht adminiſtrirt wird, iſt, weil jeder Papſt mit Neffen und Verwandten umgeben iſt, die alle reich werden wollen. Der Papſt, der ſich ſeiner Seits als den Eigenthümer von den Einkünften ſeiner Unterthanen betrachtet, geht nur damit um, Güter und Würden an ſeine Angehörigen zu verſchwenden. Da er es weiß, daß er, nachdem er den heiligen Stuhl beſtiegen hat, nicht ſehr lange mehr leben kann, ſo benutzt er dieſe kurze Zeit damit, daß er das öffentliche Vermögen verthut, und dann oft durch

gefährliche Palliative die Spuren dieſes Verbrechens tilgen will. So haben ihrer Viele Münzen unter falſchen Benennungen prägen laſſen; andre, ſo wie Rezzonico und Pius VI., haben Papiergeld eingeführt. Während der Vakanz wäre es für drei Kardinäle, die nur drei Tage zu befehlen haben, nicht thunlich, auf dergleichen Mittel zu verfallen. Ihre Gewalt iſt zwar wirklich unumſchränkt; aber ſie haben nicht Zeit, Eingriffe ins allgemeine Wohl zu machen. Jeder zeigt dann ſehr ſtrenge Sitten, und eine warme Gerechtigkeitsliebe. Unter der Regierung der meiſt bejahrten und ſchwachen Päpſte richtet ſich die Gerechtigkeit meiſt nach den Launen derer, die im Anſehen ſtehen. Dann giebt es keinen Vornehmen, der, wenn er will, nicht einen Verbrecher losmachen könnte. Dieſe Greiſe, gedrückt von der Laſt der dreifachen Krone, ſchlafen auf dem apoſtoliſchen Stuhle ſanft ein, und laſſen die Zügel der Regierung aus den Händen fallen, deren ſich dann alle die Sch . . ., die ihn umgeben, bemächtigen.

Fromme Stiftungen.

Man findet in einigen Schriftſtellern prunkende Lobpreiſungen der frommen Stiftungen in Rom. Sie beweiſen ausgemacht gewiß die wohlthätigen Geſinnungen der Stifter; allein der philoſophiſche Blick ſieht darinn vielmehr eine Schwäche der Regierung, welche dahin gebracht iſt, ſie als eine Grundlage ihrer Exiſtenz zu betrachten. Alle Reiche haben in dem Zuſtande ihres Verfalls viele fromme Stiftungen

gehabt; und es beweiſet, daß der Akerbau, der Handel und der Kunſtfleiß nicht durch gute zweckmäßige Geſetze begünſtigt werden, weil man genöthigt war, die dadurch zu erzielenden Vortheile durch eine unpolitiſche und übelverſtandne Gutthätigkeit zu erſetzen; und wenn alle dieſe in Rom ſo häufige Stiftungen ſchon ſeit Jahrhunderten daſelbſt beſtehen, ſo beweiſet das nichts anders, als daß die Prieſter ihre Herrſchaft immer durch Verführungen behauptet haben, und daß die geiſtliche Regierung Auflöſungsprinzipien enthält, die den Staat nicht plötzlich zerſtören, ihn aber doch ausmergeln, und in einem immerwährenden Zuſtande von Schwäche und Verfall unterhalten. Die erſten Kalifen, Mahomets Nachfolger, regierten ihre Staaten mit einer Weisheit und einem Nachdrucke, den man ſelten bei den Päpſten gefunden hat. Damals wußte man noch nichts von frommen Stiftungen; ſie wurden nur erſt eingeführt, als die Regierung allmählig ihre Kräfte verlohr, und als die Kalifen, durch Laſter und Müſſigang weichlich geworden, das Spielwerk ihrer Nachbarn geworden waren.

Man muß im neuern Rom, deſſen Regierung und deſſen Kirche — welches nicht zu vermiſchen iſt — betrachten. Die Regierung hat nur abgeſchmackte, und jeder politiſchen und natürlichen Vorſchrift widerſprechende Einrichtungen aufzuweiſen; allein ſie beruht auf ihrem Grundpfeiler, der Kirche. Dieſe ſiegte und herrſchte; ſie war der Gegenſtand der Verehrung vieler Völker, welche zu ihrer Erhaltung beitrugen; und das iſt es, was dieſer Regie-

rung ſo lange ihre hinfällige Exiſtenz verliehen hat.

Rom iſt voller Anſtalten für Kranke, Schwache und Geneſende. Außer der Unterſtützung, die dort gereicht wird, erhalten Leidende ſolche in ihren Wohnnngen durch eine Menge Aerzte, Chirurgen, und andre zu dieſem Behufe beſoldete Perſonen. Viele Stiftungen ſind beſtimmt, ſich Verheirathende auszuſteuern. Es giebt Freiſtellen für Studirende, Unterkommen für alte Leute und Waiſen, Koſthäuſer für Pilger; ohne noch der täglichen Allmoſen zu gedenken, die mit wahrhafter Verſchwendung ausgetheilt werden. Allein alle dieſe, und noch eine andre Menge Einrichtungen, deren ich nicht erwähne, vermehren das Elend, indem ſie den Müßiggang begünſtigen. Dieſe Pilger, denen Koſt gereicht wird, ſind mehrentheils verkleidete Straßenräuber, welche ſich der Ahndung der Geſetze entziehen, und nun dort, in aller Ruhe und ungeſtört, auf neue Verbrechen ſinnen. Dieſe Ausſteuern erhalten beinahe immer ſolche, die bloß um ſie zu erhalten heirathen, und dann, wenn ſie in vierzehn Tagen verſchwendet ſind, unglücklich mit einander leben, und Laſter und Elend ausbrüten.

Der Grundfehler ſolcher Regierungen, und hauptſächlich der römiſchen iſt, daß alles von Prieſtern beſorgt wird. Dieſe haben überall ſo verkürzte Geſichtspunkte, einen ſolchen Kleinigkeitsgeiſt, der ſich nur mit kleinem, beinahe kindiſchem Detail beſchäftigt; und wenn auch durch ein glückliches, aber ſehr ſchwer zu erwartendes Ungefähr, ein ſehr kluger und der Regierung

fähiger Papſt den apoſtoliſchen Stuhl beſtiege, ſo könnte er doch unmöglich das Gute bewirken, weil es ſchon an ſich unmöglich iſt, daß er alle Feſſeln zerbrechen könnte, womit die fehlerhafte Verfaſſung, die verändert werden müßte, umgeben iſt. Er müßte die abgeſchmackten Vorurtheile ablegen, deren Wirkung die vorhandnen Einrichtungen ſind, und dann wieder dieſen Haufen Prieſter abſchaffen, welche auch dieſen Vorurtheilen ihr Daſeyn verdanken, und deren Macht zu ſchwächen ſehr ſchwer ſeyn würde, da ſie eine ſolche Höhe erreicht hat. Es giebt für die Römer nur noch Ein Mittel, groß und glücklich zu werden: ſie müſſen ſich frei machen, das Joch des Aberglaubens, das ſie ſo herabgewürdigt hat, abſtreifen, und ſich von der Sklaverei losmachen, worinn ihre dummen Gebieter ſie erhalten, welche ihnen den Weg zum Himmel anweiſen wollen, dadurch, daß ſie ſie erniedrigen und herabſetzen.

Fideicommiß und Cölibat. Hinderniſſe der Aufmunterung zum Ackerbaue.

Beinahe das ganze platte Land um Rom gehört frommen Stiftungen, den Klöſtern, der apoſtoliſchen Kammer, und den vornehmſten adlichen Familien in Rom. Da aber alle adliche Güter mit Fideicommiß belegt ſind, die nicht leicht aufgehoben werden, oder dann der apoſtoliſchen Kammer anheimfallen, von welcher ſie zu Gunſten der päpſtlichen Verwandten

abgeriſſen ſind, ſo gehören ſie alle in eine Rubrik. Unter andern einfältigen und zerſtörenden Gebräuchen des Landes iſt auch der, dieſe Art Güter auf eine ſehr kurze Zeit zu verpachten, ein Grund ihrer Verſchlimmerung. Ein Pächter, der den Genuß nur auf eine kurze Zeit hat, bekümmert ſich wenig um Verbeſſerungen, deren Früchte nicht er zu genießen bekommt; von der andern Seite bekümmert ſich auch der Eigenthümer eines ſchlecht verwalteten Gutes wenig darum. Es iſt bekannt, daß der Gebrauch der langen Verpachtungen die Haupturſache der ſchnellen und glücklichen Aufnahme des Ackerbaues in England geweſen iſt. Nicht ſelten giebt es hundertjährige Verpachtungen. Alsdann betrachtet der Pächter das ihm übergebne Gut als eine Art von Eigenthum für ſeine Familie, deſſen Werth er durch Fleiß und Anſtrengung zu erhöhen bemüht iſt. Dieſe Einrichtung in Großbritannien wird durch die Geſetze über den freien Kornhandel, und durch alle ſolche, welche den Ackerbau aufmuntern, indem ſie das Gewerbe deſſen der ihn treibt, ehren, kräftig unterſtützt.

Das andre Hinderniß, welches ſtets nützliche Verbeſſerungen, die in dem Kirchenſtaate unternommen werden könnten, zurückhalten wird, iſt das immer mit Ehrenſtellen belohnte Cölibat. Ein Bewohner des platten Landes wird verächtlich behandelt, indeß ein Laienbruder geachtet wird; der Bauer, der nicht ſo glücklich geweſen iſt, in ein Kloſter zu kommen, richtet ſich zu Grunde, um ſeinen Kindern dieſe Ehre zu verſchaffen; und dieſes iſt das Ziel al-

ler dieſer gemißleiteten Menſchen, die von ihren Prieſtern herabgeſetzt werden, um ſich in ihrer Herrſchaft zu erhalten.

Die Nachläſſigkeit, die überall in dieſem Lande obwaltet, beſonders in allem was Bezug auf Ackerbau und Handel hat, erſtreckt ſich bis auf Vernachläſſigung der in dieſen fruchtbaren Ländereien ſo einfachen und leichten Mittel, ſich Wachs zu verſchaffen, wovon in einem mit Kirchen überhäuften Staate ein ungeheurer Verbrauch iſt; und das wird, wie alles andre vernachläſſigt. Dieſen Artikel blühend zu machen, und in Aufnahme zu bringen, dürfte die Regierung nur wollen, und einige geringe Aufmerkſamkeit darauf verwenden.

Die Dispenſationen.

Die Dispenſationen, nebſt allem was in dieſe Klaſſe gehört, die Bullen, die Annaten, haben lange Zeit hindurch den einträglichſten Theil der Einkünfte des römiſchen Hofes ausgemacht; nicht daß er den vollen Ertrag davon zöge, denn dieſer wird groſsentheils unter die Kardinäle und andere Prälaten, die Konſiſtorialſachwalter, die Kanzleibedienten, die Boten ſelbſt, und einige Klöſter vertheilt. Allein dieſe auf die Thorheit, und die Vorurtheile der Menſcher berechnete Einnahme hat ſehr abgenommen. Ehe Oeſtreich, und nachher Frankreich, die Parthei ergriffen hatten, welche die Vernunft, und eine geſundere Politik erheiſchte, zog Rom allein aus den öſtreichiſchen Landen jährlich drei hundert tauſend Zechinen.

Glücklicherweiſe iſt endlich der Zauber gehoben; aber Rom, welchem dieſe Hülfsquelle nun fehlt, hat die, welche ihm den erſten und wahren Reichthum des Staates verſchaffen könnte, vernachläſſigt. Indem es den Ackerbau herabſetzt. hat es ſich mit den Schätzen des Volks, das dumm genug war, ſich in Bullen und Dispenſationen zu Grunde zu richten, in Armuth verſetzt. Nur die ſpaniſche und portugieſiſche Nation fordert noch dergleichen Waare. Die erſtere Nation nimmt deren wirklich an ſechszig tauſend jährlich; und dafür fließen in die apoſtoliſche Kaſſe zwei hundert und zwanzig tauſend römiſche Thaler.

Von den Bullen und Breven.

Bullen werden die Reſkripte, Depeſchen oder Befehle des römiſchen Hofes genannt, woran eine bleierne Medaille hängt, auf deren einer Seite die Namen der Apoſtel Peters und Pauls, und auf der andern Seite der Nahme des regierenden Papſtes befindlich iſt.

Dieſe Bullen werden zuerſt von der Datarie ausgefertigt, und gehen dann durch die Kanzlei. Sie ſind mit gothiſchen Buchſtaben geſchrieben. Auf lateiniſch heißen ſie bulla und italieniſch bolla, von dem Verbum bollare, welches ein Gepräge, ein Merkzeichen aufdrükken heißt.

Breven heißen alle Reſkripte des römiſchen Hofes, ſeine Depeſchen, Konzeſſionen, Befehle, ſind mit den gebräuchlichen lateiniſchen Lettern geſchrieben und mit rothem Wachs geſiegelt.

Sie

Sie werden bei der Sekretairie der Breven expedirt, und von dem Kardinal, welcher oberſter Sekretair iſt, unterſchrieben. Es giebt Hirtenbreven, die an Fürſten und Biſchöfe geſchrieben werden; und die haben kein Siegel. Die Breven haben ihre Benennung von der Kürze (brefs), dieſer Art Briefe, welche immer ohne Eingangsformel ſind. Der Nahme des Papſtes ſteht oben an, und ſie fangen mit dieſen Worten an: Dilecto filio salutem et apostolicam benedictionem.

Mit den Bullen werden die Edikte, Patente und proviſoriſche Schreiben der weltlichen Fürſten beantwortet. Sind die Bullen begnadigender Art, ſo iſt das Blei mit Seide daran befeſtigt; ſind ſie aber exekutoriſch, ſo hängt es an Bindfaden. Der Pabſt nennt ſich in den Bullen den Knecht der Knechte Gottes — das heißt beſcheiden! In Spanien fordern ſie Bullen zu allerhand Beneſizien. In Frankreich war man nicht ſo ſehr gefällig geweſen; da forderte man nur Bullen für die Bißthümer, Abteien, und einige Konventual-Prioreien.

Während der Vakanz des heiligen Stuhls werden keine Bullen ausgefertigt. Sobald der Papſt todt iſt, läßt der Vizekanzler des Kirchenſtaates deſſen Nahmen von den Siegeln wegnehmen. Glücklicherweiſe für die Menſchen haben die Päpſte, gleich andern Deſpoten, die Fortſchritte der Aufklärung, und den Verfall ihrer Herrſchaft durch den Mißbrauch derſelben beſchleunigt. Ihre Bullen haben mehr als einmal Aufſtände der Völker gegen ihre Fürſten veranlaßt. Jeder kennt die berüchtigte

Bulle: In coena domini, durch welche die Päpſte ihre Herrſchaft allenthalben auszuüben, und den Völkern und ihren Souverainen Geſetze vorzuſchreiben, ſich anmaßten. Man muß hoffen, daß alle Nationen, in dieſer Abſicht, bald Frankreichs Beiſpiele folgen werden, und dieſes ſchimpfliche Joch, welches ihnen die Geldgierde aufgelegt hat, und dem ſie ſich niederträchtiger Weiſe unterworfen haben, abſchütteln werden.

Werth des Geldes.

Die römiſchen Münzen werden in Decimalen zertheilt: fünf Quatrins machen einen Bajocco, zehn Bajocco eine Paula, zehn Paula einen Thaler, und alles wird nach Thalern, Paula's, Bajocco's und Quatrins gerechnet. Es giebt auch Papetti, welche zwei Paulaſtücke ausmachen; Teſtonen, ſind drei Paulaſtücke; die Zechine gilt ein und zwanzig und einen halben Paula; bologneſiſche Piſtoletten ein und dreißig und einen halben Paula. Endlich giebt es auch in Rom Cedulen, oder Papiergeld. Bei meiner erſten Reiſe in dieſem Lande verloren die Cedulen ſechs auch ſieben Procent, wegen der zwiefachen Urſache, nämlich der Kreditabnahme, und der großen Seltenheit des Goldes und Silbers im Umlaufe. Der Großſchatzmeiſter Ruffo brauchte nachher ein wirkſames Mittel, dieſen Verluſt zu vermindern. Er machte ein Edikt bekannt, wodurch alle Privatleute aufgefordert wurden, ihre Cedulen gegen baares Geld, mit vier Procent Verluſt nur,

zu verkaufen. Die Bankiers, die in der Agiotage den Unterſchied bis auf fünf Procent herunter gebracht hatten, bothen dem Publikum, als ſie dieſen Handelszweig zu verlieren beſorgten, die Umſetzung mit drei Procent Verluſt an. Der Schatzmeiſter hatte dieſe Operation vorausgeſehen, hielt eine beträchtliche Summe in Bereitſchaft, und blieb mit den Bankiers in beſtändiger Konkurrenz, bis er ſie nöthigte, den Wettſtreit aufzugeben, indem er dem Publikum immer größre Vortheile anbot. Durch dieſes Mittrl gelang es ihm, die Cedulen im Anſehen zu erhalten; allein ſeitdem hat Pius VI. ſie wieder durch verſchiedne Operationen, deren wir ſchon gedacht haben, ſinken laſſen.

Der Handel.

Unter einer ſo fehlerhaften Regierung, als die römiſche iſt, kann dieſer nicht blühend ſeyn. Beinahe alle Kommerzrichter in Rom ſind Prieſter, deren Unwiſſenheit oder Beſtechungen, die ſie annehmen, die Bankerutte dadurch begünſtigen, daß ſie den Umlauf des Geldes hindern, und ſo das Zutrauen ſchwächen. Rom bekommt beinahe alle ſeine Konſumtionsbedürfniſſe aus der Fremde, und hat nur wenig Waaren zum Umtauſche anzubieten; und dieſe ſind von geringem Werthe: Alaun, Schwefel, Vitriol, einige Seidenwaaren, Wolle und andre ähnliche Artikel; aber es iſt reich an Künſten und Meiſterſtücken, welche ſie hervorbringen. Das iſt ſein vornehmſter Handelszweig, und die einzige Urſache des Glanzes,

den es bis jetzt noch genießt. Die Neugierigen, welche die römiſchen Meiſterſtücke zu bewundern dahinkommen, führen den größten Theil des Geldes zu, der in Rom im Umlaufe iſt. Das gewöhnliche Hülfsmittel der Päpſte, welche Geld wollen ſchlagen laſſen, iſt, daß ſie dem aus fremden Ländern Eingekommenen einen verringerten Werth geben, oder daß ſie daſelbſt Gold und Silber einkaufen.

Wie leicht wäre es aber, in einem Lande, für welches die Natur ſo viel gethan hat, für welches ſie zu allen Zeiten ihre ſchönſte Gaben verſchwendete, wie leicht wäre es, den Handel in einem ſolchen Lande in Aufnahme zu bringen, den Ackerbau zu begünſtigen, und aus dieſen beiden Quellen des Reichthums zu ſchöpfen; Reichthümer, welche dieſem Lande bald ſeinen urſprünglichen Glanz, für welchen es beſtimmt zu ſeyn ſcheint, wiedergeben würden!

Einkünfte des Kirchenſtaates.

Man hat fälſchlich verbreitet, daß dieſe achtzehn Millionen unſrer Münze betrügen. Aber die, welche es behaupten, und diejenigen, welche ihnen glauben, bedenken nicht, wie wenig Hülfsquellen einer Nation übrig bleiben, bei der wenig Kunſtfleiß iſt; welche ehedem aus einer Volksmenge von neunzehn Millionen beſtand, und gegenwärtig nur aus zwei Millionen beſteht, und wo unter zwölf Provinzen, worin ſie vertheilt iſt, nur zwei, die wirklich angebaut werden, gerechnet werden können, näm-

lich Bologna und die Mark Ankona, welche, da ſie ſich ihre alten Vorrechte erhalten haben, auch von dem unſinnigen Joche der Annona befreit geblieben ſind. Uebrigens beſtreite ich nicht bloß nach dieſen Bemerkungen, die von zu leichtgläubigen Reiſenden herrührenden Behauptungen, ſondern ich habe zwei Etats der Ausgaben und Einnahmen des Kirchenſtaates vor mir. Der eine iſt gemacht, als der Kardinal Palotta Schatzmeiſter war, und der andre iſt von Pius VI., als er dieſe Stelle bekleidete. Ich will meinen Leſern das Reſultat derſelben vorlegen.

Zu allen den Urſachen, welche die Einkünfte des Kirchenſtaates und des Fürſten vermindern, muß man noch die Unterſchleife der Beamten, der Stadthalter und Schatzmeiſter der Provinzen anführen, welche auf gewiſſe Weiſe die Pächter der Einkünfte ſind. Salzſteuern, Zollgerechtigkeiten, Auflagen im Allgemeinen, alles thun ſie in ihrem eignen Nahmen, mit Beding der Grundzinſen, welche ſie unabläſſig zu vermindern ſuchen, indeß ſie die Unterthanen drücken, um die Einkünfte, die ſie daraus ziehen, zu vermehren. Die päpſtlichen Finanzen gleichen ſo ziemlich einem Fluſſe, welcher, nachdem er eine große Strecke in ſeinem majeſtätiſchen Bette durchlaufen hat, ſich endlich in einer Menge kleiner Kanäle in den holländiſchen Sand verliert.

Dergleichen beſtändige Veruntreuungen bereichern die Lieblinge, indeß ſie den Souverain arm machen; und dieſer, nachdem er ſein Volk zerquetſcht hat, um ſeinen Ausgaben und der

unerſättlichen Habſucht ſeiner Angehörigen zu genügen, nimmt ſeine Zuflucht zu den Cedulen. Wie ſehr der gegenwärtige Papſt dieſe gemißbraucht hat, habe ich ſchon angeführt.

Eines der Haupteinkünfte des Kirchenſtaates iſt die Auflage auf das Salz; es iſt auch eine auf Wein, Getreide, und die erſten Bedürfniſſe gelegt. Die mehreſten dieſer Impoſten, oder Einfuhrrechte ſind ſehr beträchtlich; aber kaum ein Drittheil davon kommt in die fürſtliche Kaſſe. Im J. 1766 beſtand das Einkommen der päpſtlichen Kammer in 2,121,489 römiſchen Thalern. Unter Ganganelli iſt es etwas vermehrt worden. Aber es iſt ſehr eingeſchrumpft durch den Ausfall, welchen die apoſtoliſche Kammer durch die neuen franzöſiſchen Geſetze, welche die Annaten und Dispenſationen abſchaffen, erleidet. Bei dieſer Lage der Dinge kann ich mit Gewißheit behaupten, daß der Papſt höchſtens zwölf Millionen franzöſiſche Livres einnimmt. Vielleicht nimmt man noch ungefähr fünf und zwanzig von den Kontribuenten, vermittelſt der Unterſchleife ein; wovon dennoch aber ein Theil in den Händen der Empfänger bleibt. Welches iſt denn alſo der Einfluß der Regierungen auf das Wohl oder Wehe der Völker, wenn man es dahin gebracht hat, die Lage der päpſtlichen Unterthanen zur allerſchlimmſten zu machen, und das Trotz den Geſchenken der Natur? Das hat eine Adminiſtration bewirkt, welche den Ackerbau herunterbringt, den Handel zerſtört, den Kunſtfleiß erſtickt, den Müſſiggang und das Betteln beför-

dert, den Hausſtand verachtet, und alle Vorzüge dem Cölibat zutheilt.

Die Schulden.

Bei der Unterſuchung alles deſſen, was ſich auf die Finanzangelegenheiten des Kirchenſtaates bezieht, habe ich mir die von Braſchi ſelbſt, im Jahre 1766, als er noch Schatzmeiſter war, gemachte Bilanz zur Richtſchnur genommen. Damals betrug die ganze Staatsſchuld ein und ſechszig Millionen Thaler, welches für ſo mittelmäßige Staatseinkünfte eine ungeheure Summe iſt; ungeheuer für einen Staat, der ſo wenig Hülfsmittel in ſeiner Induſtrie, und ſo wenig Territorialreichthümer hat. Im Jahre 1789 betrug die nämliche Schuld ſchon ſieben und achtzig Millionen Thaler. Pius VI. hatte ſie alſo während ſeiner Regierung um ſechs und zwanzig Millionen vermehrt. Könnten die Römer die Augen aufthun, ſo würden ſie einſehen, bloß hiedurch ſchon einſehen, was ſie von einem Regenten zu erwarten haben, der ſo ihr Unglück erſchwert, um ſeinem Prachtaufwande, der Geldgierde ſeiner Neffen, und ſeiner anſtößigen Verſchwendungsſucht, von der vor ihm noch kein Papſt das Beiſpiel gab, zu befriedigen. Man ſiehet mit einem von Unwillen und Bedauern zuſammengeſetzten Gefühle dies Volk in einer verhaßten Sklaverei, welches in ſich ſelbſt ſo viel Hülfsquellen finden würde. Keine Nation auf der ganzen Welt findet ſo viele Mittel in ſich ſelbſt vereint, ſich zu dem höchſten Gipfel des Glanzes und des Reich-

thums zu erheben, wenn ſie frei zu ſeyn verſtände; und dieſe ſchmachtet in erniedrigender Dürftigkeit, unter dem Joche einiger dummen Prieſter, von welchen ſie zu Grunde gerichtet, betrogen und entehrt wird.

Pius VI. giebt beträchtliche Summen für das Austrocknen der pontiniſchen Sümpfe aus. Dieſes Unternehmen wäre an ſich lobenswerth, hätte er nur nicht, als er dieſe Ländereien ſeinem Neffen gab, gezeigt, daß er bei dieſen Arbeiten nicht das allgemeine Beſte zur Abſicht habe. So hat er vieles Geld an eine Sakriſtei an der Peterskirche gewendet; ſie iſt ein Denkmal, welches er ſich zu Ehren errichtet hat, und welches ſtets gegen ihn zeugen wird, als einen Regenten, der die Bedürfniſſe ſeines Volks nicht zu Herzen nahm, welches nicht im Stande iſt, dergleichen Koſtenaufwand zu ertragen.

Oeffentliche Ausgaben.

Der Hauptartikel der öffentlichen Ausgaben in Rom ſind ohne Zweifel die Intereſſen der Staatsſchulden. Der Sold der Truppen, die Erhaltung der Feſtungen, und die der Marine, betragen zuſammen 431,935 Thaler und einige Bajocco's. Auf der Bilanz ſind nur unter der Rubrik der Ausgaben des heiligſten apoſtoliſchen Pallaſtes 164,396 Thaler aufgeführt; allein jederman weiß, daß der Papſt mehr als noch einmal ſo viel zu ſeinen Phantaſieausgaben und zur Beſtreitung ſeiner Hofhaltung braucht. Für die Miniſter, und die

Sänger der Kapelle ſind 7057 Thaler gerechnet; welches unbedeutend genug iſt. Die Jahrgelder oder Emolumente der in Bedienungen ſtehenden Kardinäle belaufen ſich nicht über 38,444 Thaler. Allein hier muß angemerkt werden, daß zufolge der heuchleriſchen Grundſätze, welche von dieſer Regierung immer beobachtet werden, die in den öffentlichen Liſten eingetragnen Beſoldungen der Staatsbeamten immer als ſehr gering angeſetzt werden; dagegen iſt es eine angenommne Sache, daß ſie ſich durch Unterſchleif und Betrug ſchadlos halten können; und ſie unterlaſſen nicht, dieſer Erlaubniß ſich nicht nur zu bedienen, ſondern ſie auch zu mißbrauchen.

Die apoſtoliſche Kammer ſetzt zur Unterhaltung der Nunciaturen an den auswärtigen Höfen nur 24,254 Thaler aus, weil dieſe nur Solchen aufgetragen werden, welche dieſe Ausgaben aus eignem Vermögen beſtreiten können, oder deren Familie geneigt iſt, ſie in der Hoffnung, daß der Nuncius, den ſie reich machen, auf dieſem Wege den Kardinalshut erhalten werde, zu unterhalten.

Ich enthalte mich, alle übrige Artikel der öffentlichen Ausgaben anzuführen, und will nur noch der für die Medaillen erwähnen, welche an den Apoſteltagen Petrus und Paulus ausgetheilt werden; dieſe betragen 6659 Thaler und 46 Bajocco's.

Die Land- und Seetruppen.

Ein Bevölkerungszuſtand von zwei Millionen Menſchen, die unter einer klugen und blü-

henden Regierung frei und glücklich lebten, könnte allerdings ein furchtbares Kriegsheer haben, welches ihre Geſetze und ihre Herrſcher in Ehrfurcht ſetzte. Aber die neuern Römer haben kaum ſechs tauſend Soldaten, Die Päpſte verdienten ohnfehlbar die Verehrung der Welt dafür, wenn dieſe Entblößung weltlicher Macht eine Verachtung des Kriegshandwerkes, Liebe zu ihrem Volke, und Beſorgniß, dem Handel und Ackerbaue zu viele Menſchen zu entziehen, anzeigte. So philoſophiſche Betrachtungen haben die Päpſte aber nicht angeſtellt! Der ſchwache Militairſtand des Kirchenſtaates rührt lediglich von ihrem Unvermögen her, einen zahlreichern zu unterhalten.

Die päpſtliche Wache beſteht aus Chevauxlegers und Kürassieren, welche vollkommen gut beritten und prächtig mondirt ſind. Man hält auch einige Schweizer, welche bei öffentlichen Feierlichkeiten ganz geharniſcht ſind. Alle dieſe Truppen, ſo wie die Beſatzung der Engelsburg, können nicht über zwei tauſend Mann ausmachen; aber die Prälaten, welche zu ihrer Beſoldung und ihrem Unterhalte beitragen ſollen, ſehen ſorgfältig darauf, daß die Bataillone nie vollzählig ſind. In Civita Vecchia, Ancona, Ferrara, Bologna und verſchiednen andern Städten, ſtehen ſehr kleine Garniſonen. Dieſe ſehr friedlichen Krieger ſind ſehr gut beſoldet, ſehr ſchlecht disciplinirt, nnd ſtatt des Exercirens zum Straßenraube abgerichtet. Ihre Tapferkeit zu beurtheilen iſt es hinreichend, das ſehr bekannte Ereigniß, welches ſich in der Engelsburg zutrug, anzuführen. Im Jahre 1790

hatte Caglioſtro, der, wie man weiß, in dieſem Schloſſe gefangen ſitzt, ausgeſprengt, daß der Teufel ihn am grünen Donnerstage befreien, und die Garniſon vertilgen würde. Das Ungefähr wollte, daß zu eben dem geweißagten Augenblicke ein Gewitter aufſtieg, und ein Blitzſtrahl neben dem Gefängniſſe einſchlug; da entfloh die beſtürzte Garniſon, und es blieb nicht ein einziger Mann zurück. Nur mit großer Mühe wurden die Soldaten beruhigt, und ſie kehrten erſt wieder auf ihre Poſten zurück, als die Prieſter den Teufel vertrieben, und die Luft wieder heiter geworden war.

Die päpſtliche Marine iſt beinahe auf dem nehmlichen Fuße als die Landarmee eingerichtet; ſie beſteht aus einer Fregatte und zwei oder drei Galeeren. Dieſe Schiffe werden immer von Maltheſerrittern kommandirt, welche ſehr gut beſoldet werden. Die Ausrüſtungen geſchehen immer entrepriſenweiſe, und nach einer Schätzung, die ſtets zum Vortheile der Pächter und der Prälaten, welchen die Inſpektion aufgetragen iſt, und zum Nachtheile des Staates ausfallen. Dann hält man ſehr ſorgſam darauf, daß der gewöhnliche Eid geleiſtet werde, nehmlich, daß alles nach der äußerſten Oekonomie und nach der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit geſchehen ſey. Letzteres iſt in dieſem Lande Modeausdruck, deſſen Sinn hier weniger als ſonſt irgendwo feſtgeſetzt iſt.

Die päpſtlichen Galeeren ſind nicht ſo groß, als die genueſiſchen. Wenn ſie in See ſind, bezahlt die apoſtoliſche Kammer dem Pächter

für zwei Monate 9600 römiſche Thaler, und 5400, wenn ſie im Hafen ſind. Eine Fregatte macht ſo viel als drei Galeeren. Dieſe Marine koſtet dem Papſte jährlich 130,000 Thaler. Davon gehen beinahe vierzig tauſend für die Pächter und die Prälaten der Inſpektion ab. Es geht hier ſo wie bei allen andern Dingen. Alle Welt weiß dieſe Räubereien, der Papſt weiß ſie wie die Uebrigen, und das Volk, welches davon unterrichtet iſt, giebt ſich nicht einmal die Mühe, es ſchlecht zu finden.

Noch Urſachen, warum die öffentlichen Angelegenheiten ſo ſchlecht adminiſtrirt werden.

Zu Rom werden die Bedienungen mehr als ſonſt irgendwo, bloß nach Intriguen und Gunſt vergeben. Bringt ein glückliches Ungefähr einmal einen Mann auf einen Poſten, dem er gewachſen iſt, ſo giebt ihm der Papſt eine größere Bedienung, und erhebt ihn zu einem Poſten, zu welchem er nicht die erforderlichen Kenntniſſe erworben hat, und welche er ſich auch, während der kurzen Zeit, die er ſich darinn erhalten kann, nicht erwerben wird. Ich ſaß an einer Mittagstafel neben einem Prälaten, welcher die Aufſicht über die Fleiſcher hatte, und zwei Monate vorher eine Militairinſpektion gehabt hatte. Man ſprach über verſchiedene ſich darauf beziehende Dinge. Der Prälat begriff nicht, daß ich, als Fremder, be-

ſondre Umſtände wiſſen konnte, mit denen er ſich pflichtmäßig hätte ſollen bekannt machen, wovon er aber nicht das Geringſte wußte.

Aber ein jeder dieſer in Aemtern ſtehenden Prälaten hat einen gut unterrichteten Prieſter zur Seite, deſſen Verrichtung darin beſteht, für Monſignor zu leſen, zu ſchreiben und zu denken. Dieſer ſagt dann auch, was Monſignor thun muß, wie er ſich zu betragen hat, welche Meinung er in der apoſtoliſchen Kammer behaupten ſoll. Es iſt zu begreifen, daß ein junger, ſeinen Vergnügen ergebener Mann, der keine Unterweiſung hat, wenig im Stande iſt, gegen einen Einwurf Stich zu halten, und den klugen Rath, welchen ſeine auswendig gelernte Lektion enthält, geltend zu machen.

Die den Kardinälen zugetheilten Bedienungen.

Die Kardinäle haben die vornehmſten Würden und Staatsbedienungen inne, welche ſelbſt der Papſt nicht an Prälaten, die nicht den Purpur tragen, vergeben könnte. Das erſte und ehrenvollſte dieſer Aemter iſt das Amt eines Aufſehers der Juſtiz und der Finanzen. Gewöhnlich wird es dem Neffen Kardinal zu Theil. Der Kardinal Camerlingue, ſo heißt dieſe Bedienung, hat die Generalinſpektion; er ſpricht in allen bei der apoſtoliſchen Kammer anhängigen Prozeſſen, welche Bezug auf die Korporationen und Univerſitäten haben. Er hat die Oberaufſicht über die Miniſter, die Offizianten

der päpſtlichen Kammer, und über alles, was Bezug auf die Künſte hat. In dem Augenblicke da eine Vakanz eintritt, hat er den Auftrag die Siegel des verſtorbenen Papſtes zu zerbrechen; er hat bei den dreien Kardinälen, welche zu der Zeit wechſesweiſe regieren, den Vorſitz, und er unterſchreibt die Edikte und Befehle, welche während der Sitzung des Konklave ausgefertigt werden.

Die römiſche Großkanzlerwürde gehört von Rechtswegen, und vermöge einer Konzeſſion Leo IX., dem Kurfürſten von Köln. Aber er hat einen Koadjutor, welcher immer ein Kardinal iſt, der bei Ausfertigung der Bullen, und allen andern Verrichtungen dieſes Amtes den Vorſitz hat.

Dann giebt es auch einen Großpönitentiarius, welcher bei dem Tribunale der geheimen Dispenſationen präſidirt; der Bibliothekar, welcher die berühmte und reiche Bibliothek des Vatikans, und noch mehrere Bibliothekare unter ſich hat, die ihm oft ſehr gute Dienſte thun; der Vikarius von Rom, welcher der wahre Metropolitan der Stadt iſt. Dieſer Kardinal ſpricht in allen Civil- und Kriminalprozeſſen aller Privilegirten des Pallaſtes. Gleichermaßen ſtehen auch alle Klöſter unter ſeiner Gerichtsbarkeit, und er erkennt über die Verbrechen der Mönche. Ueberdem giebt es noch eine Staatsſekretairie, eine Requetenkammer und die der Breven, welches die einträglichſte iſt. Pius VI. hat ſie ſeinem Neffen gegeben; endlich noch die Stelle eines Datarius, welche auch längſt ſchon einem Kardinale zu Theil ge-

worden iſt. Wie hoch die Einkünfte dieſer Bedienung ſind, weiß man nicht eigentlich; aber ſie wird ſehr geſucht, und alle, die ſie inne gehabt haben, ſind ſehr reich dabei geworden. Sonſt bekam der Papſt einen Theil der Einkünfte derſelben; und der Kardinal Herzan hat mich verſichert, daß dieſer Theil jährlich 55000 Thaler betrug; ſeitdem aber bei den chriſtlichen Nationen für den römiſchen Hof ſo unſelige Veränderungen vorgegangen ſind, iſt nur noch das, was zur Beſtreitung des Prachtaufwandes des Innhabers erforderlich iſt, übrig geblieben.

Die Kongregationen.

Es giebt in Rom Kongregationen, welche allein aus Kardinälen, andre aus Kardinälen und Biſchöfen, wieder andre, welche nur aus Prieſtern und auch Mönchen beſtehen. Jede hat ihren Präſidenten, welcher Präfektus heißt. Es giebt einträgliche Präfekturen, aber auch welche die bloß ehrenvoll ſind.

Die vornehmſte dieſer Kongregationen iſt die der heiligen Inquiſition; von dieſer iſt der Papſt ſelbſt der Präfektus. Sie beſteht aus Kardinälen, Prälaten, einem Dominikanermönche, als Kommiſſarius, und noch einigen Mönchen von verſchiednen Orden. Ueber die Berathſchlagungen dieſer Kongregation herrſcht ein undurchdringliches Geheimniß. Ich will gar nicht den Abſcheu, den dieſes Tribunal einflößt, ſchwächen; er gehört zu dem Weſen jedes rechtſchaffnen und gefühlvollen Menſchen, und iſt von

dem Worte Inquiſition unzertrennlich; aber Pflicht der Wahrhaftigkeit zwingt mich zu ſagen, daß ſie in Rom weder ſo grauſam noch ſo treulos iſt, wie ihre Benennung es wohl könnte ahnden laſſen. Sie ſcheint von der ihr zu unſern Zeiten üblichen Handlungsweiſe nur in Abſicht des zu berühmten Caglioſtro abgewichen zu ſeyn.

Der Zweck der Kongregation de propaganda fide iſt, den Katholicismus, beſonders aber die Allgewalt des heiligen Stuhls durch die ganze Welt zu verbreiten. Die Kongregationen der Biſchöfe und Kirchenverſammlungen ſchlichten die Streitigkeiten zwiſchen den Biſchöfen und ihren Pfarrkindern und Metropolitanen, und ſehen darauf, daß die Verordnungen des Tridentiniſchen Konciliums, in allem was die Kirchenzucht betrifft, gehalten werden. Die Kongregation des Index zeigt die Werke an, welche man leſen, und die man nicht leſen darf. Endlich giebt es eine Kongregation der kirchlichen Gebräuche, des Baues der Peterskirche, der Indulgenzien, der geiſtlichen Immunitäten, und der Beſuche der Apoſtel, deren Nahmen insgeſammt ihren Gebrauch andeuten, den man nur erwähnen darf, um hinreichend zu wiſſen, wie ſehr dieſe unverſchämte Kaſte die Schwäche und Verblendung der Menſchen benutzt hat. Wir, die wir Zeugen davon ſind, begreifen es kaum; was werden einſt die, welche die Geſchichte davon leſen werden, dazu ſagen?

Von

Von einigen, die weltliche Regierung betreffenden Tribunålen.

Eines dieſer Tribunåle heißt die Konſultà. Der Pråfekt derſelben iſt der Kardinal Staatsſekretair, und hat zum Gegenſtande die Unterſuchung und die Urthelsſprůche in denjenigen Civil- und Kriminalſachen, von welchen appellirt iſt, auch die Klageſachen gegen die Statthalter und Magiſtråte.

Das Tribunal, welches das der guten Regierung genannt wird, hat die Aufſicht über die Kommunitåten, welche nicht gerichtlich verfahren, noch Ausgaben ohne deſſen Einwilligung vornehmen können. Ein andres, das Tribunal der Zwölfe genannt, ſpricht in allen ſich auf die apoſtoliſche Kammer beziehenden Angelegenheiten; es ſetzt den Preis der Lebensmittel überhaupt feſt; welches eine fehlerhafte und unpolitiſche Einrichtung iſt, die nur üble Wirkungen erzeugen kann. Der Großſchatzmeiſter, welcher einer von den Zwölfen iſt, hat außerdem noch die Aufſicht der Zollåmter, der Meeresküſten, der Feſtungen und Galeeren. Dieſer wichtige Poſten führt immer zur Kardinalswürde.

Bei dem Tribunal der Begnadigungsunterſchriften iſt der Papſt ſelbſt der Chef; ihm ſteht das Recht zu, abgethane Prozeſſe wieder anhångig zu machen, und ſie andern Richtern zur Unterſuchung zu übergeben.

Bei dem Haupttribunale, welches unter dem Nahmen Regierung bekannt iſt,

kommen die ernſthaften Verbrechen vor. Es iſt nicht zur Unzeit anzumerken, daß die Tortur in Rom noch in ſolchen Fällen angewendet wird; und dieſes aus Kardinälen und Prälaten beſtehende Gericht verurtheilt zu derſelben.

Endlich giebt es auch einen römiſchen Senat, deſſen Denkſpruch iſt: S. P. Q. R. Senatus populusque romanus, wie der Senat des alten Roms, von welchem er nur ein trügliches Abbild iſt. Er beſteht aus einem einzigen Senator, der eben jetzt ein verdienſtvoller Mann iſt; er iſt ein Neffe Klemens XIII. Rezzonico. Unter ihm ſtehen drei patriciſche Konſuln, welche Conſervatores heißen, und dann ein Prior der Caprionen oder der Häupter des Volks, welche insgeſammt der Papſt wählt, der ihrer ephemeriſchen Autorität nach Willkühr Grenzen ſetzt. Der Senator iſt gewöhnlich ein Ausländer; er wohnt auf dem Kapitol, und trägt bei öffentlichen Verrichtungen das Senatorkleid. Er hat eine bürgerliche Gerichtsbarkeit, und hat dabei zwei Aſſeſſoren, welche der Papſt wählt; in Kriminalſachen hat er die Konkurrenz mit dem Regierungstribunal.

Die Rota.

Auch dieſe iſt ein Tribunal, und zwar das wichtigſte, und unſtreitig das ehrwürdigſte von allen. Es hat den Vorzug ſeiner beſſern Beſchaffenheit den fremden Höfen zu danken, welche deſſen Mitglieder größtentheils ernennen, und weil dieſe nicht unter geiſtlichem Einfluſſe ſtehen. Der Papſt ernennt deren nur drei;

die andern werden von Deutſchland, Frank-reich, Kaſtilien, Venedig und Toskana erwählt. Die Städte Ferrara, Bologna und Mayland, ſchicken insgeſammt einen Richter dahin; und überhaupt fällt die Wahl nur auf verdienſtvolle Männer, die von geprüfter Rechtſchaffenheit ſind, und deren Ruf ſie des ihnen aufgetragenen Amtes würdig macht. Da ſie von denjeni-gen, welche ſie ſchicken, gut beſoldet werden, kommen ſie nicht in den Fall, ſich dem römi-ſchen Hofe zu verkaufen. Dieſes Tribunal ſteht in Rom in verdienter Achtung. Pius VI. iſt der erſte hohe Geiſtliche, welcher um die Gunſt dieſes Gerichtshofes auf die oben erwähnte an-ſtößige Art ſollicitirt hat. Die Mühe, welche er ſich gab, die Mitglieder deſſelben zu verfüh-ren, beweiſet ſo ſehr ſeine Niederträchtigkeit, als ihre Fruchtloſigkeit; und es gereicht ihnen zur Ehre, daß ſie ſich nicht ſcheueten, gegen ihn ein Urtheil zu fällen. Pius VI. ſetzte die drei Glieder, die er ernannt hatte, ab; aber er mußte es auch bei dieſer Rache bewenden laſſen.

Das Einzige, was der heiligen Rota vor-geworfen wird, iſt, daß ſie ſich ſo leicht zur Reviſion der Prozeſſe verſteht. Es iſt nichts Seltnes, daß eine und dieſelbe Sache fünf bis ſechsmal von neuem vorgenommen und in derſelben oft ſich widerſprechende Urthel von dieſem Tribunal gefällt werden.

Der Kirchenſtaat.

Die Lage deſſelben iſt ungemein vortheilhaft. Gegen Morgen hat es das adriatiſche, gegen Mittag das mittelländiſche Meer und das Königreich Neapel, gegen Abend Toskana, und gegen Mitternacht die Staaten des Herzogs von Modena und die Republik Venedig.

Der Kirchenſtaat hat nur zwei Hafen, welche eigentlich dieſen Nahmen verdienen: Civita Vecchia im mittelländiſchen, und Ancona im adriatiſchen Meere. Eine ſo glückliche Lage könnte ihm einen blühenden Handel verſchaffen, wenn er von ſeiner Regierung aufgemuntert würde, oder vielmehr, wenn die Regierung dieſes Landes ſich nicht allem widerſetzte, was ihm den Glanz und die Vorzüge geben könnte, zu welchem die Natur ihn beſtimmt zu haben ſcheint. Allein die Päpſte kommen erſt in einem hohen Alter zur Regierung, ſind entweder in der Intrigue, oder in der Trägheit des Kloſterlebens grau geworden, und haben nicht die Energie, welche nothwendig erfordert wird, die Regierung zu verbeſſern, die Sitten und Begriffe eines ganzen Volkes umzuändern, und ſelbſt neue Menſchen zu werden; vielmehr ſcheint ihre ganze Geſchäftigkeit ſich darauf einzuſchränken, daß ſie ihre Familien und ihre Kreaturen bereichern; alles andre laſſen ſie in dem Zuſtande, in dem ſie es gefunden haben. Wehe dem unter ihnen, welcher es wagen würde, dem Staate, den er regieren ſoll, eine andre Geſtalt zu geben! Er müßte, um das zu bewirken, eine Menge Mißbräuche, welche das

Ungemach des Volks vervielfachen, und den Wohlſtand und die Macht der ihm umgebenden Prälaten ſichern, abſchaffen; er würde nur auf Abgründen wandeln, und man würde ihn bald außer Stand ſetzen, die vorgeſetzten Plane auszuführen.

Die apoſtoliſche Kammer theilt den Kirchenſtaat in fünf große Provinzen. Ich habe vorhin geſagt, daß er ehedem mehr als zwanzig Millionen Einwohner hatte, jetzt aber kaum zwei Millionen in ſich faßt. Allenthalben findet man Beweiſe der Fruchtbarkeit des Edreiches, und der Weichlichkeit der Menſchen. Ihre Unwiſſenheit, man könnte ihre Dummheit ſagen, würde ſogar den bäuriſchen Schweizer in Erſtaunen ſetzen. Allenthalben ſind ihre Erzieher und Führer Mönche, welchen die heilige Inquiſition den beſondern Auftrag giebt, die Thoren zu verwirren, und auf dieſen gen Acht zu haben, welche von Natur, oder durch auf Reiſen geſammelte Kenntniſſe erhabnere Begriffe und Muth genug ſich erworben haben, über ſo viele Kühnheit unwillig zu werden, und ein ſo entehrendes Joch abzuwerfen. Die Stadt Bologna hat es großentheils ins Werk zu richten gewußt; aber Dank ſey es der Sorge und den Bemühungen des Kardinals Buoncompagno, daß ſie vermuthlich dahin gebracht werden wird, allen andern Städten Italiens gleich gemacht zu werden! In Rom ſtehen wenigſtens die Künſte in Achtung, und blühen; allein im übrigen Kirchenſtaate iſt alles im Verfalle; allenthalben iſt Todesſtille. Wir wollen uns einmal in dieſem Lande etwas umſehen.

Die Campagna di Roma.

Dieſe Provinz, welche unter dem Nahmen Agrum romanum bekannt iſt, iſt das Territorium, welches die ganze Stadt in einem Umfange von vierzig bis funfzig Meilen umgiebt. Die vornehmſten Städte darin ſind nach Rom: Citta Lavinia, Tivoli, Albano, Preneste, Frascati und Auzio. Albano liegt neben dem alten Alba, deſſen Ruinen noch vorhanden ſind. Ueberhaupt findet man dergleichen auf jedem Schritte, durch den größten Theil von Italien. Es iſt ein wahrhaftig beunruhigender Anblick, welcher unaufhörlich an die Denkmäler erinnert, welche jeden dieſer Oerter verſchönert haben, und die, wenn ſie die Imagination in jene Zeiten des Ruhms, der Herrlichkeit und des Heroismus geleitet haben, ſie dann auf auf die unförmlichen Ueberreſte zurückſinken laſſen, welche man immer für die Wirkungen der Verheerung eines ſiegreichen Heeres halten ſollte. Außer den angeführten Städten, und einigen armſeligen Dörfern, iſt die Campagna di Roma nur eine wahre Wüſtenei; kaum daß der funfzehnte Theil derſelben angebauet iſt. Die wenigen Bäume, welche man darauf antrifft, zeigen von der erzeugenden Kraft dieſes Erdreiches; und wenn zu Ende Aprils die Wieſen noch nicht abgemäht ſind, ſo verlieren ſich die höchſten Thiere darinn und verſchwinden im hohen Graſe. Dieſe Provinz iſt voller ausgebrannten Vulkane und Steinkohlen, die man zu gebrauchen verſäumt; voller Seen, die dadurch, wenn ſie zum Bewäſſern gebraucht wür-

den, auch zur Schiffahrt ſehr benutzt werden könnten. Es giebt auch mineraliſche Waſſer. Alle Menſchen kennen die Bäder von Tivoli, welche ehedem die apollinariſchen Gewäſſer hießen. Seit ganz kurzem hat man in der Campagna di Roma Papiermühlen und Eiſenhämmer angelegt; ſie ſind mehrentheils der Familie Odescalchi zu verdanken.

Die Sabiner.

Das Land der alten Sabiner, welches ſonſt eine Million Einwohner enthielt, und oft Kriegsheere aufſtellte, welche den römiſchen gleich kamen, enthält jetzt kaum 65,000 Menſchen, die etwas fleißiger, und nicht ſo träge wie die in der Campagna di Roma ſind. Es verſorgt die Hauptſtadt größtentheils mit Wein, Früchten, Gemüſen und Kohlen, welche auf der Tiber, die es durchfließt, dahin geſchafft werden. Dieſer zu allen Zeiten ſo berühmte Fluß hat ſehr hohe Ufer, welches ihm ein trauriges Anſehen giebt; ſein Bette iſt ungemein tief, und ſein Waſſer, welches immer fette und vegetabiliſche Erde mit ſich führt, iſt ſtets trübe. Er nimmt achtzig Flüſſe und Bäche auf. Er iſt immer ſchiffbar geweſen; aber er könnte es noch weit mehr ſeyn, und nichts könnte die Schiffe hindern, allenthalben hinzukommen, wenn die Regierung nur einige Aufmerkſamkeit darauf verwendete. An einigen Stellen hat man Mühlen aufgebaut, an andern hemmen aufgethürmte Haufen Erde und Steine den Strom; und es gehörte ſo wenig dazu, ihn ganz frei zu machen.

Das Erbtheil des heiligen Petrus.

Es iſt bekannt, daß der heilige Petrus ein armer unwiſſender Fiſcher, und nie, wie die Prieſter ſich unterſtanden zu behaupten, römiſcher oberſter Prieſter war. Unter ſeinem Nahmen iſt der Koloß errichtet, der beinahe ganz Europa zerſchmettert hätte. Sie haben eine ihrer Provinzen das Erbtheil dieſes ſogenannten Stifters genannt. Seine Hauptſtadt heißt Viterbo, ſie iſt groß, gut gebauet, aber wüſte, und bloß mit Mönchen bevölkert. Dieſe ſehr fruchtbare Provinz hat treflichen Wieſenwachs. Nur die an Städte oder Flecken angränzende Ländereien ſind angebauet, nnd noch dazu ſehr elend. Zwei Meilen von dieſen Wohnörtern findet man auch keine Spur vom Feldbaue mehr. Die Bewohner dieſer Provinz kennen nicht den Gebrauch, die Felder zu düngen, nnd werfen ihren Dünger in die Flüſſe. Auf jedem Schritte ſcheint die Natur die Trägheit der Menſchen anzuklagen, welche die ſtärkſten Bäume ohne menſchliche Beihülfe hervorzubringen vermag. Der wenige Weinbau, welcher hier betrieben wird, liefert trefflichen Wein. Die Berge dieſer Provinz erzeugen Alaun und Schwefel; ſie enthalten auch Blei= und Silberbergwerke, die nie Ausbeute geben, weil man nie Anſtalt dazu machte. Drei Meilen von Viterbo habe ich eine Fabrik geſehen; der Vitriol wird daſelbſt zubereitet, welcher aus dem Eiſenkieß gezogen wird, der in dem lehmigten Erdreiche mit unter angetroffen wird.

Monteſiuscone iſt nach Viterbo die beträchtlichſte Stadt in dieſer Provinz. In ihrer Nachbarſchaft ſind Weinberge, und ſie liefern berühmten Wein. Nicht weit davon iſt der berühmte See Borſena, welcher vier und dreißig Meilen im Umfange hat. Er hat zwei Inſeln, auf deren einer der Kardinal Giraud ein unvergleichliches Landhaus hat, welches von ſeinem Neffen ſehr ſchlecht unterhalten wird.

Das Herzogthum Caſtro und Ronciglione.

Vor vielen Jahrhunderten gehörte dieſe Provinz, welche den Titel Herzogthum führt, einem Herzoge von Parma. Als dieſer Fürſt über den von Ronciglione aufgebracht war, deſſen Betragen alle Einwohner gegen ihn empörte, vermochte er dieſe, ihn umzubringen. Rom hat dieſer Provinz, welche nachher unter deſſen Herrſchaft kam, dieſes Verbrechen nie verziehen. Es hat ſie jederzeit an Steuereinnehmer verpachtet, welche nur ihre Bereicherung zum Zwecke haben, und auch dem heiligen Vater ſich dadurch gefällig erweiſen, daß ſie ſeine Streitigkeit rächen, und die unglücklichen Einwohner drücken. Allenthalben ſieht man auch Geſichter, worauf der Unwille geprägt iſt. Ich habe viele von dieſen Unglücklichen ausgefragt; alle erwähnen nur mit Abſcheu die Nahmen ihrer Tyrannen, und ſie würden das Joch der roheſten Barbaren noch vorziehen. Auch ſie hatte man ſorgfältig über die Urſachen und Wirkungen der franzöſiſchen Revolution hintergan-

gen. Es iſt mir nicht ſchwer geworden, ſie mit der Wahrheit hierüber bekannt zu machen, und ihren Seelen das lebhafte Verlangen einzuhauchen, dem Beiſpiele einer Nation zu folgen, welches ſie frei zu werden lehrt. Die Ronciglioner inſonderheit haben es nicht vergeſſen, wie glücklich und wohlhabend ſie waren, als ſie dem Hauſe Farneſe angehörten. Damals hatte ihre Stadt zwanzig tauſend Einwohner, und einen reichen und wohlthätigen Adel; jetzt hat ſie nicht fünf tauſend, und alle ſind arm und unglücklich.

Die Provinz Orvietto.

Dieſe Provinz hat ihren Nahmen von ihrer Hauptſtadt; ſie iſt völlig ſo wüſte, arm, ohne Kultur und Induſtrie, wie die übrigen. Ihr einziges Hülfsmittel ſind ihre Weine, die ſehr geſchätzt werden. Aber ein Land, welches nur Wein hat, kann nicht reich ſeyn; denn dieſe Einnahme, welche einer Menge Ereigniſſe ausgeſetzt iſt, erfordert überdem eine Wartung und Koſten, die man von den Einwohnern dieſer Provinz nicht erwarten kann.

Die Statthalterſchaft von Orvietto iſt ſo unbedeutend, daß ſie Prälaten ertheilt wird, welche zuerſt die Laufbahn der Adminiſtrationen zu betreten anfangen.

Perugia.

Auch dieſe Provinz hat ihren Nahmen von ihrer Hauptſtadt entlehnt, welche ſehr ſchön,

und weniger entvölkert iſt, als es ſonſt die Städte des Kirchenſtaates ſind; und da ſie einige Privilegien hat, welche die apoſtoliſche Kammer hindern, ihr Joch ſchwer auf ſie zu legen, ſo findet man hier etwas mehr Kunſtfleiß als in den andern Provinzen; und bei ſo fruchtbarem Erdreiche bringt ihr das großen Vortheil. Es giebt auch dort, wie man ſagt, Giftfabriken, welche ſehr thätig ſind. Das Gift iſt unter dem Nahmen Aquette di Naple, oder aqua di Perugia bekannt. Weſentlicher iſt es, daß hieſelbſt verſchiedne nützliche Manufakturen ſind; beſonders wird hier ſehr guter Sammet von Seide, die in der Provinz gewonnen wird, gemacht. Es werden auch treffliche Wachslichter fabrizirt. Perugia iſt aber vorzüglich durch ſeine gute Weide berühmt, und es liefert eine große Menge Vieh nach Rom und Toskana.

Umbria.

Die Stadt Spoletto iſt die Hauptſtadt dieſer Provinz, welche noch eine ſehr wichtige Stadt, Foligni genannt, in ſich hat. In beiden Städten iſt einiger Handel. In dieſer Provinz wird viel Papier fabrizirt. Die Gegend um Spoletto iſt ziemlich angebaut, und überhaupt übertrifft Umbrien bei weitem die Campagna di Roma; immer weil, wie wir ſchon häufig bemerkt haben, ein Theil des Kirchenſtaates mehr oder minder blühend iſt, je nachdem es vom Joche der päpſtlichen Regierung gedrückt wird. Dieſe Bemerkung kann der am wenigſten beobachtende Reiſende im

Kirchenſtaate machen. Dieſes Thermometer zeigt allenthalben unfehlbar richtig an. Wie iſt es wohl möglich, daß dieſe Prälaten ein ſo deutliches und anſchauliches Faktum nicht bemerken? und da verſchiedne Provinzen deshalb weniger elend ſind, weil ſie weniger gedrückt ſind, und einiger Befreiung von Laſten genießen; iſt es dieſen Prälaten denn nicht möglich einzuſehen: daß wenn der ganze Staat von aller Laſt befreit, und die Annona abgeſchaft würde, der Kirchenſtaat in wenigen Jahren bevölkert, der Handel im Flor, die Ländereien angebauet, und voll wahren Reichthums ſeyn würden? der dann dem, welchen der römiſche Hof von den fremden Nationen durch frommen Betrug und Räubereien zieht, welche die Menſchheit empören und demüthigen, weit vorzuziehen wäre. Dieſes ſind bei dem allem Reichthümer, deren Quelle zu verſiegen anfängt.

Die Gegenden um Spoletto ſind den Verheerungen der Erdbeben ausgeſetzt. Alle Apenninen ſind voll ausgebrannter Vulkane, davon einige von Zeit zu Zeit ſich wieder entzünden zu wollen ſcheinen. Von Bologna, bis tief ins Königreich Neapel, ſieht man nichts als vulkaniſche Erzeugniſſe, welche die Einbildungskraft desjenigen ſchrecken, der einige phyſiſche Kenntniſſe hat. Die Regierungen können freilich nicht den zerſtörenden Naturkräften gebieten; allein eine weiſe Aufſicht kann doch vielleicht ihre Aktivität vermindern. Ein ſorgfältig angebauetes und bevölkertes Land zieht mehr Dünſte, Feuchtigkeit und Regen an; es gehet weniger entzündliche und mephytiſche Luft, we-

niger Ausdünſtungen davon aus, die durch ihr Aneinanderreiben die elektriſche Materie reizen und die Exploſionen, welche zu dem Erdbeben beitragen, veranlaſſen.

Die Marken.

Dieſe, deren Hauptſtädte Ancona und Fermo ſind, machen eine ſehr merkwürdige Provinz aus.

Ancona iſt der beſte Hafen des Kirchenſtaates im adriatiſchen Meere. Dieſe Stadt, welche in keiner Art unter der apoſtoliſchen Kammer ſteht, iſt volkreich und treibt einen anſehnlichen Handel.

Die Provinz der Marken hat zu allen Zeiten den Unternehmungen des römiſchen Hofes, der ſie ihrer Privilegien zu berauben trachtete, muthig entgegengearbeitet; und es iſt ihr gelungen, ſie, wo nicht alle, doch größtentheils zu erhalten gewußt. Unter einer weniger fehlerhaften Regierung würde dieſes Beiſpiel gefährlich ſeyn, und ich würde es gewiß nicht billigen. Ein Privilegium iſt eine Ausnahme von den Geſetzen, es iſt ein Vorrecht, welches eben dieſem Geſetze widerſpricht, und es aufhebt: wenn dieſes aber zerſtörend und abgeſchmackt iſt; wenn es, ſtatt der Ausdruck des allgemeinen Willens zu ſeyn, nur die Wirkung des Eigenſinnes eines einfältigen Despoten iſt, welcher die natürlichen Rechte des Menſchen, worauf das ganze Geſetz beruhen muß, mit Füßen tritt; dann wird ein Privilegium eine Gerechtigkeit, weil es in ſolchem Falle die Freiheit und

Sicherheit, welche das Geſetz gewähren ſollte, entweder bewilligt oder aufrecht erhält.

Maeerata, Loretto ſo berühmt durch ſein Heiligthum; Cingoli, durch ſeine Schinken; Recanati, Oſimo, Geſi, Tolentino, die mitten in einer prächtigen und gut angebaueten Ebene liegen, und das an Getreide reiche Mortalto, ſind die vorzüglichſten Städte dieſer Provinz. Unſtreitig iſt aber Fermo, welches die Hauptſtadt der einen Mark iſt, die merkwürdigſte darunter; ſie hat eine der heiterſten und geſundeſten Lagen in der ganzen Welt.

Das Herzogthum Urbino.

Dieſe Provinz heißt Herzogthum, weil ſie ſonſt Regenten hatte, welche Herzoge waren. Sie heißt nach ihrer Hauptſtadt, die groß und ſchön iſt, und ehedem ſehr berühmt war. Seitdem ſie zu dem Kirchenſtaate gehört, hat ſie zwei Drittheil ihrer Einwohner, und mehr als drei Viertel ihres Reichthums verlohren.

Man kann die Städte Pelaro, Foſſombrone, und Sinigaglia aus dieſer Provinz anführen. Erſtere iſt groß, arm und menſchenleer; die zweite hat einige Manufakturen; die letzte iſt durch eine Meſſe bekannt, die jährlich zu Ende des Julius dort gehalten, und von allen Nationen beſucht wird; ſie genießt alsdann einiger Freiheiten, und ich habe einige Prälaten gezwungen mir einzugeſtehen, daß ſie dieſer den Glanz verdankt, den ſie alsdann hat; aber bei dem Eingeſtehen haben ſie es auch bewenden laſſen.

Romagna.

Machte einen Theil des Exarchats von Ravenna aus. Es iſt ziemlich groß, aber arm; obgleich die Ländereien beiſpiellos fruchtbar ſind. Die merkwürdigſte Stadt darinn iſt Ceſena, welche ſo glücklich geweſen iſt, den jetztregierenden Papſt aus ihrem Schooße hervorgehen zu ſehen; wodurch ſie aber um nichts wohlhabender iſt.

Das Herzogthum Ferrara.

Es hat, wie viele andre Provinzen, ſeinen Nahmen von der Hauptſtadt, welche eine große, ſchöne, wohlgebauete Stadt iſt. Sie war ehedem, unter ihren Herzögen, der Sitz der Freude, der Muſen und Grazien, hatte ſechszig tauſend Einwohner, einen prachtliebenden Hof, einen gebildeten und großmüthigen Adel, und ſehr blühenden Handel. Gegenwärtig hat ſie noch nicht vierzehntauſend arme und elende Einwohner; auf ihren Straßen wächſt allenthalben Gras. Der Pofluß, welcher mitten hindurch fließt, macht oft große Verheerungen, ſeitdem die Regierung nicht mehr darauf ſieht, die Schleuſen, die ihn zurückhielten, zu unterhalten; und nun ſind die Ländereien dieſer Provinz in unangebaute und unbewohnbare Moräſte verwandelt.

Der See, und die Stadt Comacchio machen einen Theil des Herzogthums Ferrara aus, und ſein vorzüglichſtes Einkommen beſteht in der Fiſcherei auf dieſem berühmten See. Die

Bewohner dieſer unglücklicheu Provinz wiſſen noch von dem Glücke, deſſen ihre Vorfahren unter ihren damaligen Beherrſchern genoſſen, zu erzählen; von einer Zeit, wo ſie hofften, unter die Herrſchaft der Herzoge von Modena zu kommen. Ich habe eine beſondre Anekdote hierüber gehört. Der Herzog Franziskus III., Vater des jetztregierenden, hatte einige Jahre hindurch eine anſehnliche Menge Truppen, die ſogar über ſein Vermögen gieng, unterhalten; er wartete auf die nächſte Vakanz des heiligen Stuhls, um ſich während derſelben des Herzogthums Ferrara zu bemächtigen, auf welches er bekannte und unſtreitige Rechte hatte, deren vornehmſtes ohne Zweifel die Liebe der Unterthanen war. Welches auch der Vorwand seyn mochte, deſſen ſich der Herzog bediente, ſeine Entwürfe zu vermänteln, ſo errieth der römiſche Hof ſie dennoch, und ſah zugleich ein, daß es ihm unmöglich seyn würde, einer ſolchen Macht zu widerſtehen. Klemens XIII. war damals Papſt; er ſchickte, nach einer ſehr klugen Politik, die Schlüſſel von Ferrara der Kaiſerinn Königinn von Ungarn zu; indem er ſie erſuchte, dieſe von dem Herzoge von Modena bedrohete Provinz in Schutz zu nehmen. Die von Prieſtern gemißleitete Maria Thereſia befahl dem Herzoge, ſeine Entwürfe aufzugeben, welche ſie ſcheitern zu machen entſchloſſen war.

Die Provinz Bologna.

Die Stadt Bologna iſt nach Rom die beträchtlichſte im ganzen Kirchenſtaate, ſo wie

auch

auch die Provinz gleiches Nahmens einer der wichtigſten und berühmteſten Theile deſſelben iſt, welcher die Aufmerkſamkeit der Reiſenden am meiſten auf ſich zieht.

Das erſte, was einem in Bologna ſehenswürdiges vorkommt, iſt die berühmte Mittagslinie von Caſſini, welche in der Kirche des h. Petronius iſt. Von da, wenn man durch die Porta de Saragozza kommt, ſieht man den Portikus, welcher zum Hochaltar des heiligen Lukas führt, welcher auf einem Umfange von drittehalb Milien, aus ſechs hundert drei und vierzig Schwiebbogen beſteht, welche von allen Seiten mit reizenden, wohlkultivirten Hügeln umgeben ſind. Der Portikus und der Hochaltar ſind nach und nach von Klöſtern, von Prälaten, und ſogar von bloßen Privatleuten aufgeführt worden, welche insgeſammt dieſe Schwiebbogen mit der Aufſchrift ihrer Nahmen geziert, oder verunziert haben. Ich habe den Nahmen unſers berühmten Schauſpielers Dufresne dabei bemerkt, der, als er einige Vorſtellungen unſrer Trauerſpiele in Bologna gegeben hatte, die Einnahme davon zur Erbauung einer dieſer Arkaden anlegte.

Bologna liegt an dem Fluſſe Savena; zwei Meilen davon fließt ein Fluß, der kleine Reno genannt; es iſt ein Kanal daraus gegraben, welcher bis in die Stadt, und dann durch den Reno bis nach Venedig führt. Bologna wird in vier Hauptviertel getheilt, und hat achtzig tauſend Einwohner, zwölf Thore, das Thor des Kanals ungerechnet. Die mehreſten

Straßen ſind mit Portiken geziert, deren einige ſehr koſtbar ſind.

Die Provinz Bologna iſt ſehr volkreich; man rechnet auf einer nicht beträchtlichen Strekke Landes zwei hundert und achtzig tauſend Einwohner. Der Kardinal Buoncompagno hatte ſeit langer Zeit den höllischen Entwurf, ſein Vaterland den Verordnungen der apoſtoliſchen Kammer und der Annona zu unterwerfen. Wäre es ihm gelungen, ſo wären nun die Bologneſer völlig ſo elend, wie die andern Einwohner des Kirchenſtaates. Der ſtandhafte Widerſtand derſelben hat ihnen noch einen Theil ihrer alten Vorrechte und alten Verfaſſung erhalten; und der Papſt wird hier vielmehr wie Protektor, als wirklicher Souverain betrachtet.

Bologna hat immer eine ariſtokratiſche Regierungsform gehabt. Der Senat, welcher aus vierzig Mitgliedern beſteht, deren erbliche Bedienung auf den älteſten der Familie fällt, hat die Oberadminiſtration der Provinz und der Stadt Bologna. Der Adel vom zweiten Range hat beinahe alle geringere Magiſtraturen im Beſitze. Als Buoncompagno gleich Anfangs ſo heftigen Widerſtand gegen ſeine Entwürfe bemerkte, veränderte er ſeinen Plan, und ſchien lediglich dieſe Ariſtokratie ſchwächen und demüthigen zu wollen, um dem Volke ſeine urſprünglichen Rechte und rechtmäßige Gewalt wieder zu verſchaffen. Das Volk billigte ſeine erſten Unternehmungen; aber man entdeckte bald ſeine Abſichten. Und eben dieſes Volk, welches die Ariſtokratie des Adels dem Prieſter-

deſpotismus vorzog, ſetzte ſich größtentheils der Ausführung ſeiner Entwürfe entgegen.

Einigermaßen gelang es dem Kardinal doch, das Anſehen des Senates zu ſchwächen, und die Autorität des Papſtes zu vermehren. Dieſer Senat wählt ſich alle zwei Monate einen Chef, unter der Benennung Gonfalonieri, und eine jede ſolche Wahl iſt ein Volksfeſt. In dem Hotel eines jeden dieſer Vierzigen iſt ein Prunkgemach zu dieſer Abſicht eingerichtet. Die Senatoren, bei welchen, wie ſchon geſagt, dieſe Würde erblich iſt, dürfen dieſe Hotels nicht veräußern, und bedienen ſich des zu den Feierlichkeiten beſtimmten Gemaches nur, wenn ſie zu Gonfalonieri ernannt ſind. Dann ſind ſie zu größerm Aufwande in mancher Abſicht verbunden.

Die Stadt Bologna hat ein Juſtiztribunal, welches den Nahmen Rota führt, und deſſen Räthe, wie in Rom, Auditoren heißen. Dieſes Tribunal hat die Civilſachen zu entſcheiden.

Der Gonfalonieri hat acht Konſuln zu Gehülfen bei ſeinen Geſchäften, und ſechszehn Volkstribunen, welche auch Volksgonfalonieri heißen, und alle vier Monate abgewechſelt werden. Die ſechszehn Tribunen ſind: ein Rechtsgelehrter, ein Künſtler, oder Notarius, zwei Senatoren, vier Adliche, vier Cittadino, und vier Kaufleute. Sie werden insgeſammt von ihren Koſten, oder reſpektive Ständen gewählt.

Ein Theil der verſchiednen Zünfte ernennt ſieben und zwanzig Perſonen, welche ſich mit den ſechszehn Tribunen vereinigen; nur mit

dem Unterſchiede, daß Erſtere alle Monat neu gewählt werden.

Die Univerſität Bologna, obſchon nicht mehr was ſie ehedem war, iſt dennoch mit Recht berühmt, und hat viel kluge und geſchickte Männer, die ſich durch Talente und Betragen auszeichnen. Dieſe ſchlecht beſoldeten Profeſſoren genießen im Staate einer großen Achtung. Die Univerſität und Akademie von Bologna ſtehen nicht unter der Aufſicht des Papſtes und ſeiner Prälaten, ſondern unter der Aufſicht der Reformatoren, welche aus den verſchiednen Ständen des Staats ausgeſucht werden.

In Bologna ſind eilf Kollegien, das im J. 1364 geſtiftete nicht mitgerechnet, welches unter dem Nahmen des größern Kollegiums des St. Klemens von Spanien bekannt iſt. Auch eilf Hospitäler hat dieſe Stadt, und noch verſchiedne Hospitien für Arme und Findelkinder. Man rechnet, daß hier fünf tauſend Prieſter, Mönche und Nonnen ſind. Das Volk in dieſer Stadt iſt klug und lebhaft; auch giebt es hier verdienſtvolle Gelehrte; aber ſie haben den Fehler der ermüdendſten Redſeligkeit mit den andern Einwohnern dieſes Landes gemein. Fremde werden hier vollkommen gut aufgenommen.

Unglücklicherweiſe werden die Richter in Bologna von den päpſtlichen Legaten ernannt; alle drei Jahre kommt ein andrer, und bringt dann gewöhnlich ſeine Kreaturen, die er von Rom mit hierher ſchleppt, unter. Das zieht die größten Mißbräuche nach ſich, die man frei-

lich in allen dem heiligen Stuhle unterworfnen Städten und Ländern antrift; weil es ihm ſehr einerlei iſt, ob die Juſtiz gut oder ſchlecht verwaltet wird. Die Hauptadminiſtration kommt, wie ſchon geſagt, den Vierzigen zu. Sie beſetzen zwar die Bedienungen, allein der Legat hat das Recht, die Ausübung derſelben zu unterſagen, wenn ihm jemand davon nicht anſteht. Die Polizei ſteht unter einer Magiſtratsperſon, der Barigel genannt. Er iſt das Haupt der Sbirren, und wird auch aus ihrer Mitte gewählt; aber dieſe Sbirren ſind beinahe alle ſchlechte und verderbte Menſchen. Ein ehrlicher Bürger, ſogar ein Bauer, würde ſich weigern, deſſen Verrichtung zu übernehmen. Dieſe Sbirren ſind beinahe alle fremde, aus ihrem Vaterlande verwieſene Leute. Darnach kann man urtheilen, wie ungefähr die Polizei in der Stadt Bologna verwaltet wird. Indeß wird dieſer Barigel, der lebenslang dieſe Bedienung behält, da er beſſer als eine andre obrigkeitliche Perſon die Beſchaffenheit der Provinz und der Stadt kennt, dem Legaten, den Senatoren, und allen, welche Theil an der Staatsverwaltung haben, ſehr nöthig, und er hat oft auf ihr Betragen und ihre Staatsverwaltung Einfluß.

Die Provinz, und beſonders die Stadt Bologna, treibt einen ſehr beträchtlichen Handel; er beſteht hauptſächlich in Parfümerien, Liqueuren und andern ähnlichen Dingen. Es werden hier auch vorzüglich gute Bratwürſtchen gemacht, die allenthalben berühmt ſind. Die Lage von Bologna, welches im Mittelpunkte

von Italien an einem Kanale liegt, welcher mit einem ſchiffbaren Strome zuſammenhängt, und von dort aus ins Meer führt, iſt allerdings dem Handel ſehr günſtig; vornehmlich aber iſt die Thätigkeit, die ihn in Aufnahme bringt, den klugen Geſetzen, welche ihn begünſtigen und ſeine Freiheit ſichern, zuzuſchreiben. Die Regierungsverfaſſung von Bologna iſt ein Gemiſch von Republikanismus und Demokratie, welches dem Volke ſeine Rechte und ſeine Würde erhält, und ſeinem Kunſtfleiße Nahrung giebt. Auch ſtehen hier Künſte und Wiſſenſchaften im Anſehen; der Handel blüht, und man trift allenthalben die Energie, welche Lebensglück verſchafft und zuſichert.

Auch die Natur ſcheint mit Wohlgefallen dieſe ſchönen Anlagen zu begünſtigen. Das Land iſt ganz ungemein fruchtbar; vorzüglich ſind ſeine Gewäſſer der Manufaktur günſtig, beſonders dem Krepp, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Der große Zufluß von Fremden trägt ebenfalls zur Wohlfahrt von Bologna bei. Beſonders häufig kommen ſie in der Faſtenzeit, welche für das ganze übrige Italien wie ausgeſtorben, für dieſe Stadt aber die Zeit des Vergnügens iſt; es kommen Sänger und Tänzer, deren Sammelplatz hier iſt, und die dann hier die Trupps für Liſſabon, Madrid und viele andre Orte bilden.

Die Frauenzimmer ſind in Bologna ſehr ſchön; ſie ziehen ſich mit reizendem Geſchmacke an, und bekommen überdem auch eine ſorgfältige Erziehung, welche ihren Umgang ſehr ein=

ladend macht. Es iſt nichts ungewöhnliches, in Bologna gelehrte, und in Künſten und Wiſſenſchaften ſehr geſchickte Frauenzimmer anzutreffen. Ich habe nichts bemerkt, welches die Bemerkungen der Reiſenden über die Eiferſucht der Männer beſtätigen könnte. Ohne Zweifel werden einige von dieſer Leidenſchaft geplagt; allein es iſt bei weitem kein karakteriſcher Zug der hieſigen Männer. Auch genießen die Frauen hier zu Lande der größten Freiheit; ſie ſehen Fremde bei ſich, gehen aus, und zeigen ſich öffentlich mit andern Mannsperſonen als ihren Männern, ohne daß es auffiele. Wenig Menſchen ſehen auf Reiſen ohne Vorurtheil; und was man von der Eiferſucht der Italiener erzählt, iſt eines der abgeſchmackteſten Mährchen, welche in den Berichten von dieſem Lande bekannt geworden ſind.

Bologna liegt am Fuße der Apenninen. Das Bologneſiſche hat gegen Morgen das Territorium von Imola, Ferrara gegen Mitternacht, gegen Abend wird es allenthalben von den Ebnen des Herzogthums Modena eingeſchloſſen. Dieſe ziehen ſich bis an die Bergkette, welche die Grafſchaft Bologna gegen Mittag von Toskana trennen. Bologna war in alten Zeiten eine der Hauptſtädte, welche der Herrſchaft der Hetrusker unterworfen war; dann kam ſie unter römiſche Bothmäßigkeit, und von der Zeit an legte ſie ſich mit Erfolg auf Wiſſenſchaften und Künſte.

Der Kirchſprengel von Bologna hat drei hundert acht und vierzig Pfarren. Hier iſt, wie im ganzen Kirchenſtaate, alles mit Kirchen,

Klöſtern und Prieſtern überladen. Der Legat hat einen nicht beträchtlichen Gehalt. Man will ſich das Recht vorbehalten, zu ſagen, er lebe in Armuth; allein ſein wirklich anſtößiger Luxus verräth ſeine Heuchelei. Beſonders hat ſich der Kardinal Buoncompagno ganz unverſchämt auf Koſten der Provinz, die er ausſog, bereichert. Seit einem Jahrhunderte hatte ſie nur neunzehn Millionen Thaler Schulden; aber während ſeiner Verwaltung iſt das Deficit um fünf Millionen Thaler vermehrt worden. Er machte viele Operationen mit der Schiffahrt und Bewäſſerung der Ländereien, welche die Urſache, oder doch der Vorwand dieſer neuen Schuld wurden, und ihm Mittel an die Hand gaben, ſeine Unterſchleife zu verbergen. Es erhoben ſich ernſthafte Klagen gegen ihn; allein der Papſt nahm ſich ſeiner beſtändig an, und wollte nichts hören. Als Buoncompagno ſich ſelbſt ſtraflos wußte, ließ er einige ſeiner Ankläger ſtrafen, und brachte alle Uebrigen zum Stillſchweigen.

In Bologna ſind viele Konſumtionsartikel mit Abgaben zum Vortheile des Papſtes belegt; allein die ſtärkſten treffen die Prieſter und Mönche; einige erkaufen die Erlaubniß, Schuhe, andre, leinene Hemden ſtatt der baumwollnen tragen zu dürfen; die mehreſten erkaufen das Recht, von einigen ihrer Obliegenheiten befreit zu ſeyn.

Die Provinz Bologna, ſo bevölkert ſie auch iſt, hat doch nächſt Bologna nur noch eine Stadt: nämlich Cento, welche dadurch be-

rühmt iſt, weil Guercino, einer der größten Maler Italiens, daſelbſt gebohren iſt.

Ich habe geglaubt, bei Bologna etwas weitläuftig ſeyn zu müſſen. Eine Stadt, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch eine ſo große Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Freiheit gezeigt hat, verdient wohl, daß man ſich mit ihr beſchäftige, und ſie bekannt mache. Vermuthlich wird einſt Italien ſich ſchämen, ſo erniedrigende Ketten zu ſchleppen; und dann wird die Stadt Bologna demſelben mit Muthe vorangehen, und das Beiſpiel geben. Wie ſehr die Päpſte ſich auch je und je bemühet haben, ſie gleich den andern Städten des Kirchenſtaates zu unterjochen, ſo hat ſie doch zu widerſtehen gewußt, und einen Theil ihrer Unabhängigkeit behalten. Hier iſt es auch, in dieſer Stadt, wo ich die meiſten Anhänger der franzöſiſchen Revolution gefunden habe, auch das mehreſte Intereſſe und die mehreſte Neugierde, ſie genau kennen zu lernen; ſelbſt unter den Senatoren habe ich zur Freiheit erſchaffne Weſen gefunden, und die wohl den Vorzügen ihrer Geburt entſagen würden, um wieder Menſchen zu werden.

Beſchluß.

In den Staaten des Papſtes hat jede Stadt ihren Statthalter, und jede Provinz einen Generalgouverneur. Die beiden Herzogthümer Ravenna und Ferrara werden von Legaten a latere, welches immer Kardinäle ſind, regiert. Die Statthalter von einigermaßen bedeutenden Städten ſind immer Prälaten; in andern ſind

es gewöhnliche Prieſter. Allenthalben aber werden dieſe Statthalter von dem Papſte ernannt.

Der Papſt aber thut, gleich den andern Souverainen, wenig durch ſich ſelbſt; er iſt mit Neffen, Miniſtern und Hofſchranzen umgeben, deren Protektion erbettelt und erkauft werden muß. Jeder Statthalter, der ſich auf ſeinem Poſten erhalten, oder einen beſſern haben will, muß ſich ihre Gunſt erkaufen, und zu dieſer Abſicht drückt er die Provinz, die er adminiſtrit. Sie bezahlt, um ſeine Verſchwendung zu unterſtützen; auch muß ſie bezahlen, ihm ſeine Mäcenen beſtechen zu helfen. Dieſe Statthalter, welche ihre Poſten nur drei Jahre bekleiden, ſehen ſehr darauf, daß ſie dieſen kurzen Zeitraum gut benutzen, und laſſen keinen Augenblick für ſich verloren gehen. Wie ſollten die elenden Einwohner, welche unaufhörlich von den ſtrafloſen Bedrückungen geplagt werden, wie ſollten ſie einem Statthalter zugethan ſeyn, der ſie nur zu unterdrücken verſteht, und wenn ſie beſtändig das Beiſpiel der Knechtſchaft und das Unglück der Provinzen, wo er Geſetze vorſchreibt, vor Augen haben, und dagegen wieder die Aufnahme und den Wohlſtand aller Kantonen bemerken, die ſich davon frei zu machen gewußt haben? Möchten endlich alle Menſchen einſehen, was von einer geiſtlichen Regierung zu erwarten iſt, und dieſe monſtröſe Hierarchie, die zu allen Zeiten die Schande und das Elend der Menſchheit war, auf ihren wahren Werth herabſetzen!

Ende des zweiten Theiles.

Innhalt

des erſten Bandes.

Seite

Weg von Rom nach Neapel 5
Die Pontiniſchen Sümpfe 9
Verfolg des Weges von Rom nach Neapel 14
Erziehung des Königs von Neapel 20
Unterſtützung einer Wittwe 25
Die königliche Ohrfeige 27
Einige Züge welche den Karakter des Königs und der Königinn genauer bezeichnen 33
Die Neapolitaner 36
Die Vicarei 47
Der königliche Fiſchzug 50
Erläuterung über die Paglietti 52
Ueber Mönchsgewalt 53
Der außerordentliche Straßenräuber 60
Falſches Vorurtheil in Abſicht des Markis Tanucci 65
Innere Staatsökonomie und mündliche Kontrakte 70
Patriotismus 73
Ueber Mönche und Prieſter 76
Ausnahme von der allgemeinen Regel 82
Die Stadt Neapel 85
Der päpſtliche Geſandte 89
Der Miniſter Akton 91
Warum der König von Neapel ſo für ſeine Gemahlinn eingenommen iſt 95
Die Staatsökonomie, betreffend die Geſetze des Markis Tanucci. 97

Seite

Treuherzigkeit des Königes in Abſicht des Tanucci. 99
Die Schwitzbäder 100
Die wichtige Entdeckung 104
Eine ſich auf die Jagd beziehende Anekdote. 106
Einige Vorrechte des Herrenſtandes 108
Ein Zug von Caraccioli in Anſehung des Prälaten Caleppi 112
Der König ſchätzt die Wiſſenſchaften 113
Ein Dialog 115
Ein glücklicher Tag 120
Die Erſcheinungen 124
Kalabrien 126
Der Markis del Marco 132
Luſtige Art um eine Stelle anzuhalten 133
Diplomatiſche Kleinheit 135
Die Aerzte 137
Die Katakomben 139
Eine Bemerkung über den gemeinen Mann in Neapel 144
Das fehlgeſchlagene Konkordat 148
Einige Bemerkungen über den Hof zu Rom in Anſehung ſeiner Verhältniſſe mit Neapel 151
Sonderbarer Prozeß 154
Die Miniſterſchaft des Markis Caraccioli 157
Reiſen des Königs von Neapel 159
Aktons Schützling 167
Der Abt Galliani 169
Die entlarvte Heilige 176
Karakteriſtiſche Züge des Königs von Neapel 180
Der engländiſche Geſandte 186
Der Ball bei Hofe 190
Erläuterung 199
Anekdoten den Ritter Briſſac betreffend 205
Ein Geſpräch 215
Reliquien 222

Seite

Parallele zwiſchen Karl III. Könige von Spanien, und Ferdinand VI. Könige von Neapel, dem Sohne dieſes Monarchen 227
Von den Gelehrten 233
Das Gemälde 241
Die erbliche Pedanterie 242
Ein grauſamer, beinahe unglaublicher, aber dennoch wahrer Entwurf 247
Von der Witterung in Neapel 255
Der Tobak 257
Der Graf Scabrousky 260
Außerordentlicher Staatsrath 264
Bemerkungen über die Wiſſenſchaften einiger Perſonen 268
Intereſſante Beſuche 271
Die Toskaneſen 278
Von der Art, wie man in den beiden Sizilien reiſet 284
Die Polizei 294
Einige Diplomatiker 298
Begebenheiten eines berühmten Mannes 303
Die ſonderbare Krippe 310
Der Quell der Neuigkeiten 316
Einige den berühmten Arzt Cottugno betreffende Züge 324
Der Doktor Gatti 327
Unerwartete Antworten 332
Von den gerichtlichen Verfahren 338
Sorrento 342
Der königliche Fanatismus 346
Reiſe nach Peſtum 354
Die Edikte 363

Innhalt

des zweiten Bandes.

Seite

Ueber die Ausfuhr der Lebensmittel 3
Gewicht, Maaß, Münzen 8
Waareneinfuhr 11
Von der Bevölkerung 13
Die Projekte 18
Die Einkünfte des Königs von Neapel 31
Die Landtruppen 40
Die Marine 46
Taſchenſpielerſtückchen. Hochdünkel Joſeph II 56
Von den Provinzen, welche das Königreich Neapel ausmachen 64
Regii Stucchi 70
La Tivoliera 73
Sizilien 81
Von Rom. Ueberfahrt von Neapel nach Civita-Vecchia. 89
Der Hafen von Civita-Vecchia 90
Der Handel von Civita-Vecchia 92
Die Garniſon, die Galeerenſklaven und die Verbrecher 93
Die Stadt 95
Die Klöſter 96
Geſpräch 97
Reiſe von Civita-Vecchia nach Rom 101
Der Verfaſſer kömmt in Rom an. Der Eindruck den es auf ihn macht 103
Die Ausgaben in Rom, die Geſchenke, das Hausgeſide 104
Der außerordentliche Bankier 107
Der Garten des Quirinal 109

	Seite
Ruſſiſche Anekdote	112
Der Muth der römiſchen Weiber	113
Es giebt der Wege mancherlei zur päpſtlichen Krone zu gelangen	115
Der Kardinal Visconti	117
Die Kirche zu Utrecht	120
Eine Synode in Deutſchland	123
Die Antiquarien	126
Die Pfarrer	129
Klemens XIV.	131
Die Felder bei Rom	136
Die Vacabili.	138
Einige Bemerkungen über die beiden vorhergehenden Abſchnitte	140
Was für Begriffe Pius VI. von der Juſtiz hat.	142
Die Landſtraßen	144
Geiſt der Regierung des neuern Roms	145
Welcher Regierung die des neuern Roms verglichen werden kann	147
Das Wochenbette der Prinzeſſinn Herzoginn	154
Der ſpaniſche Miniſter	155
Die Lieblingshoffnung der Römer	158
Entwürfe, deren Ausführung unmöglich iſt	160
Die Annona	162
Der anſtößige Widerſpruch	164
Pius VI. iſt ſehr eitel auf ſeine Geſtalt	166
Der Kardinal von York	167
Der Adel des Neffen von Pius VI.	169
Der Kardinal Anton Maria Doria	171
Der Graf Rivera	172
Der Prätendent	174
Eine Anekdote, welche ſich auf dieſen Prinzen bezieht	175
Das Kollegium der Propaganda	177
Der Kardinal Gerdil	179
Der Kardinal Negreni	180

	Seite
Die dreifache Krone macht die Menſchen beredt	181
Freundlichkeit des römiſchen Volks	183
Das Jeſuiterkollegium	185
Memo, venetianiſcher Geſandter	187
Die ſchöne Reliquie	189
Römiſcher Kunſtfleiß	190
Stolz des römiſchen Volks	195
Die Aſſembleen	205
Der berühmte Mengs	209
Die Vorſtellung, oder die wirkliche Komödie	215
Stephan Brandi	219
Der Kardinal Franzisco Albani	224
Der Prälat Stay	229
Der Pater Jaquier	231
Die Toleranz des Minimenordens	233
Der Kardinal Bernis	236
Der Kardinal Corſini	240
Der Kardinal Zelada	244
Der Kardinal Herzan	249
Der Fürſt Bathiani	252
Der römiſche Adel	255
Der Kardinal Buoncompagno	257
Der Kardinal Aqua viva	260
Der Kardinal Carrara	262
Der Kardinal Busca	264
Der Kardinal Pallotta	265
Der Kardinal Orſini	268
Der Kardinal Borromeo	271
Der Kardinal Archinto	273
Joſeph Pamphylius Doria	274
Die Zuſammenkunft	276
Der Prinz und die Prinzeſſinn Rezzonico	280
Die getäuſchte hohe Einbildung	283
Der Toskaniſche Geſandte	289
Die Engelsburg	293
Das Kapitol	300

Seite
Die päpſtliche Behutſamkeit 305
Der ſchlecht ausgeführte Auftrag 311
Der Prälat Ruffo 313
Der Auditor Taruffi 317
Die Herzoginn Bracciano 321
Betrachtungen über einige den Italienern ſehr nachtheilige Vorurtheile 325
Das Erſtaunen 331
Die Gelehrten 343
Eine ſonderbare Anekdote 348
Der Kardinal Finocchetti 353
Die Katakomben zu Sankt Sebaſtian 355
Ein Zug, welcher die ausnehmende Schwäche der römiſchen Regierung bezeichnet 359
Allerheiligſte Eitelkeit 363
Noch eine allerheiligſte Eitelkeit 366
Anſtößige Unbilligkeit Pius VI. 367
Der Dialog 371
Von den Juden 383
Die Zeichenſchule 388
Der Kardinal Braſchi Oneſti 391
Der Herzog Prinz Braſchi Oneſti 393
Habſucht Pius VI. 397
Jachzorn Pius VI. 400
Die Erziehung 403
Die nützliche Brüderſchaft 405
Pfarren und Bevölkerungszuſtand von Rom 307
Die Vakanz des päpſtlichen Stuhls 409
Fromme Stiftungen 410
Fideicommiß und Cölibat. Hinterniſſe zur Aufmunterung zum Ackerbaue 413
Die Dispenſationen 415
Von den Bullen und Breven 416
Werth des Geldes 418
Der Handel 419
Einkünfte des Kirchenſtaates 420
Die Schulden 423

Bayerische Staatsbibliothek München

	Seite
Oeffentliche Ausgaben	424
Die Land und Seetruppen	425
Noch Urſachen, warum die öffentlichen Angelegenheiten ſo ſchlecht adminiſtrirt werden	428
Die den Kardinälen zugetheilten Bedienungen	429
Die Kongregationen	431
Von einigen, die weltliche Regierung betreffenden Tribunälen	433
Die Rota	434
Der Kirchenſtaat	436
Die Compagna di Roma	438
Die Sabiner	439
Das Erbtheil des heiligen Petrus	440
Das Herzogthum Caſtro und Rociiglione	441
Die Provinz Orvietto	442
Perugia	442
Umbria	443
Die Marken	445
Das Herzogthum Urbino	446
Romagna	447
Das Herzogthum Ferrara	447
Die Provinz Bologna	448
Beſchluß	457

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gorani, Giuseppe, 1740-1819

Geheime und kritische Nachrichten von Italien nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes

Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig 1794

Bibl.Mont. 2059-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718630-4
VD18 90194365